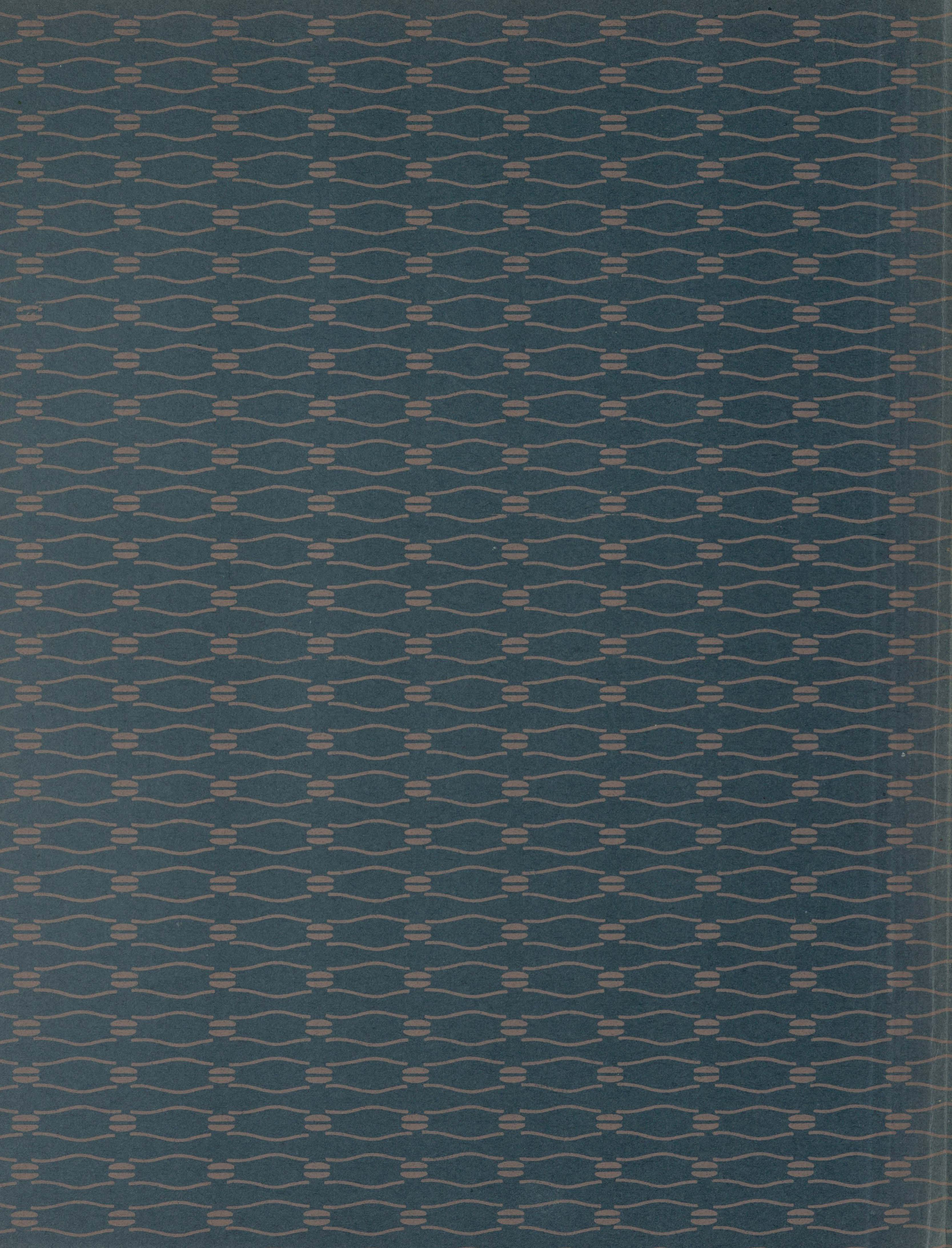
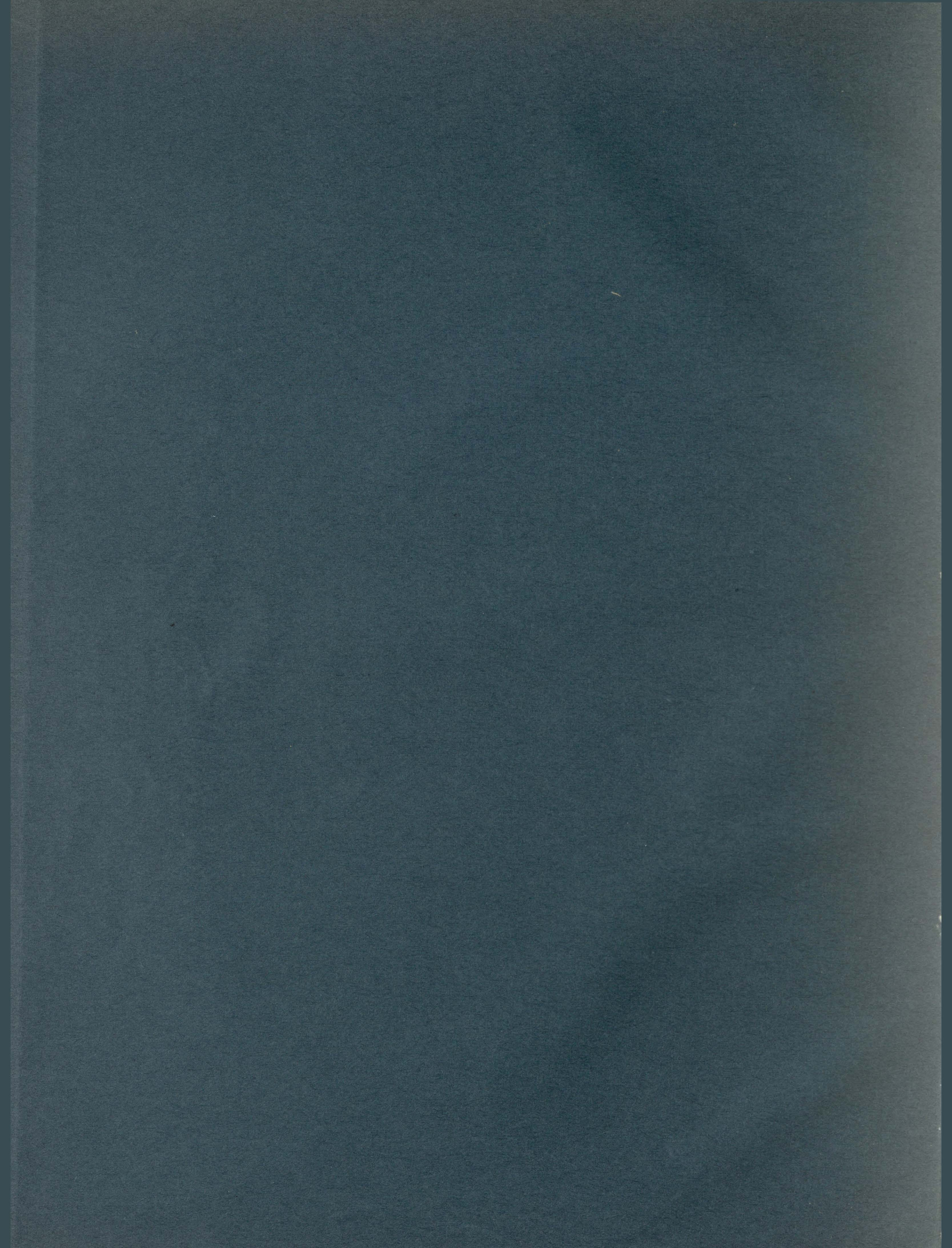
DAS GESCHLECHTLEBEN DER JAPANER

VON

DR. FRIEDRICH S. KRAUSS







BEIWERKE

ZUM

STUDIUM DER ANTHROPOPHYTEIA

JAHRBÜCHER FÜR FOLKLORISTISCHE ERHEBUNGEN UND FORSCHUNGEN ZUR ENTWICKLUNGGESCHICHTE DER GESCHLECHTLICHEN MORAL

unter redaktioneller Mitwirkung und Mitarbeiterschaft von **Friedrich J. Bieber**, Ethnologen in Wien, Prof. Dr. **Franz Boas**, an der Columbia-Universität in New-York V. S. N., Dr. med. und phil. **Georg Buschan**, Herausgeber des Zentralblattes für Anthropologie in Stettin, Geh. Medizinalrat Prof. Dr. **Albert Eulenburg** in Berlin, Prof. Dr. **Sigmund Freud**, an der k. k. Universität in Wien, Prof. Dr. **Anton Herrmann**, Herausgeber der Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn, in Budapest, Prof. Dr. **Juljan Jaworskij** in Kiew, Dr. **Alexander Mitrović**, Rechtsanwalt in Herceg Novi, Geh. Medizinalrat Prof. Dr. **Alb. Neisser**, an der kgl. Universität in Breslau, Dr. **Giusepe Pitrè**, Herausgeber des Archivio per lo studio delle tradizioni popolari in Palermo, **Ferdinand Freiherrn von Reitzenstein** am kgl. Museum für Völkerkunde in Berlin, Dr. med. **Isak Robinsohn** in Wien, Prof. Dr. **Karl von den Steinen** in Berlin und anderen Gelehrten, gegründet im Verein mit weiland Prof. Dr. med. **Bernbard Hermann Obst**, Direktor des Museums für Völkerkunde in Leipzig,

herausgegeben von

DR. FRIEDRICH S. KRAUSS

WIEN VII/2. NEUSTIFTGASSE 12.

II. BAND:

DAS GESCHLECHTLEBEN IN GLAUBEN, SITTE, BRAUCH UND GEWOHNHEITRECHT DER JAPANER.

ZWEITE, NEU BEARBEITETE AUFLAGE

MIT 256 ABBILDUNGEN.

BEZUGPREIS FÜR JEDEN BAND 30 MARK.

DAS GESCHLECHTLEBEN IN GLAUBEN, SITTE, BRAUCH UND GEWOHNHEITRECHT DER JAPANER.

VON

DR. FRIEDRICH S. KRAUSS.

ZWEITE, NEU BEARBEITETE AUFLAGE

MIT 256 ABBILDUNGEN.



LEIPZIG 1911.

ETHNOLOGISCHER VERLAG.

Privatdruck.

Nur für Gelehrte, nicht für den Buchhandel bestimmt.
Ohne Genehmigung des Herausgebers darf der Verlag kein Exemplar liefern.
Wer die Anthropophyteia öffentlich ausstellt oder verleiht, setzt sich der Gefahr einer Verfolgung aus.

Zahl: 18

Druck von H. F. Jütte in Leipzig.

Vorwort zur ersten Auflage.

Der wichtigste, um nicht zu sagen einzige leitende Grundsatz für die echte Volk- und Völkerforschung, wie sonst für jede wahre wissenschaftliche Untersuchung, ist der, eingedenk zu bleiben, daß es unsere Aufgabe ist, die Erscheinungen unverschönt und unverbessert, in ihrer unverhüllten Wirklichkeit kennen zu lernen, bevor wir nach Erklärungen suchen oder nach höheren Ursachen fragen mögen. Ist einmal eine Tatsache nach allen ihren Seiten hin erkannt, so ist sie eben damit erklärt und die Aufgabe der Wissenschaft ist damit beendigt.

In diesem Sinne bemühte ich mich, einige der bedeutsamsten Grundzüge des japanischen Volktums sicher zu ermitteln, in einen sich gegenseitig erklärenden Zusammenhang zu setzen und sie möglichst in eine ethnologische und folkloristische Perspektive zu rücken. Diese Monographie ist nur ein Beiwerk zu meinen Jahrbüchern, zu den Anthropophyteia, in denen die tüchtigsten Erforscher des menschlichen Geschlechtlebens ihre Erhebungen veröffentlichen. Die Anthropophyteia bieten darum die kostbarsten folkloristischen Parallelen zu den in dieser Schrift mitgeteilten Anschauungen, Sitten und Bräuchen dar. Darum durfte ich mich hier der gedrängtesten Kürze befleißigen unter Verzicht auf literarische und künstlerische, raumverzehrende Darstellungweisen. Diese Arbeit dient bloß der Belehrung.

Sollte der eine und der andere Leser Befriedigung an meinem Werke finden, so möge er auch jener eingedenk sein, die mich mittelbar in der Arbeit gefördert und zu innigstem Danke verpflichtet haben, der Herren W. G. Aston in Devon, Dr. Edmund Buckley in Chicago und Dr. Magnus Hirschfeld in Charlottenburg. Ausdrücklich habe ich zu bemerken, daß die in vorliegender Schrift abgebildeten Gegenstände von jeder öffentlichen Besichtigung unbedingt ausgeschlossen sind, weil deren Eigentümer sie in Ruhe für sich behalten wollen.

Wien VII/2, Neustiftgasse 12, am 21. September 1907.

Dr. Friedrich S. Krauss.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Der allgemeine Beifall, den die Beiwerke zum Studium der Anthropophyteia in der Gelehrtenwelt finden und insbesondere die freundliche Aufnahme der ersten Auflage vorliegenden Buches verpflichteten mich, die Sonderuntersuchung nach verschiedenen Richtungen hin zu vertiefen. So entstand ein neues Werk, das an Umfang der ersten Fassung mehr als um die Hälfte überlegen ist. Von selbst ergab sich dabei die Notwendigkeit, zur Erläuterung von Sitte, Brauch und Glauben eine größere Anzahl von Abbildungen beizubringen und überdies neue, bessere Aufnahmen von den Vorlagen der ersten Auflage zu besorgen.

Was an sicherem folkloristischen Stoff aus der kaum übersehbaren Literatur über Japan herauszusuchen war, stellte ich hier zusammen. Im Vergleich zur aufgewandten Mühe ist das Ergebnis wohl etwas bescheiden. Vielleicht regt jedoch meine Vorarbeit japanische Gelehrte zum eifrigen Studium ihrer heimischen Folklore an, nämlich der vom Geschlechtleben. Auf diesem Gebiete kann man noch endlos vieles für die Menschheitforschung leisten.

Erlangt das Buch auch in seiner gegenwärtigen Gestalt Anerkennung, so gebührt dafür ein herzlicher Dank nachbenannten Herren, die mich vielfach aufs liebenswürdigste förderten: Karl Amrain in Straßburg i. E., dem Afrikaforscher Friedrich J. Bieber in Wien, Prof. L. Hütter in Gießen, Direktor L. Mittler vom Colosseum in Wien, Dr. Oskar Münsterberg in Leipzig, Josef Schedel in Peking, Prof. Dr. Luzian Scherman, Direktor des ethnographischen Museums in München, Paul Schroeder in Berlin, Charles Skolik, k. k. Hofphotographen in Wien und Paul Walter in Rixdorf.

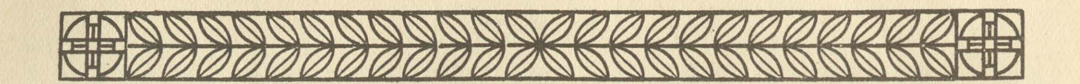
Wien VII/2, Neustiftgasse 12, am 20. November 1910.

Dr. Friedrich S. Krauss.

Inhaltverzeichnis.

Zur Aussprache der japanischen Worte:

ch = č = tsch. — **j** = dž = dsch. — **s** = ss = sz. — **sh** = š = sch. — **z** = slavischem z, = deutschem s in besonnen. — **y** = j.



I.

Einleitung.

Das wissenschaftliche Studium des Phallizismus in der Gegenwart. — Sittlichkeitbegriffe. — Obszönität und Erotik. — Japan als Erzieher. — Ursprung und Urgeschichte des japanischen Volkes. — Nacktheit und Badesitten. — Ihre berüchtigte Unsittlichkeit. — Ethnologische Ausblicke.

Der Präsident einer englischen anthropologischen Gesellschaft sagte (nach Astons Zeugnis) — wohl im Scherze —, wer sich mit dem Studium des Phallizismus befasse, müsse verrückt werden. Das kann schon sein, wie ja ähnlich auch einer meiner chrowotischen Lehrer, ein Franziskanermönch, vor dem Nachdenken über die heiligen Dogmen warnte, sonst werde es uns wie einem gewissen Martin Luther ergehen, den zuletzt der Teufel geholt hat.

Sollen und dürfen wir uns trotz allen den wohlgemeinten Warnungen dennoch mit Stoffen befassen, die eigentlich auch uns abartig sind und uns Kulturmenschen vielfach abstoßen? Ein Volk nur nach den kriegerischen oder kaufmännischen oder literarischen Erfolgen zu beurteilen, ist ebenso ungerecht und daher verkehrt als zum Maßstab dessen Schöpfungen auf dem Gebiete der Malerei, Bildhauerei, Töpferei und Stickerei oder Baukunst zu wählen. Das kommt mir wie die Bewunderung vor, die man den herrlichen Façadenbauten unserer modernen Großstädte zollt, ohne sich darüber Rechenschaft abzulegen, ob die Bauten auch allen Ansprüchen der Bewohner genügen. Nicht die Äußerlichkeiten, sondern die Innerlichkeiten entscheiden über das Leben so Einzelner als der Volkgruppen oder ganzer Völker. Unter Innerlichkeit verstehe ich als Folklorist die Stellung der Frau in und außerhalb der Familie nach Sitte, Brauch, Recht und Glauben, denn die Frau als Mutter ist Erhalterin und Wahrerin alles Gewordenen und Erworbenen. Männer machen Geschichte, Frauen erleben sie. Der Männer Entwicklung und Fortbestand hängt aufs innigste vom Gedeihen der Frauen ab. Von dieser Erkenntnis geleitet hat der Folklorist seine Aufgabe dahin zu fassen, daß er alles ergründe, was zum Verständnis der wahren Stellung der Frau im Volke beitragen mag. Im Vordergrunde der Betrachtung steht die geschlechtliche Betätigung. Das bei einem uralten Kulturvolke herauszufinden, ist gewiß nicht leicht, doch bewährt sich hier die Trefflichkeit der ethnologischen Forschungmethode, die jedem eine volle Nachprüfung ermöglicht und keiner braucht sich ernstlich dabei vor dem Verrücktwerden zu fürchten.

„Überhebender Dünkel, der Dunkelmännern besonders eigen zu sein scheint, hat sich vermessen, die Sexualforschung als Pseudowissenschaft zu verdächtigen.

Wissenschaft ist Ordnung des Mannigfaltigen zum Einheitlichen; Erkennen und Urteilen; Naturwissenschaft die Gewinnung der Naturgesetze aus der Erkenntnis der Naturerscheinungen. Alles dies trifft bei der Erforschung des menschlichen Geschlechtlebens gewiß zu, wobei es freilich hier noch mehr wie sonst Geltung hat, daß es der Geist der Behandlung ist, welcher dem Gegenstand die Würde verleiht“. [1])

Man hält uns aber immer und immer wieder vor, unsere Schriften könnten in unrechte Hände geraten, die öffentliche Moral untergraben und mancherlei Unheil stiften. Davon gehen fast alle unsere Widersacher aus, indem sie sich in der Rolle von Tugendbehütern gefallen.

Mit der angeblichen Sittlichkeit, mit der „Moral“ hat man in der Welt alles begründet: die Inquisition, die Hexenprozesse, alles; und diejenigen, die gegen solche veraltete Einrichtungen aufgetreten, sind stets als Störer, als Untergraber der Sittlichkeit hingestellt worden [2]).

Was des Seins würdig ist, ist auch des Erkennens wert und würdig, sagte Baco von Verulam. Es ist eine dreiste Verdrehung der Wahrheit, wenn man unsere ernsten Forschungen obszöne Machwerke heißt und uns mit dem Namen Pornographen bezeichnet.

Obszön ist toto coelo verschieden vom Erotischen, bemerkt Iwan Bloch. Unzüchtige Schilderungen mögen in einer Schrift vorkommen, ohne daß diese als „obszön“ bezeichnet werden kann. „Obszön ist nur dasjenige Buch, das einzig und allein, ausschließlich zum Zweck der geschlechtlichen Erregung verfaßt wurde, dessen Inhalt auf die Erweckung der groben tierischen Sinnlichkeit abzielt“ [3]). Bloch meint ferner: „Wir haben bezüglich der unbefangenen wissenschaftlichen und kulturgeschichtlichen Würdigung der Pornographie [es soll heißen: der Erotik; denn mit Pornographie befassen wir uns nicht] gewaltige Rückschritte gemacht, und es gehört heute ein gewisser Mut dazu, auch diese Dinge der wissenschaftlichen Erkenntnis zu erschließen und auch diese seltsamen Auswüchse unbefangen und objektiv zu betrachten“. Diesen Mut haben heutzutage weitaus mehr echte Forscher als jemals vorher. Edmund Buckley durfte z. B. ohne weiteres seine Abhandlung über den phallischen Kult in Japan der Universität in Chicago zur Erlangung der Doktorwürde vorlegen und kein geringerer, als Dr. Hirsch, der Oberrabbiner der Chicagoer Judenschaft nahm die Widmung der Arbeit an. In ethnologischer Perspektive betrachtet ist es ungerechtfertigt, von seltsamen Auswüchsen des Menschengeistes zu reden, wenn es sich, wie bei unseren Untersuchungen, um primitive Äußerungen des überall in der Welt vorkommenden menschlichen Geschlechttriebes handelt. Nur infolge unserer eigenartigen Schulerziehung sehen wir nicht, was sich rechter Hand, linker Hand um uns abwickelt, und dann erstaunen wir jedesmal, so oft wir in die Lage kommen, frei nach allen Richtungen auszu-

---

[1]) M. Hirschfeld. Vom Wesen der Liebe, Jahrb. f. sex. Zwischenstufen VIII, Leipzig 1906. S. 4.

[2]) Abgeordneter Thiele in der Reichtagverhandlung vom 31. Mai 1905.

[3]) Das Sexualleben unserer Zeit. Berlin 1907. S. 788f.

schauen. Der selbständige Forscher verlernt gar bald das Sicherstaunen, und die Welt der Merkwürdigkeiten wird vor seinen Sinnen immer kleiner.

Für die Beurteilung sowohl meines Textes als der dazu gehörenden Abbildungen gelten vollauf die Bemerhungen Bredt's: „Die Darstellung des Nackten ist ein künstlerisches Problem von größter Wichtigkeit und größtem Wert. Das Bedürfnis nach möglichst vollkommener Wiedergabe des nackten Körpers kennzeichnet geradezu künstlerisch tüchtigste und reifste Völker, Zeiten und Bildner. Aus dem sich immer steigernden Bemühen der Kulturvölker um möglichst vollkommene Darstellung auch des nackten Menschen spricht ernsteste sittliche Tendenz zur Sachlichkeit und Wahrheit. In dieser Sachlichkeitliebe und in diesem Wahrheitdrang triumphiert, unbeirrt um mögliche erotische Wirkungen auf weniger sachliche Betrachter von Natur und Kunst, die empfindende schöpferische Menschlichkeit durch geläuterte Tat und Anschauung. Sie sieht den Menschen nicht mehr wie im Zeitalter rohesten Primitivismus nur auf die geschlechtlichen Triebe und ihre äußeren Merkmale hin an und sie bildet den nackten Menschen immer vollkommener als Wunder und Lob der Schöpfung in allen seinen Teilen. Es ist überdies fast selbstverständlich, daß solcher Wahrheitdrang ganz unabhängig ist von Klima und Kleidung eines Volkes“ [1].

Wer es nicht über sich bringt, die Äußerungen der Erotik mit der gleichen kühlen Ruhe zu betrachten, wie etwa Wiedemanns kritische Berichte über ägyptologische Studien, sondern die Kulturbrille aufsetzt und sich zum Oberrichteramt berufen fühlt, der lege dies Buch ungelesen weg; denn für ihn ist es nicht geschrieben. Das treffliche Wort von der Kulturbrille setzte Karl von den Steinen in Umlauf, um die Voreingenommenheit theologisierender oder ästhetisierender Ethnographen zu kennzeichnen. Die Kulturbrille ist zum Überfluß mit Scheuklappen einer recht wandelbaren, weil konventionellen, den Gesichtkreis einengenden Moral versehen.

* *
*

Vorliegende Schrift behandelt ausschließlich das Geschlechtleben der Japaner, über das zur Zeit noch selbst in engeren Gelehrtenkreisen seltsame, weil wesentlich unzutreffende Vorstellungen vorherrschen. Aus verschiedenen, sogar aus Nützlichkeitgründen wird man eine Aufklärung, wie sie hier zu liefern unternommen wird, willkommen heißen.

Unter der Überschrift „Japan als Erzieher“ führt Georg Hirth aus einer Zeitung ein Lob auf die japanische Kriegtüchtigkeit an und bemerkt dazu:

„Wir können noch mehr von Japan lernen! Dort gibt es keine Vorzugsittlichkeit des Adels, keine Soldatenmißhandlungen, keinen Suff und keinen Pfaffen- und Beamtendünkel, keine Konfessionschule . . . keine heiligen Röcke und Schnäpse, keinen Weltschmerz und Größenwahn, keine Nuditätenschnüffelei und keine Angst vor dem Teufel und der Sinnlichkeit. . . . Aber mit der Zeit kann sich ja das ändern; dann erst, wenn sie uns alle Schnörkel und Locken

[1] Dr. E. W. Bredt, Sittliche oder unsittliche Kunst? Eine historische Revision. Mit 50 Bildern. München 1909, S. 23f. — Man vergleiche dazu die trefflichen Ausführungen Lazarus Geigers über Sittlichkeit in: Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft, II. B. Stuttgart 1889[2]), S. 170 und 207.

unserer wundervollen mittelalterlichen Rückständigkeit abgeluchst haben, — dann erst wird das hehre Wort am Platze sein: „Völker Europas, wahrt eure höchsten Güter!“ [1])

Um mich als ein Weitsichtiger um die Einbildung nicht zu bringen, bediene ich mich im Theater keines Opernglases, dagegen muß ich als Ethnolog die Erscheinungen auf der Völkerbühne in allernächster Nähe betrachten, und da gewinne ich von den Zuständen in Japan eine etwas andere Anschauung als Hirth, dessen Buch im übrigen voll Weisheit, Klugheit und Wissen ist. Bei den Japanern stößt man hinsichtlich der geschlechtlichen Verhältnisse auf Überlebsel allerältester menschlicher Rückständigkeit und zugleich in neuerer Zeit auf eine Bemühung, sie mit unseren Äußerlichkeiten zu verkleistern, oder, um Hirths Wendung beizubehalten, uns unsere mittelalterliche Rückständigkeit abzuluchsen. Japan guckt uns indes auch glücklicherweise unsere naturwissenschaftlichen Forschungmethoden ab und schickt sich an, im Wetteifer mit uns, neue, die Menschheit erlösende Weltanschauungen zu schaffen. Dies sei nebenher bemerkt, doch ist es vorläufig sicher, daß der Ethnologe aus dem Studium altjapanischen Volktums noch vieles zur Entwicklunggeschichte der menschlichen Sitte zulernen kann, ob aber auch der Sozialpolitiker, das wage ich nicht unbedingt zu bejahen.

Die Reihe der japanischen Inseln (außer Formosa) erstreckt sich vom 45. bis zum 31. Parallelkreise, also ungefähr über einen Breitenunterschied wie von Norddeutschland bis Sizilien. Jedes Eiland für sich ist sozusagen eine Einbruchstelle für fremde Zuzügler oder Einwanderer, seien es freiwillige, unternehmunglustige Abenteuerer oder von Meerströmungen oder durch Schiffbrüche dahin verschlagene. Wer mag wissen, ob nicht so wie von den Philippinen und von Indien her auch vor undenklichen Zeiten aus Amerika Versprengte in Japan erschienen? Es gibt zu denken, daß zwischen Japan und Mexiko, wie Zelia Nuttal nachgewiesen, zu Beginn des XVII. Jahrhunderts Handelbeziehungen bestanden. Der Regenmantel aus Gras oder Palmblättern, der an der pazifischen Küste Mexikos eine Indianertracht bildet, sei, wie Frau Nuttal meint, auf japanischen Ursprung zurückzuführen, denn in Japan wäre dies Kleidungstück seit Urzeiten in Gebrauch, in Amerika aber sonst unbekannt [2]).

China und Korea bewahrten allezeit den Zusammenhang mit Japan. Im August 1281 erschien z. B. eine chinesisch-koreische Flotte von 3500 Schiffen mit 100,000 Tataren und Chinesen und 10,000 Koreern, um Japan zu erobern. Afflavit deus et dissipati sunt, nur hieß der Gott diesmal Tai-fu oder O-Kade, der große Sturm [3]). Wieviel von der Kriegerzahl abzuhandeln wäre, mögen die Götter wissen, sicher ist nur die Erinnerung an wiederholte unwillkommene Besuche der Stammverwandten vom Festland her.

Munro betont als Ergebnis seiner gewissenhaften Forschungen, daß es unzulässig sei, auf Grund des Vorkommens gleichartiger Gebrauchgegenstände

---

[1]) Wege zur Liebe. Idealisierung der Sinne und erbliche Entlastung. München 1906. S. 498.

[2]) Mitteilungen der kalifornischen Universität, 1906. IV. Nr. 1. Vrgl. Globus 1906. S. 205 f. Der Regenmantel für sich allein bewiese natürlich erst wenig. Es kommen noch ganz andere Umstände in Betracht, deren Bedeutung hier zu erörtern unnötig sein dürfte.

[3]) F. A. Junker von Langegg, Midzuho-gusa, Segenbringende Reisähren. Leipzig 1880. III. S. 16—19.

bei verschiedenen Völkern einen Rückschluß auf eine Rassenverwandtschaft zu ziehen. Er bestreitet ebenso, daß die Sprachverwandtschaft eine Führerin in der Rassenbestimmung bilden könne: „The hazardous attempts to establish an Aryan race is too fresh to need repetition"[1]).

Gewisse Übertragungen müssen auch in ältesten Zeiten trotz aller Langsamkeit eines von Zufälligkeiten bestimmten Völkerverkehrs stattgefunden haben. Daß Japaner weit in die Südsee und sogar bis nach Amerika verschlagen worden sind, dafür haben wir unantastbar zuverlässige Nachrichten auch aus der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts und daß solche Fälle auch in vorherigen Zeiten vorgekommen sein müssen, ist bei der Natur eines auf die See angewiesenen Inselvolkes selbstverständlich, sowie, daß auch einzelne Mitglieder fernst wohnender Völkergruppen nach Japan geraten seien. Ein Gebrauchgegenstand, sowie eine lustige Geschichte bürgert sich bald in einem Volke ein, ohne daß damit dessen Charakter eine irgendwie bemerkbare oder nachweisbare Änderung erführe.

Die Belege, auf die ich hier hinsichtlich der Reisen anspiele, liefert H. Haas[2]). Mit kaiserlicher Verordnung vom J. 1697 ward Japanern die Auswanderung bei Todstrafe verboten. „Trotz diesem Verbote kam es doch oft genug vor, daß Japaner, die sich zu weit von der Küste entfernten, etwa indem sie in die Strömung des Kuro Shiwo gerieten oder durch Taifune weit in die offene See hinausgetrieben wurden, so mit ausländischen Schiffen zusammentrafen. Im J. 1831 z. B. erreichte eine kleine japanische Dschunke den Columbia River, eine andere im Jahre 1845 mit drei Japanern an Bord Mexiko. In der Zwischenzeit zwischen beiden Ereignissen wurden japanische Schiffe häufig von amerikanischen Walfischfängern im nördlichen Stillen Ozean gesehen und eine Dschunke strandete an den Sandwichsinseln" [3]).

Heinrich Winkler führt den Nachweis, daß auch das Japanische den uralaltaischen Sprachen beizuzählen sei. Das Japanische hat den Typus, auf den alle altaischen Sprachen zurückweisen, am schroffsten und am reinsten beibehalten[4]). Die Feststellung ist sprachwissenschaftlich sehr bemerkenswert, doch ethnologisch für uns kaum von irgendwelchem Belang, weil die Japaner seit der Zeit ihrer Trennung von den Sprachverwandten eine von ihnen wesentlich verschiedene Entwicklung durchgemacht haben, zum großen Teil unter chinesischen, indischbuddhistischen und malaischen, auch ainoischen Einflüssen. Vielleicht bewahren sie in ihrer Folklore einige Züge noch auf, die in die Urzeit ihrer altaischen Sprachgemeinschaften zurückreichen. Vorläufig genügen unsere Mittel nicht, um solchen Spuren mit Sicherheit nachzugehen.

---

[1]) Primitive Culture in Japan. By N. Gordon Munro, M. B. et C. M.; Transactions of the Asiatic Society of Japan, Vol. XXXIV, Part. II. Yokohama 1906, p. 187.

[2]) Eine Rettung japanischer Schiffbrüchiger durch ein deutsches Schiff vor 60 Jahren. Von Pfarrer Dr. H. Haas in Tokyo. Mitt. d. deutschen Gesellschaft für Natur- u. Völkerkunde Ostasiens, Tokyo 1906, X. B. S. 360.

[3]) W. Crewdson, The Dawn of Western Influence in Japan. Transactions of the Japan Society, London. Vol. VI. Part. II. p. 175.

[4]) Der uralaltaische Sprachstamm, das Finnische und das Japanische. Berlin 1909, S. 121 ff. — Vrgl. dazu das Referat von Dr. D. R. Fuchs in der Revue orientale pour les études ouralo-altaïques. Budapest 1910. S. 333—341.

Aus den ältesten Überlieferungen geht hervor, daß die Japaner ursprünglich die südwestliche Insel Kiushiu bewohnten und sich von da nach der Hauptinsel Hondo verbreiteten und in ihrem Vordringen nach dem Norden die Aino, die Ureinwohner verdrängten oder vertrieben oder ausrotteten oder sich mit ihnen vermengten. Die angeblichen Ureinwohner sind übrigens auch keine Autochthonen, sondern selber ein Mischlingvolk und folkloristisch betrachtet, von ihren Besiegern bei weitem nicht so verschieden als soviele Reisende auf somatische und sprachliche Äußerlichkeiten hin annehmen. Für den Folkloristen ist die leibliche Erscheinung noch weniger als die Sprache eines Volkes etwas mehr denn nebensächlich. Damit möchte ich nur das folkloristische Forschunggebiet etwas einengen, ohne die Bedeutung der physischen Anthropologie oder der Philologie irgendwie herabzusetzen, deren Verdienste anderer Art sind. Ich meine bloß, daß man mit ihren Mitteln folkloristische und ethnologische Aufgaben niemals allein befriedigend lösen könne, weil Glaube, Sitte, Brauch und Recht vom Aussehen und der Sprache einer Volkgruppe gar nicht wesentlich bedingt sind.

Richtig sagt Ferdinand Goldstein: „Man kann die Völker nach der Sprache oder nach körperlichen Merkmalen einteilen; wirft man aber beides zusammen, so konfundiert man den Sinneindruck des Gehörs mit dem des Gesichts. Die Sprache wird mit dem Ohr wahrgenommen, der Körper und seine Merkmale mit dem Auge, man kann die Sprache weder sehen, noch die Hautfarbe oder die Haare oder, was man sonst vom Körper als Basis einer Rasseneinteilung wählen mag, hören. Wenn unsere Philologen behaupten, es gäbe einen semitischen, hamitischen, arischen, turanischen Sprachstamm, so mag das richtig oder falsch sein, in jedem Falle ist es ein schwerer Irrtum, daraus zu folgern, es gäbe auch die entsprechenden Rassen, da Rasseneigentümlichkeiten am Körper haften, also sichtbar sein müssen, während die Sprache gehört wird. Aber die Sache wurde dadurch noch wesentlich verschlimmert, daß man die Völker zuweilen halb nach dem Körper, halb nach der Sprache einteilte“ [1]). Aus eben diesem Grunde ist die von meinem Lehrer Prof. Friedrich Müller in Anlehnung an Häckel getroffene Einteilung der Menschheit in seiner Einführung in die Sprachwissenschaft gänzlich unhaltbar. Er war davon nie abzubringen und fühlte sich gekränkt und beleidigt, wenn man auf seine Zwangvorstellungreihe nicht einging.

Die physischen Eigenschaften der Japaner, ihre Staats- und bürgerlichen Einrichtungen, ja selbst ihre geschichtliche Entwicklung müssen bei einem flüchtigen Vergleiche mit jenen der Chinesen sowohl den oberflächlichen Beobachter als auch den gelehrten Forscher auf den ersten Anblick hin verleiten, die Japaner als Abkömmlinge der Chinesen zu betrachten, und zwar um so gewisser, wenn sie den Japaner auf einem höheren Grade der Kultur, nämlich als Bewohner großer Städte, ins Auge fassen. Die Symbole der Religion und der Sprache, des Krieges und des Friedens, wie Kunst und Wissenschaften tragen im allgemeinen das Gepräge chinesischer Abkunft. Von Siebold, der diese zutreffende Bemerkung macht, erwähnt späterhin, daß der Buddhismus im Jahre 543 oder 552 n. Chr. nach Japan gedrungen und zwar durch Mönche und Nonnen aus Korea, woraus er den Schluß zieht, daß die Japaner von den Chinesen nicht abstammen, wenn sie ihnen auch die

---

[1]) Politik, Staatswissenschaft und Ethnographie, Globus 1906. S. 333.

Hauptbestandteile ihrer Kultur zu verdanken haben [1]. Diese Folgerung leidet unter der Vermengung zu einander nicht gehöriger Erscheinungen. Daß der Grundstock des japanischen Volkes dem chinesischen entstammt, ist ganz gewiß, nicht minder, daß das Inselvolk alle weiteren fremdartigen Zuzüge mit sich völlig zu verschmelzen gewußt. Die 1800 Inseln und Inselchen dienten seit mehreren Jahrtausenden als Zuflucht allen trotzigen, kräftigen, ja den kräftigsten Volkbestandteilen Chinas und Koreas, sowie Nordamerika seit zwei Jahrhunderten Europas. Aus dieser natürlichen Auslese der Tüchtigsten entwickelte sich in Japan, sowie in Nordamerika ein eigenes, dem Kern nach selbständiges neues Volktum.

Die Hindu, Koreër und Chinesen waren im Osten der alten Welt, wie die Griechen, Römer und Juden im Westen die Verbreiter von Sprache und Schrift, Kunst und Wissenschaft, Staatsform und Religion, sie waren Japans Lehrer.

Diese naheliegende Erkenntnis verführte aber so manchen Schriftsteller zu einer Überschätzung der von außen auf Japan einwirkenden Strömungen. Selbst japanische Denker verfielen in diesen Fehler.

Eine japanische Literatur gab es bis vor etwa 500 Jahren überhaupt nicht, sagt z. B. Graf Okuma, und erst von da ab, ihren Lauf über Korea nehmend, durchdrang die chinesische Literatur auch Japan. Auf gleichem Wege drang später der Buddhismus und durch ihn indische Philosophie gleichzeitig bei uns ein. Vorher gab es nur eine poetische Literatur, und wie in den Erzählungen Homers bei den Griechen, so tat sich in ihnen auch bei uns das kriegerische Element hervor. [2] Der Graf übersieht dabei nur die uralte shintoistische Literatur und die Folklore. Die Volküberlieferung weist auf einen dritten, noch wichtigeren Einfluss, auf den der Malaien hin, die insbesondere vom Süden aus auf die Gestaltung des Volkes und des Volktums kräftig einwirkten. Die Ainos sind vermutlich über Sibirien und Kamtschatka vom Norden aus eingewandert und schwerlich je im tiefen Süden in beträchtlicher Anzahl ansässig gewesen.

Aber, nicht das Studium der heiligen Bücher des Shinto und des japanischen Buddhismus führt uns ins Verständnis der japanischen Eigenart ein, sondern fast allein das Eindringen in die japanische Folklore, die uns den Werdegang des Volkes aufzeigt. Wodurch sich ein Volktum als Individuum hervorhebt, das versuchte ich an einer andern Stelle des näheren darzulegen. [3] Alle jene sechs dort festgestellten Erscheinungen treten uns in erwünschtester Gemeinsamkeit in Japan entgegen und gerade deswegen zieht das Volktum jenes Gebietes so sehr unsere Aufmerksamkeit auf sich.

Die Japaner bilden heute ein Mischvolk, in welchem der Ausgleich der Rassen noch nicht beendigt ist, sagt Karsch. [4] Man muß hinzufügen, auch

---

[1] Siebold, Ph. Fr. v.: Nippon. Archiv zur Beschreibung von Japan. Leipzig 1897. I. S. 281 u. 287. — Der Buddhismus hatte sich bereits im ersten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung (58—75) nach China und von da nach Korea (372) verbreitet. Im zweiten Jahrh. tauchten buddhistische Mönche auch schon in Rom auf.

[2] Unser Vaterland Japan. Ein Quellenbuch geschrieben von Japanern. Leipz. 1910. S. 186.

[3] Die Volkkunde in den Jahren 1897—1902. Berichte über Neuerscheinungen. S. A. a. d, XVI. B. d. Romanischen Forschungen hrsg. v. Prof. Dr. Karl Vollmöller, Erlangen 1903. S. 32ff.

[4] Das geschlechtliche Leben der Ostasiaten: Chinesen, Japaner, Koreer. München 1906. S. 65f.

niemals beendigt werden wird, weil der steigende Weltverkehr immer mehr die Menschengruppen durcheinanderwürfelt.

Über den Ursprung des japanischen Volkes versucht Dr. H. Ten Kate auf Grund seiner allgemeinen Eindrücke, die er während seines Aufenthaltes in Japan gewonnen, eine Ansicht zu verbreiten, für die wissenschaftliche Unterlagen sehr erwünscht wären.[1]) Ich zitire nach einem Berichte von E. Prost[2]) „Die Schönheit der Japanin sei übertrieben, die Söhne Japans aber die häßlichsten Menschen die er außer Hottentotten, Buschmännern und Lappen auf der ganzen Erde gesehen habe; unter den Adligen trügen viele die Zeichen einer Degeneration, und doch hielten sich die Japaner für schön. Ainoblut sei weiter verbreitet als man gewöhnlich annehme, diese Ainomischung habe aber die japanische Rasse erheblich verbessert (durch große Augen, freien weniger schielenden Blick, hellen Teint). Abgesehen von diesem Aino- oder ainoiden Typus und den beiden Haupt- und dem einen Zwischentypus (nach Baelz) habe er noch zwei andere sehr bemerkenswerte Typen festgestellt, einen im Nordosten von Horshu um Sendai herum, Menschen mit hoher Taille, und einen an der Westküste in der Provinz Echigo, einen semitischen Typus.

Über die Abstammung sei nichts bestimmtes bekannt. Unhaltbar sei, daß der Japaner des malaioiden Typus der Nachkomme des malaischen Volkes sei, höchstens habe unter ihnen ein ethnisches Element die gleiche Rassenabstammung, wie die Malaien. Er finde große Ähnlichkeit mit den Eingeborenen des nördlichen Formosa . . . Abwegig sei es, sie für kleine Neger, Negritos zu halten. Unter vielen Zehntausenden habe er nur fünf bis sechs mit negroiden Zügen gefunden; eher erinnerten sie an reine Neger und es sei eine Rassenkreuzung aus neuester Zeit mit Negern anzunehmen, die von Portugiesen und Spaniern als Sklaven nach Makao und den Philippinen gebracht, an japanische Küsten verschlagen worden seien. Es müssen hierzu bestimmte Völkergruppen von Indochina und den Grenzgebieten von Indien und Tibet studiert werden. Überraschend sei die Ähnlichkeit mit Anamiten, Siamesen und besonders Birmanen. Die Gourkhas in Nepal seien die reinen pudding-faced-Japanen".

Daß Ten Kate die Gesichter der Japanen mißfielen, ist nicht zu bezweifeln. Dagegen ist nach Eduard Kulkes Darlegungen in der Kritik der Philosophie des Schönen nichts auszurichten[3]). Bedenkt man aber, daß Konfutse, Sokrates und Kant nach ihren uns erhaltenen Abbildungen zu urteilen, keineswegs zu den Idealgestalten der Volkgruppen zählten, denen sie angehörten und daß es im allgemeinen bei geistig hochstehenden Menschen wenig oder gar nicht auf Schönheit des Leibes ankommt, so wird man wohl gut tun, bei Abschätzung eines Volkes von einer ästhetischen Bewertung seiner leiblichen Vorzüge abzusehen. Zudem ist es ratsam mit allen solchen Werturteilen immer sparsam zu sein, solange als es der mongolischen Gruppe uns weißhäutige

---

[1]) Notes détachées sur les Japonaies. Bull. et Mém. de la soc. d'anthropol. de Paris 1908. IX. p. 178—195.

[2]) Zentralblatt f. Anthropologie hrg. v. Georg Buschan, 1909 XIV. S. 91f. Braunschweig.

[3]) Leipzig 1905. Ethnologischer Verlag. Dies tiefsinnige Werk eines Denkers von scharfem, selbständigen Urteil räumt mit der Ästhetik auf.

Menschen als stinkende rote Teufel hinzustellen beliebt. Offenbar gefallen auch wir ihnen nicht und uns fehlen alle Mittel, um sie mit unseren leiblichen Reizen zu bestricken. Daher wollen wir, um Ruhe zu haben, lieber sagen veniam damus petimusque vicissim.

Karl von den Steinen begegnete in Zentralbrasilien einem Indianerstamme von ausgeprägt jüdischem Typus, doch vermutete er keineswegs daraufhin, daß einer von den zehn angeblich verlorenen Stämmen Judas einst etwa mit welchen von Winden verschlagenen Zeppelinischen Luftschiffen dahin geraten sei. Mit Physiognomien kann man alles und nichts beweisen, weil es uns am wissenschaftlichen Rüstzeug in diesem Falle nur allzusehr gebricht. Sicher ist daß die Ainos früher auf den Nipponeilanden heimisch gewesen als die eigentlichen Japaner. Sicher ist auch, daß die Eroberer von allem Anfang an, keine reine Rasse gewesen sein können. Beweisbedürftig ist die Behauptung, daß die Ainos die bessere, die späteren Ankömmlinge die schlechtere Gattung gewesen seien. Gewiss ist wieder, daß die Japaner trotz allem, was man gegen sie vorbringt, die Ainos und sonst Völkersplitter, die in ihren Bereich gelangten, sich zu assimiliren und zu amalgamiren vermocht haben. Ein Seitenstück dazu bieten die Osmanen und die Magyaren dar, die gleichfalls ihre Sprachen und Denkweisen so vielen anderen Völkern aufzunötigen wußten und neue Volkgruppen schufen, deren Lebenszähigkeit erwiesen ist. Ob da einige hunderte oder tausende sogenannter adeliger Familien infolge ihres berufmäßigen Drohnendaseins entarten und für die Zucht untauglich werden, ist für die Stärke, Kraft und den Weiterbestand der Volktüchtigkeit in Japan ebensowenig als im osmanischen oder ungarischen Reiche von merklichem Nachteil. Mohammed Köprulü ließ vor 250 Jahren im Laufe seines fünfjährigen Vezirates 60000 Adeliger, die erste französische Republik vor 120 Jahren fast sämtliche adeligen Geschlechter ausrotten; nun hat die japanische Restauration etwas ähnliches vor 40 Jahren getan, indem man den Feudaladel kalt stellte, und alle die Völker erlebten politische Verjüngungen.

Zum Schluß einer sehr gründlichen Untersuchung über die Frage der Entartung der Volkmassen auf Grund der verschiedenen, durch die Statistik dargebotenen Maßstäbe der Vitalität sagt Dr. Walter Claassen: „Wenn jemals die heute in passiver Ruhe, aber in ungebrochener Lebenskraft verharrenden Mächte: Rußland und China ihre aktiven Führer finden, dann hat die Stunde des Untergangs der europäischen Zivilisation geschlagen. Das Ideal des Panslavismus: die Errichtung eines neuen byzantischen Reiches auf den Trümmern des „verfaulten Westens" wird erreicht sein, wenn auch in anderer Form, als seine Propheten es sich denken. Wenn es Japan gelingt, seine leidenschaftliche Aktivität in wirtschaftlicher Beziehung einzudämmen und aufs militärische Gebiet zu beschränken, kann es nicht zweifelhaft sein, daß diese Nation der Testamentvollstrecker des Panslavismus sein wird" [1].

Wenn! wenn! Folklore und Ethnologie geben Claassen nicht recht. Der ungebrochenen Lebenskraft der abendländischen europäischen Völker droht weder von Rußland, noch von China, noch von Japan das Verderben. Ein furchtbarer kriegerischer Zusammenstoß der Völker könnte nur einige Staatsformen auflösen, nicht aber die Kultur vernichten, eher die Segnungen der Kultur im weitesten Umfange auch den entlegensten, despotisch niedergehaltenen

[1]) Archiv für Rassen- und Gesellschaftbiologie. Berlin 1906. III. S. 860.

Völkerschaften zuführen. Neue Staaten und neue Religionen entständen und die Schulgeschichtbücher wären um einen neuen Abschnitt vermehrt.

Für Europa, die Halbinsel Asiens, wäre es wahrscheinlich das größte Glück, wenn es chinesische Kultur mit der eigenen harmonisch in sich vereinigte. Die Vortrefflichkeit der chinesischen Kultur erweist ein dreitausendjähriges stetiges Dasein, über die Lebensdauer unserer jungen europäischen Kultur aber kann man doch nur unbestimmte Vermutungen wagen. Diese Dinge sind so einfach und klar, daß man sich selbstverständlich sträubt, sie ohne weiteres zuzugeben; denn wir Europäer müssen die besseren, die erleuchteteren Menschen sein.

„Der Abendländer schaut auf Japan durch die abendländische Brille: er sieht moralischen Niedergang da, wo in nackter Wirklichkeit nichts ist als unmittelbare Lebensfreudigkeit und ununterdrückbare Lust an sexuellen Dingen bei gleichzeitigem Mangel jeder Art von Heuchelei“ [1]).

Selenka rühmt den Japanern einen lebensfreudigen warmen Zug der Sinnlichkeit nach,[2]) dagegen schildern andere „christliche“ Schriftsteller den Japaner ziemlich allgemein als ausschweifend, unsittlich, unkeusch und sehr der Unzucht ergeben; er erwecke in ihnen den Eindruck, als sei ihm Schamhaftigkeit eine geringwertige Tugend, dagegen die Unzucht eine seiner hervorragendsten Untugenden, ja die Wollust sei so recht das japanische Laster[3]). Und dieses „Laster“, meint Karsch, erscheine um so bedenklicher, als dem japanischen Wesen aus dem metaphysischen Bedürfnisse entspringende religiöse Anwandlungen fremd sind. Das trifft freilich nicht in dieser Fassung zu, weil doch der Japaner nicht anders denken und fühlen kann, als ein Europäer, wenn auch in einer uns fremdartigen Sprache und in äußerlich etwas von den unsrigen verschiedenen Gestaltungen. Wenn da Hübner sagt: Au quartier des plaisirs, l'animation; au quartier des Dieux, la solitude, so muß man ihm erwidern tout comme chez nous. Die „wärmsten Züge der Sinnlichkeit“ weisen in Europa die Chrowoten auf, wie man aus den Anthoprophyteia ersieht, und gerade die Chrowoten, die im „Wollustlaster“ aufgehen, geberden sich als die tollsten Christen. Ihr ganzes Leben von der Wiege bis zum Grabe ist mit lauter kirchlichem und noch mehr urzeitlichem religiösen Firlefanz belastet. Geschlechtliche Ausschweifung und metaphysische Bedürfnisse sind von einander unzertrennliche Begleiterscheinungen und die Japaner lassen es an Geister- und Götterfurcht auch nicht fehlen. Wenn sie sich trotzdem lieber in den Vierteln der Lust ergötzen, ob sie ein Bonzengeplärre vor und in den Stifthütten anhören mögen, so beweist dies, daß sie nicht so vernagelt sind, wie jene „christlichen“ Schriftsteller, die den Aufenthalt in den Heiligtümern der glotzenden Götzenfratzen als die höhere Tugend betrachten.

„Das japanische Volk, selbst in Städten, ist einer zahlreichen, wohlerzogenen, gehorsamen Familie vergleichbar. Die Väter — die großen Herren und Fürsten, erleben da nur selten in ihrer Familie den Kummer, der leider!

---

[1]) F. Karsch-Haack: Das gleichgeschlechtliche Leben der Ostasiaten: Chinesen, Japaner, Koreer. München 1906. S. 106, Anm.

[2]) Selenka, Emil u. Leonore. Sonnige Welten. Wiesbaden 1905. S. 324.

[3]) Die Nachweise bei F. Karsch-Haak, a. a. O. S. 67f.

in Europa manchmal so schwer empfunden wird — erziehen ihre Kinder zu Hause und lassen sie in der Schule lernen“[1]).

Diese Bemerkung Siebolds ist recht sonderbar. Auch bei uns erzieht man durchgehends die Kinder zu Hause und läßt sie in der Schule lernen, auch unser Familienleben ist nicht schlimmer als das japanische, aber wir setzen unseren Kindern, wenn sie in die Geschlechtreife eintreten, schwere Schranken, deren Übertretung wir als gröbsten Ungehorsam bezeichnen und so erleben wir selbstbereiteten Kummer. In Japan darf jeder Erwachsene ohne Scheu ein Freudenhaus besuchen und unter gewissen Vorbedingungen jedes ledige Frauenzimmer sich im Bordell ausleben, um mit ihren Reizen Geld zu verdienen. Der Makel, der bei uns auf der feilen Dirne zeitlebens haftet, schändet nicht völlig die Japanin, die auch als Freudenmädchen von ihrer Familie nicht geächtet und nicht verstoßen wird. So erspart die Sitte den betroffenen japanischen Eltern endlosen Kummer, den bei uns die öffentliche Meinung oder „Kulturmoral“ erzeugt.

Aber, sagt man weiter, die vollendete Schamlosigkeit des japanischen Volkes äußert sich in den Bädern!

Von den Badesitten der Japaner haben unendlich viele und meist Ungehöriges geschrieben, ganz uneingedenk der Badefreiheiten in unseren abendländischen Seebädern und des mit dem Prostitutionwesen verbündeten Badelebens in manchen Großstädten. Rein bemerkt von den japanischen Bädern: „Hier finden sich Bekannte täglich wieder, um vor oder nach der Abwaschung ihr Pfeifchen zu rauchen oder miteinander zu plaudern. Früher badeten beide Geschlechter ungeniert untereinander, jetzt trennt sie eine hohe Bretterwand. Der Japaner, obgleich im ganzen auf keiner hohen Stufe der Sittlichkeit stehend, erlaubte sich bei solchen Gelegenheiten keine Unziemlichkeiten nach unserem Begriff. Erst die Berührung mit den Europäern öffnete ihnen die Augen und machte dieser paradiesischen Einfachheit ein Ende. War sie ein Zeichen sittlicher Verderbtheit oder auch nur eines Mangels an Schamhaftigkeit? Keineswegs! In Japan steht der Erwachsene, der gewohnt ist, seine Mutter und Geschwister mit entblößtem Oberkörper bei der Arbeit zu sehen, der Nacktheit des weiblichen Geschlechtes gegenüber anders da, wie derjenige des Abendlandes. Selbst dem moralisch sehr zartfühlenden und musterhaft hochstehenden Eingeborenen erschien es nicht unpassend, wenn seine nächsten weiblichen Verwandten in seiner Gegenwart ihre täglichen Abwaschungen vornahmen und diese wußten ebenfalls, daß sie damit keine gute Sitte des Landes verletzten[2]).

In Japan, so erzählte ein Kapitän dem berühmten Sexualforscher Havelock Ellis, waren die Badeplätze für Frauen vollständig offen — ja, das Kopfwaschen wurde von Männern besorgt — und die Engländer, die in die Nähe kamen, wurden nicht fortgeschickt; die Badenden zeigten bei ihrem Näherkommen nicht die geringste Prüderie. Oft gingen die Mädchen nach dem Bade ganz ungeniert nackt nach Hause, wobei sie ihr Haar, wie zu unschuldiger Bewunderung auffordernd, ausbreiteten. Das dauerte so lange, bis unsere Landsleute sie durch Gelächter und gemeine Späße ängstlich und scheu

---

[1]) Siebold, Ph. Fr., Freih. v., Nippon: Archiv zur Beschreibung von Japan. Leipzig 1907. I. S. 145.

[2]) Rein, J. J.: Japan nach Reisen und Studien im Auftrage der Kgl. preußischen Regierung dargestellt. Leipzig 1905. I². S. 570.

machten, so daß sie sich vor etwaigen Angriffen zu verstecken anfingen. So breitet sich die Korruption aus und das Heidentum wird durch den Kontakt mit uns nur düsterer [1]).

Im Gespräch mit einem Herrn aus Japan bemerkte ich, daß wir es für unanständig hielten, wenn beide Geschlechter ihre Bäder und Waschungen gemeinsam vornähmen. Er zuckte nur die Achseln und antwortete: „Ach, die westlichen Leute haben solch geile Gedanken" [2]).

Bei den Japanern ist es gebräuchlich, täglich ein heißes Bad zu nehmen. Nach Selenka, Baelz und Heine sind hierbei die Geschlechter ungeniert beieinander. Der letztere gibt davon aus Shimoda folgende Schilderung:

„In den öffentlichen Badeanstalten pflegt man etwas ökonomischer mit dem heißen Wasser umzugehen. Jeder Badegast erhält nur ein kleineres Gefäß voll davon, kauert auf den mit Steinen getäfelten Fußboden nieder, wäscht sich und schüttet dann den übrigen Inhalt des Gefäßes über sich, der durch eine in der Mitte des Fußbodens befindliche Rinne nach außen abgeleitet wird. Zum Beschluß nimmt dann noch jeder in einer mächtigen, mit heißem Wasser gefüllten Bütte, die zum gemeinsamen Gebrauche dient, eine letzte Abbrühung vor. Es bedienen sich in dieser Bütte viele Badende hintereinander desselben Wassers, sowie auch dasselbe Badegemach für alle dient, so daß man alt und jung, Männer, Weiber, Mädchen und Kinder in wunderlichster Mischung durcheinander krabbeln sieht. Sogar die Gegenwart von Fremden störte die Gemütruhe dieser Nacktfrösche durchaus nicht, oder rief höchstens ein massives Scherzwort der Japaner hervor, wie ich wenigstens vermutete, wenn infolge eines solchen etwa eine oder die andere der weiblichen Gäste jählings in die allgemeine Wasserbütte planschte oder auch die Armhaltung der mediceischen Venus in kauernder Haltung imitierte" [3]).

Ein japanisches Mädchenspielzeug ist die „Wunderschachtel", aus der beim Öffnen ein rotgefärbter, emporschnellender Zumpt hervorspringt. Weil man von den öffentlichen Bädern her an die Nacktheit gewöhnt ist, betrachtet man die Geschlechtteile ohne Schamgefühl auch von ihrer komischen Seite. Die plötzliche Versteifung des Gliedes mag auf sittlich unverdorbene Gemüter einen lächerlichen Eindruck machen. Nach unseren Sittlichkeitanschauungen muß ein Frauenzimmer beim Anblick des männlichen Geschlechtteiles Schreck empfinden und einer Neurose anheimfallen.

Am Tage des Stieres der Hundtage (Dayo no Ushi), der in die wärmste Sommerzeit fällt, badet man, besonders Frauen und Männer aus dem niederen Volke, posteriores und genitalia am Meerstrande, z. B. in der Nähe von Kobe. In großen Scharen kommen sie dort zusammen, um ihr eigentümliches Sitzbad coram populo zu nehmen. Dabei sind sie fröhlich in der Sicherheit, daß diese Badepartie dazu nützt, kak-ke (beri-beri) zu vermeiden. An dem Tag ißt man außerdem amochi (Kuchen von Reis- und Erbsenmehl, von azuki, Phaseolus radiatus L.) [4]).

---

[1]) Geschlechttrieb und Schamgefühl. — Autorisierte Übersetzung mit Unterstützung von Dr. med. M. Kötscher, besorgt von J. E. Kötscher. Dritte erweiterte und gänzlich umgearbeitete Auflage. Würzburg 1907. S. 32.

[2]) Mitford, Tales of Old Japan 1871. — Zit. v. Ellis a. a. O.

[3]) Zitiert nach Ploss-Bartels: Das Weib in der Natur- und Völkerkunde, 8. Auflage. Leipzig 1905. I. Bd. S. 501 f.

[4]) Dr. H. ten Kate, Globus 1906. S. 126.

Hält man diese Angaben mit der Schilderung russischer Badesitten und Badegebräuche zusammen, die neuerlich Bernhard Stern auf Grund eingehender Quellenschriften dargeboten hat [1]), so muß man gerechterweise, schon mit Hinblick darauf, daß Rußland geographisch einen großen Teil Europas bildet, zugeben, daß die Tugend und Sittlichkeit auf Seiten der Japaner zu finden ist. Man hat sich aber bei Beurteilung solcher Erscheinungen jeder Verallgemeinerung vorsichtig zu enthalten und zu prüfen, ob dem Standpunkt der Beurteiler aus einer dem Völkerleben fernestehenden mitteleuropäischen Gesellschaftschicht überhaupt irgend eine wissenschaftliche Berechtigung zukommt. Bei uns hält man die Nacktheit des Leibes für obszön [2]). Von dieser vorgefaßten, unbegründeten Meinung ausgehend, verurteilt man die Japaner und andere Völker, die sich am nackten Leib nicht so leicht, wie wir es erwarten, aufregen. Zwingen wir jenen unsere Prüderie nicht auf, so erregen sie auch bei uns keinen Anstoß.

Professor Inazo Nitobe weist die bei uns landüblichen Bemänglungen japanischer Sittlichkeit entschieden und mit gutem Recht zurück: „Es ist eine ganz allgemeine Auffassung fremder Touristen [darunter sehr vieler gelehrter Herren], daß dem japanischen Leben die Moralität mangelt, wie seinen Blumen der Duft; ein trauriges Bekenntnis der moralischen und intellektuellen Spannkraft der Touristen selbst! Wer Wohlgerüche nur mit der Rose oder Moral nur mit dem konventionellen Christentum verbinden zu müssen meint, der wird freilich durch den Mangel beider in Japan enttäuscht werden; aber das beweist nicht, daß Umi-Blüten duftlos sind, oder Ritterlichkeit [Bushido] nicht die beste Lebensführung lehrt. Der Ursachen gibt es indessen gar viele für die Unkenntnis des geschäftigen Westens über den fernen Osten, namentlich wenn es sich um Dinge handelt, die weder für Geld zu haben sind, noch gegen Kassa gekauft werden können, und wir haben weder den Umi-Duft auf Flaschen gezogen, noch das Rezept für Ritterlichkeit in Duodezformat mit Goldschnittausgabe verlegt, mit der Methodisten oder Episkopattheologen ausgestattet zu sein pflegen“ [3]).

Die heftigste Anklage gegen die Unsittlichkeit der Japaner hätten unsere Tugendwächter auf Grund des japanischen Shintoglaubens erheben können, doch den haben sie entweder gar nicht verstanden oder nicht einmal beobachtet, oder wenn schon, darüber zumeist Unvernünftiges geäußert. Klarheit schufen hier erst die Studien Buckleys, Schedels, Astons, Florenzs, Karschs und noch einiger weniger Anderer, die in dieser Schrift zu Ehren kommen. Mit dem Aufgebot höchster Entrüstung verweilen die Moralisten bei den Erscheinungen des Uranismus und der Fülle erotischer Darstellungen in Japan.

---

[1]) Geschichte der öffentlichen Sitttlichkeit in Rußland. Kultur, Aberglaube, Kirche, Klerus, Sekten, Laster, Vergnügungen, Leiden usw. Berlin 1907. S. 426—438.

[2]) Das war nicht immer so. Man vergl. darüber das gediegene Werk Alfred Martins: Deutsches Badewesen in vergangenen Tagen. Nebst einem Beitrag zur Geschichte der deutschen Wasserheilkunde. Mit 159 Abbildungen. Jena 1906 und über den Gegenstand überhaupt die allseitigen Darlegungen Havelock Ellis', Geschlecht und Gesellschaft, Grundzüge der Soziologie des Geschlechtlebens, Würzburg 1910. I, S. 99—129.

[3]) Unser Vaterland Japan. Leipzig 1904. S. 238.

Es wird sich jedoch zeigen, daß gerade hier am allerwenigsten ein stichhältiger Grund zu einer sittlichen Empörung vorliegt, weil wir auch in diesen Fällen Tatsachen des Völkerlebens gegenüberstehen, die man vor allem in ihren Ursachen begreifen muß, ehe man über ihre Wirkungen ein Urteil zu schöpfen berechtigt ist. Die gerechteste Lehrerin und Richterin ist die Ethnologie, ihr wollen wir uns anvertrauen, um die Wahrheit zu erkennen.



II.

Der Kult der männlichen und weiblichen Geschlechtteile (Phalloktenismus). — Die primitivsten Ansätze zu einer Religion. — Anthropologisch-folkloristische Betrachtungweise. — Die erotischen Schöpfungsagen der Japaner. — Das Zwittergeschlecht der Götter. — Das Shinto ein Ausbau des Baumseelenglaubens. — Die Seelen der Gewächse und der Gewächsekult. — Die namenlosen Weggötter. — Anrufung männlicher und weiblicher Geschlechtteile. — Was die Kami seit jeher waren und noch sind. — Die Stifthütten. — Entblössungen.

Ein guter Teil aller religiösen Vorstellungen wurzelt so sehr im Geschlechtleben, daß manche Forscher darin sogar den Urgrund aller Religion suchen zu müssen glaubten. Sie irrten, denn die Religion entstand aus einem ganzen Bündel für den primitiven Menschen unerklärlicher Erscheinungen. Er verlebendigte alles, sowie er zu denken und seine Träume auszulegen anfing: Bäume und Gesteine, Wind und Wetter, dann alles, was sich da bewegt, zuletzt aber besann er sich auf sich selbst und gestaltete seine Triebe zu eigenen Wesen aus. Das war für ihn bereits ein großer Fortschritt von den sichtbaren und greifbaren zu den unfaßbaren, eingebildeten Dingen, für die er wohl die Werkzeuge, die männlichen und weiblichen Geschlechtteile als die Ursache, das Gebären und die Kinder aber als die wunderbarste Wirkung vor sich schaute. Wie die Zeugung erfolgt, das wissen wir schon, die Zeugung selbst jedoch ist für uns noch immer, wie sie es für unseren kulturlosen Urahn war, ein undurchdringliches Geheimnis. Wir geben uns indessen mit der naturwissenschaftlichen Erklärung zufrieden, der primitive Mensch tat ein übriges, er ersann Mächte der Zeugung und suchte sich mit ihnen vertraut zu machen, um sie in Freud und Leid günstig zu stimmen. Wir Naturforscher denken nur bis zur Religion; denn wir kleben förmlich am Stoff, und so sind wir eigentlich im Vergleich zu unseren unwissenschaftlich denkenden Urvorfahren, die in der Welt ihre Träume und Phantasien wirklicher als in der Wirklichkeit dahinlebten, endlos verarmt, unsere Wissenschaft hat uns um die Religion unserer Urureber gebracht.

Vorsichtig und dem Stand unserer Forschung gemäß drückt sich Bloch aus: „In einem gewissen Sinne kann man die Geschichte der Religion als Geschichte einer besonderen Erscheinungform des menschlichen Geschlechttriebes, besonders in seiner Wirkung auf die Phantasie und ihr Gebilde bezeichnen. . . . Eine wirklich objektive Grundlage für die Beurteilung der Beziehungen zwischen Religion und Sexualleben gewinnen wir nur, wenn wir

sie nicht als eine Sache des Dogmas und der Konfession auffassen, sondern sie auf diejenige Basis stellen, auf die sie gehören: die anthropologische. Denn diese Beziehungen sind dem Genus Homo als solchem eigentümlich. Das sexuelle Element macht sich ebenso in der Religion primitiver Völker geltend, wie in den modernen Kulturreligionen. . . . Analog den anderen Naturphänomenen nahm der primitive Mensch auch die Tätigkeit treibender Geister im Geschlechttrieb und was damit zusammenhängt an und zollte diesen als der sicht- und fühlbaren Erscheinung jener Geister göttliche Verehrung. . . . Religion und Sexualität berühren sich auf das innigste in jener Ahnung des Metaphysischen und jenem Abhängigkeitgefühle; daraus entspringen jene merkwürdigen Beziehungen zwischen beiden, jene leichten Übergänge religiöser in sexuelle Gefühle, die sich in allen Lebensverhältnissen bemerkbar machen. In beiden Fällen wird die Hingabe, die Entäußerung der eigenen Persönlichkeit als ein Lustgefühl empfunden“ [1]).

Die alte Volkreligion benannte man im Gegensatz zu der neueren Buddhas Shinto, den Weg des Geistes (Shin, Geist Gottes, eigentlich: der Geist des Gottes, und to, Gesetz, Weg). Die Shintotheologie hebt wie jede andere Theologie mit einer Art von Schöpfunggeschichte an. Sie wurzelt selbstverständlich im Geschlechtleben und steht in allerengster Verbindung mit dem Baumseelenglauben. Die Wechselbeziehungen sind verdunkelt, doch lassen sich alle Ursprünge noch immer klar in ihren entscheidenden Umrissen feststellen.

Izanagi fischt als Gott-Schöpfer das Land aus der wogenden Meerflut mit seinem himmlischen Juwelspeer (Ame no tama-boko) heraus. Nach der Erklärung des Shinto-Theologen Hirata (1776—1843) ist dieser Speer ein Zumpt, dessen Eichel aus dem Juwel gebildet wird. Den Zumpt bezeichnet auch das deutsche Volk als einen Speer. Um einen Zumptpfeiler herumgehend erkennen Izanagi und Izanami einander und zeugen die ersten Kinder unter Ausrufen höchster Wollust. Zuerst aber hatten sie zur Begattung ein eigenes Haus, das Fuseya errichtet, gleichsam wie Menschen, die auch so tun, um ihr Wohnhaus nicht zu besudeln. Dahinter steckt keinerlei religiöse Weihung des Ehevollzugs, denn wie Aston nachdrücklich bemerkt, kennt das Shinto weder eine Weihe der Ehe noch eine Verdammung des Ehebruchs. Wie sich die erste Zeugung lebender Wesen abspielt, besagt eine Stelle aus dem Kojiki, die Florenz verdeutschte: „Dann fragte er die weibliche Gottheit: Gibt es an deinem Körper irgend etwas Geformtes?“ Sie antwortete und sprach: „An meinem Körper ist eine Stelle, welche der Ursprung der Weibheit ist“. Die männliche Gottheit sagte: „An meinem Körper hinwiederum gibt es eine Stelle, welche der Ursprung der Mannheit ist. Ich habe den Wunsch, die Ursprungstelle meines Körpers mit der Ursprungstelle deines Körpers zusammenzubringen“. Hierauf pflegten die weibliche und männliche (Gottheit) zum ersten Male geschlechtlichen Verkehr und wurden Mann und Frau“.

Eine andere Fassung lautet: „Da fragt er seine jüngere Schwester Izanami no Mikoto: „Wie ist dein Körper gebildet?“ Sie antwortete und sprach: „Mein Körper wächst und wächst (immer), aber eine Stelle ist da, die im

---

[1]) Das Sexualleben unserer Zeit. Berlin 1907. S. 105 ff. bis S. 116: Die religiös-sexuellen Phänomene gehören zu den überall wiederkehrenden Elementargedanken des Menschengeschlechtes (im Sinne Bastians), denen nur die objektive anthropologisch-ethnologische Betrachtungweise wissenschaftlich gerecht werden kann.

Übermaß wächst. Daher wird es gut sein, daß ich diese im Übermaße wachsende Stelle meines Körpers in die nicht beständig wachsende Stelle deines Körpers hineinstecke und so zeugend Länder hervorbringe"[1]).

Eine ethnologische Parallele dazu gibt uns die brahmanisch-indische Sage von der Urzeugung:

„Als älteste Götterprinzipien erkennen wir in der indischen Religion: das Wasser (Vischnu) und das Feuer (Çiva). Vischnu aber mußte seinem Bruder Çiva einst die Dienste eines Weibes leisten, damit die Welt geschaffen werde". Das Zeichen Çivas war ein Triangel mit der Spitze nach oben (△), das aufwärtsstrebende Feuer versinnbildlichend, wie das umgekehrte (▽), des feuchten Vischnu Symbol das abwärtsfliegende Wasser versinnbildlichte"[2]). Von Römer weist auch darauf hin, daß also dem Akt der Schöpfung das Zeichen ✡ gegeben worden ist, das bei dem Juden zum Symbole Jehovas wurde.

Zu erwähnen ist, daß einer volktümlichen Überlieferung nach der Vogel Isi-tataki den Göttern die Ehe lehrte.[3]) Vögel als erste Lehrmeister der Menschen in der Begattung kennen auch die erotischen Erzählungen anderer Völker. Beispiele dafür in den Anthropophyteia.

Japanische Schriftsteller stellten Izanagi und Izanami gleich dem Yang und Yen der Chinesen als das männliche und weibliche Prinzip der Schöpfung und Zeugung auf. In der Urzeit, als das Land noch öde und unbewohnbar war, rief Izanagi acht Millionen Götter ins Leben, die, mit einemmale durch das ganze Inselland verbreitet, dessen allseitige Entwicklung begannen und die Vegetation der Erde erzeugten. Noch schuf Izanagi die zehntausend Dinge, aus denen die unzählbare Menge aller vorhandenen Gegenstände hervorging.

Neben Izanagi erschuf dessen Gehilfin Izanami den Feuergott, das Götterpaar der Metallberge, die Göttin des Wassers, und während hier die rankenden Pflanzen himmelan sproßten, legte sie tief unten im Wasser den Keim der Moose und gebot der Göttin Hani jama hime no Kami, mit fruchtbarer Erde die Berge zu bedecken[4]).

Das Shinto weist wenige Personifikationen abstrakter Eigenschaften auf, wie dies in jeder anderen Naturreligion auch der Fall ist. Izanagi und Izanami als Verkörperungen schöpferischer Naturkräfte sind späte Spekulationen der Theologen. Aston dürfte das richtige treffen, wenn er meint, sie wären ursprünglich gar nicht japanisch, sondern ein Wiederhall von Yin und Yang der chinesischen Philosophie. Von Haus aus waren Izanagi und Izanami örtliche Gottheiten, Baumseelen zu Ize, und sie gelangten erst durch die Machtstellung ihrer speziellen Verehrer zu einer allgemeinen Anerkennung. Die herrschende Sippe setzt ihre Götter überall durch.

In den abendländischen Religionen müssen die Götter entweder männlichen oder weiblichen Geschlechts sein, sagt Aston, wobei er übersieht, daß

---

[1]) Zitiert nach Ploss-Partels: a. a. O. I. Bd. S. 543.

[2]) L. S. A. M. v. Römer: Ueber die androgynische Idee des Lebens. Jahrb. f. sex. Zwischenstufen. V. II. Leipzig 1903. S. 715 f.

[3]) Vrgl. Dr. Hans Bab, Geschlechtleben, Geburt und Mißgeburt in der asiatischen Mythologie. Zeitschrift f. Ethnologie. Berlin 1906. S. 279.

[4]) Siebold, Ph. Fr. v. Nippon. Archiv zur Beschreibung von Japan. Leipzig 1897. II. S. 233.

ihrer eine große Anzahl ursprünglich hermaphroditisch, d. h. von unsicherem Geschlechte ist. Er meint, die Europäer wären durch den sprachlichen Bau genötigt, von einer Gottheit er oder sie zu sagen. Das hat aber sachlich nicht viel zu bedeuten, wenn auch für die Japaner in ihrer Sprache eine Geschlechtunterscheidung wenig in Betracht kommt. Viele Shintogottheiten sind überhaupt geschlechtlos nach Astons Auffassung, in Wirklichkeit sind sie wie viele althellenische Gottheiten Hermaphroditen, die aus sich selber heraus zeugen können oder sich im Bedarffalle zu zwei Wesen, einem männlichen und einem weiblichen spalten[1]). Man kann auch so sagen: Baumseelen sind bei dem einen Volke vorwiegend weiblichen, bei dem anderen wieder männlichen Geschlechtes, vielfach ist jedoch ihr Geschlecht unentschieden. Will man in den japanischen Sagen genauer unterscheiden, so hängt man dem Namen ein wo (männlich) oder ein me (weiblich) an. Auch bei den Japanern gibt es göttliche Ehepaare, die sich gleich den sie verehrenden Menschen, in „wilder Ehe“ gatten. Auch in der japanischen Kunst ist verhältnismäßig die Geschlechtzugehörigkeit der Gestalten wenig ausgeprägt.

Nach einer japanischen Kosmogonie entsteht aus dem Weltei der Geist der Erde und der ist ein Geist mit zwei Charakteren, von denen der eine das männliche, der andere das weibliche Element darstellt. Ersterer heißt Isu no goi no Kami, letzterer Eku goi no Kami.

Die ethnologischen Parallelen dazu bietet uns die persische Religion des Mithras-Mitra dar, ebenso die ägyptische, in der Ptha androgynisch auftritt.

Daß den hervorragendsten Shintogottheiten weibliches Geschlecht zugesprochen wird, ist nicht blos einer Laune zuzuschreiben. Die Mythenerzeuger hätten, sagt Aston, oft weit sachlichere Gründe für ihre Phantasien gehabt, als man annehmen mag. Er erinnert daran, daß im ältesten Japan Frauen Mikados und häufig genug Krieghäuptlinge gewesen. Auch erwähnt er, daß so manche Familie ihren Stammbaum in weiblicher Linie führe und aus dem Kojiki erfahre man, es sei zur Zeit Suinins Brauch gewesen, daß die Mutter den Kindern den Namen gegeben. Da nun damit der Bestand eines Mutterrechts für die prähistorischen Zeiten Japans erwiesen wird und die Götterentstehung auch auf jenes Zeitalter zurückführt, so dürfe man daraus schließen, daß die mutterrechtliche Familie weibliche und die jüngere, vaterrechtliche wieder vorwiegend männliche Gottheiten begünstige. Den Ausdruck Mythenerzeuger muß man aber für eine naturgemäß gewordene Religion, wie es das Shinto ist, rückhaltlos ablehnen. Das freie Erzeugen von Göttern und Königen ist ein Sport chrowotischer Akademiker, eine Art von krankhaften Phantasieauswüchsen, die das Volktum nie und nimmer zu beeinflussen vermögen. Die Verfasser von Kojiki und Nihongi darf man nur Mythenaufzeichner nennen, von Sagen, die eine mitunter lange Vergangenheit haben und die meist auf Grund mannigfacher Vorstellungen, nicht in einem einzigen Kopfe, sondern in den Köpfen unzähliger Menschen zu einem Ganzen verschmolzen.

Die Shintopriester kleiden sich gleichwie Schamanen in eine mehr weibliche als männliche Tracht. Auch bei dem Gottesdienst des Attis und der

---

[1]) Vergleiche darüber die gediegene Studie L. S. A. M. v. Römers: Über die androgynische Idee des Lebens. Jahrb. f. sex. Zwischenstufen. V. II. Leipzig 1903.

Großen Mutter trugen die Priester Frauenkleider. Die Griechen leiteten hiervon die Benennung ab: Kureten würden Kourai Mädchen bedeuten.

Firmicus schreibt von den Assyriern, daß sie die Luft unter dem Namen der Juno oder der Venus verehrten. Sie stellten sich dieses Element mannweiblich vor. Denn da die Luft zwischen Himmel und Meer gelegen ist, verehren sie sie mit effeminierter Stimme.

„Die Priesterschaft dient ihr mit verweiblichten Gesichtern, mit glatt gemachter Haut, das männliche Geschlecht durch weiblichen Schmuck verunziert. Man sieht in ihren Tempeln die fürchterlichste Unzucht in der Öffentlichkeit: Männer litten, was nur Weiber leiden dürfen und sie zeigten gleichsam mit stolzer Verherrlichung diese Schande ihrer unreinen und schamlosen Körper. Sie zieren ihre gutgepflegten Haare wie Weiber, gehen in üppigen Kleidern und können mit ihren ermüdeten Hälsen kaum ihre Köpfe emporhalten“ [1]).

Aston, einer der gründlichsten Erforscher des Shinto, hebt hervor, das wäre kein primitiver Kult, denn er besitze eine organisierte Priesterschaft und ein ausgebildetes Ritual. In einem wohlgefugten Staatswesen mit einer hochentwickelten Kultur der Metalle usw. könne man keine primitiven religiösen Formen zu finden erwarten. Mit seinem von tiefster Gelehrtheit zeugenden Buche erbringt er den vollen Gegenbeweis für seine Behauptung im Vorworte! Rebellische Neuerungen treffen wir in Japan auf dem Gebiete der Technik und Wissenschaft jeder Art, nur in religiösen Dingen verblieb die Volkmenge auf der primitivsten Stufe der Entwicklung trotz dem überhandnehmenden Buddhismus und dem neuerlich wieder auftauchenden Christentum. Der Buddhismus hat es zu allen Zeiten mit der alteinheimischen Religion zu paktieren verstanden, und das Christentum wird auch in Japan, wie anderswo, mit dem Bestehenden ein Kompromiß einzugehen wissen. Während einer tausendjährigen Gewaltherrschaft waren christliche Priester nicht imstande, die Chrowoten, Serben und Bulgaren mehr als dem Namen nach zu christanisiren, wie sollten es ihre Bekehrungbrüder in kurzer Zeit zu Wege bringen, die Japaner dem Shinto abwendig zu machen, das sich als eine für sie sehr zweckmäßige Religion im Laufe dreier Jahrtausende bewährt hat? Dieser Glaube ist trotz allen Anhängseln, die er von seiner Priesterschaft empfangen, völlig identisch mit dem ursprünglichen Glauben aller Völker. Das geht bereits aus den spärlichen Angaben bisheriger Forscher hervor und wird über jede Anzweiflung erhaben dastehen, sobald auch die Japaner nach unserer folkloristischen Methode das tatsächliche Volkleben zu ergründen anfangen werden.

Aston bezeichnet hübsch das Shinto als eine Religion der Dankbarkeit, Liebe und des fröhlichen Gemütes. Selbst der Regensturmgott, der sich am meisten dem Typus einer bösen Gottheit nähere, habe seine guten Seiten. Die Geister der Krankheit und des Unglücks wären dagegen zumeist dunkle und namenlose Wesenheiten. Das ist gar keine Eigentümlichkeit der Japaner. Alle Völker lieben ihre Götter, sind ihnen dankbar und feiern sie fröhlich, weil sie auf Gegenliebe, Dankbarkeit und Fröhlichkeit rechnen. Die bösen Geister mit schrecklichen Namen sind dagegen häufig späte Gebilde, die ihr Dasein gewöhnlich der Schlauheit und Gewinnsucht der Priestergesellschaften

---

[1]) Vergl. dazu Dulaure, Die Zeugung usw. von Krauss, Reiskel u. Ihm. S. 299.

verdanken, die den Verkehr zwischen ihnen und den eingeschüchterten Menschen vermitteln, selbstverständlich gegen ausgiebige Entlohnung.

Einen Glauben an die Unsterblichkeit der Seele kenne das Shinto nicht. Die Japaner beten nicht für das Seelenheil der Verstorbenen oder für deren Wohl im jenseitigen Leben. Sie kennen zwar ein Land der Finsternis (Yomi), das etwa dem hellenischen Hades entspricht, doch scheine Yomi weder von menschlichen Wesen noch von Geistern bewohnt zu sein. Aston vermutet, Yomi habe ursprünglich blos Tod bedeutet. Für den Japaner gibt es darum keine Höllenstrafen und keine himmlischen Belohnungen. Er darf sich seines irdischen Daseins voll erfreuen. Weil sie keine Hölle kennen, gleichen sie den unvernünftigen Tieren! Wären die bisherigen Berichterstatter folkloristisch geschult gewesen, so hätten sie derlei nicht vorgebracht; denn tatsächlich wird das ganze Leben des Japaners in allen Volkschichten vom Seelenkult erfüllt, bei dem freilich die äußere Form die ursprüngliche Anschauung überwuchert hat. Nach japanischem Volkglauben sind die Menschen aus Gewächsen entstanden. Mit dem Tode eines Menschen kehrt sein Geist wieder zur Welt der Gewächse zurück. Wer Gewächse pflegt, baut dahingeschiedenen Seelen Wohnorte. Aus dieser Vorstellung heraus entwickelten sich bei den Japanern die endlosen Blumenfeste. Da fühlt sich der Japaner mitten unter seinen Vorfahren, und er bezeugt ihnen mit seiner Fröhlichkeit sein Vergnügen über ihre Anwesenheit und ihre Anteilnahme an seinem Dasein. Die Japaner sind wahrhaft das frömmste Volk der Welt! Das sollen die nachfolgenden Ausführungen begründen.

* * *

Japan ist in unseren Tagen, wie Ägypten im Altertum ein klassisches Land der Baum- und Blumenpflege und -Verehrung. Auch in Japan vermochten neue Glaubenrichtungen die älteren Glaubenvorstellungen nicht auszurotten, versuchten es vielleicht gar nicht einmal und daher könnte man gerade auf diesen Eilanden alle Stufen des Gewächsekultes erforschen, der mit der Götterverehrung innig verbunden auftritt; die aber ist vom Geschlechtleben unzertrennlich. Einer geistvollen deutschen Frau, Eufemia von Kudriaffsky, ging in Japan das Herz auf und sie entwarf von den empfangenen Eindrücken ein Bild, das nicht ganz der Vergessenheit anheimfallen darf[1]).

Bei einem Volke, wo das Gesetz gilt: „wer einen Baum umhaut, muß zwei dafür pflanzen", kann man annehmen, daß die Sorgfalt und Pflege, die man den Gewächsen widmet, Schritt mit der Kultur hält. Unterstützt von einer üppigen, wenn auch nicht tropischen Vegetation in den südlicheren Ländergebieten, sucht der Japane der freigebigen Mutter Natur in jeder Art zu Hilfe zu kommen und bekundet in seinem Geisterkult, den öffentlichen und häuslichen Festen, wie in seinen Allegorien, Überlieferungen und Dichtungen eine innige Beziehung zur Welt der Gewächse.

Die Bergabhänge sind mit dichten Wäldern aus verschiedenen Baumarten bedeckt, die zahlreichen Tempel und Priesterwohnungen mit den schönsten Bäumen, schlanken Bambusschäften und üppig blühenden Kamelienbüschen umgeben. Mit bewundernswerter Ehrfurcht schmückt der Japane den stillen Ort, wo seine teuren Dahingeschiedenen ruhen. Auf terassenförmigen An-

---

[1]) Flora japonica. Das Ausland, Stuttgart 1879, S. 501—504 u. 524—528.

höhen angelegt, führen Stufen von Absatz zu Absatz. Dichtes Grün bedeckt den Boden, den kleine Fußwege durchschneiden. Eichen, Kryptomerien und Kampferbäume bilden ein dichtverschlungenes, grünes Dach, Gebüsche von Lorbeer, Myrten, Azaleen, Magnolien und Kamelien breiten sich dazwischen aus. Obgleich alles sorgfältig gepflanzt ist, geht es doch bald in ungebundene Verwilderung über. Alte Gräber sind meist mit Epheu oder einer dichten Mooslage überwuchert. Oft steigen die Denkmale wie die Götterbilder aus einer in Stein gehauenen Lotosblume, dem Attribute buddhistischer Götter empor. Vor jedem Grab befindet sich ein Blumenbehälter oder es stehen Bambusbecher mit abgeschnittenen Blütenzweigen dabei, Laternen und wohlriechende Kerzen vollenden den Grabschmuck. Auf den berühmt schön angelegten Kirchhöfen von Nagasaki sind die alten, ehrwürdigen Bäume oft so von Epheu überwuchert, daß nur eine spärliche Blattkrone hervorsieht. Hie und da erheben üppige Farnkräuter die schlanken Wedel. Bei den nördlichen Ainos bezeichnet, angemessen dem alten Naturdienst, ein Baumstumpf des Toten Ruhestätte, daneben ist das heilige Zeichen aus Weidenholz aufgerichtet, an der Spitze mit einem quirlförmigen Büschel von Spähnen versehen. Und in selber Weise finden wir die Tempel (Mija), die Priesterwohnungen sowie die gewöhnlich in der Nähe befindlichen Teehäuser von einer üppigen Anpflanzung umgeben. Selbst bei einzelnen Götterbildern, namentlich dem häufig auf den Straßen errichteten Standbild des Wegschutzgeistes — Sarudafiko — darf der Pflanzenschmuck nicht fehlen.

In den Tempelhöfen stehen Riesenbäume, an die sich geschichtliche Erinnerungen oder Legenden anknüpfen, heilige Bäume, die man sorgfältig schützt und pflegt. Auch erzählt man, daß als sich einst der Herr von Yamato aus den schönsten Zedern seines Gartens Hausgeräte machen lassen wollte, beim Umhauen der Stämme Bluttropfen herausdrangen, wie das gleiche vom Bannwalde bei Altdorf in der Schweiz berichtet wird. Hier ist eine Tanne, die ein Geist (Kami) gepflanzt haben soll, mit einem Gitter umschlossen, ihre meist morschen Zweige ruhen auf vielen Stützen. Dort soll ein Gott eine Angelrute in den Boden gesteckt haben, aus der sofort ein schlanker Bambus erwuchs.

Aus dem Wanderstab des Weltweisen Kabodaisi ist ein Kampferbaum entstanden, in dessen Höhlung sich 15 Leute verbergen können und bei Sonogi steht ein alter Riesenbaum behängt mit zahllosen Zetteln, auf denen weise Sprüche zu lesen sind. Auch die Araber haben einen solchen mit Lappen, Nägeln und Papierstreifen als Weihegaben ausgeschmückten Baum, den sie „Mutter der Fetzen" nennen[1]). Nicht selten benützen auch die Einsiedler in der Nähe der Tempel einen alten ausgehöhlten Baum als Wohnzelle, in die man Nahrungmittel und andere nötige Gegenstände mittelst Aufzuges hinaufbefördert.

Mit Vorliebe pflanzt man bei den Tempeln den Zelastrusstrauch, der durch breite geflügelte Zweige auffällt. Heiratlustige stecken seine Äste vor das Haus und zeigen damit an, daß sie eine Braut suchen.

---

[1]) Über Lappenbäume vrgl. R. Andree, Ethnograph. Parallelen u. Vergleiche. Stuttgart 1878, S. 58—62, K. Nyrop, Dania I, 2ff. A. F. Dörfler, Der Urquell III. S. 268. Über Baumseelenkult überhaupt vergl. neben Mannhardts Werken das von Dr. Aigremont, Volkerotik und Pflanzenwelt (Bd. V der Historischen Quellenschriften zum Studium der Anthropophyteia).

Die japanische Schöne spricht mit ihrem Verehrer buchstäblich durch die Blume. Ist sie seiner z. B. überdrüssig und will sie ihn verabschieden, so sendet sie ihm als Selam einen herbstlich geröteten Ahornzweig zu, um ihm zu deuten, daß sich ihre Liebe gleich der Farbe der Blätter verändert habe[1]).

Auch die eifersüchtigen Frauen wenden sich an die heiligen Bäume, nageln an eine vor einem Shintotempel stehende Kryptomeria, die unter dem Schutz der Göttin, die kleine, nachgeahmte Figur des Treulosen und flehen um dessen Tod, den sie umso sicherer erwarten, als im entgegengesetzten Fall der Baum zu Grunde ginge. Bei der Hochzeitfeier darf dagegen ein kleines Fichten- und ein Pflaumenbäumchen nicht fehlen, unter denen die Gestalten eines alten Paares, die Baumgeister stehen: die Fichte gilt als das Sinnbild männlicher Kraft, der Pflaumenbaum als das der weiblichen Schönheit. Den Anlaß zu dieser Sitte gab eine alte Fichte, die aus einem Wurzelstock zwei Stämme treibt und im Volkmunde „die Fichte des gemeinschaftlichen Alters“ genannt wird.

In der japanischen Schöpfunggeschichte kommen auch mancherlei Beziehungen zur Pflanzenwelt vor, die früher als Sonne und Mond geschaffen worden, als unter dem Himmel eine Knospe aufsproßte, aus der sich „der edle Gott des Schilfkeims“ entwickelte. Izanami, die Gattin Izanagis, der aus dem Meer mit seiner Lanze Nippon an die Oberfläche quirlte, erschuf, während sich die Pflanzen aus dem Wasser emporhoben, tief unten am Grunde den Keim der Moose. Als eigentliches Lebensprinzip der Pflanzenwelt wird aber der große finstere Gott Daikokten bezeichnet, dessen Kult im dreizehnten Jahrhundert aufkam. Reisballen und Lotosblätter sind seine Embleme und jährlich muß man ihm hundert schwarze Bohnen opfern.

Buddha hat in seinem Gefolge eine Anzahl Untergötter, die wie er — Bosats — heißen. Da ist der Bosats mit der kostbaren Sandelblüte, der Kwak-wo-Bosats oder Blumenglanz, dem beim Anblick eines Blumenregens, der einen seinesgleichen überschüttete, das Herz aufging, der in einer reinen Welt lebt, wo es Blumen in Fülle gibt. Der Gott Yoriu Kwannon trägt einen Weidenzweig, womit er andeutet, daß er sich den Wünschen der Menschen neigt. Wie sehr die Lotosblume mit dem buddhistischen Kult in Beziehung steht, ist allbekannt, ja einer der Götter benützt sie sogar als Köder an dem Netz, mit dem er „Menschen fängt“. Den indischen Feigenbaum bezeichnet die indische Mythe als den Baum der Erkenntnis, dem ein Genius beigegeben und in dessen Schatten Buddha zur wahren Erkenntnis kam. Bei den Japanen ist die Linde, Tilia Bodaije, jener bedeutsame Baum.

Mahesivaça, Oberherr der Gestaltenwelt, gilt bei den japanischen Buddhisten als oberster Richter über die Göttermenschen. Vor dem Palast, wo er wohnte, steht ein hoher Baum in Gestalt einer Palme, genannt der Baum des himmlichen Lebens. „Im Frühling geht seine Blüte auf und in sieben Tagen fallen ihre sieben Blätter von sieben Farben. Im Herbste, wenn die Früchte gebildet, fallen, sobald die sieben Tage erscheinen, sieben Früchte von sieben Farben. Sehe ich die Blüte aufgehen, so zieh ich von dannen zum mittleren Sonnenpalast, sehe ich die Früchte fallen, so kehre ich zurück zu meinem Stammsitz“. So die Sage, die wohl sinnig dichterisch den Sonnenlauf beschreibt.

---

[1]) F. A. Junker v. Langegg, Midzuho gusa, II. S. 23, Anm.

Auch in der buddhistischen Unterwelt steht an den Ufern des dreifachen Stromes ein Baum, I-ling-schu, der Kleiderbaum genannt. Dort entkleidet das Flußweib die Toten und ihr Mann hängt die Kleider auf dem Baume auf. Die Mythe nennt sie eine sechzehn Klafter große Riesin mit Augen wie Wagenräder.

In der japanischen Chronik begegnet man einer Parallele zu den Äpfeln Idunas, dem Sinnbild der ewigen Jugend. Bei ihnen ist es ein Pfirsich, der im Himmel gewachsen, alle dreitausend Jahre nur eine Frucht trägt und von einer dem Himmel entschwebten Frau einem Kaiser von Japan angeboten wird. Dem Kaiser sollte der Genuß dieser Frucht zu einem Alter von tausend Jahren verhelfen. Es ist derselbe Pfirsich, den die japanischen Dichter in einem Neujahrwunsch bezeichnen: „Der Pfirsich des Landes der Götter reift in dreißig Jahrhunderten. Möge das Haus am Seestrande mit neunzig Herbsten mehr gesegnet sein!“ Kuchen von Reis mit Pfirsichblumen hat man schon in den ältesten Zeiten den Müttern und Töchtern Japans zur Erhaltung ihrer Gesundheit beim Pfirsichbaumfest dargeboten und man trinkt noch jetzt bei dieser Festlichkeit Saké, der über Pfirsichblumen abgezogen ist. Man schätzt den Baum in Japan wie in China und japanische Mütter erzählen mit Vorliebe ihren Kindern das Märlein vom Momo-taro (Kleinpfirsich), eine Däumlinggeschichte.

In einer Höhe von 60—80 Fuß erhebt sich der heilige, der Sonnengöttin geweihte Sonnenbaum, dessen schönes, weißes Holz einen seidenartigen Glanz besitzt. Es ist die Retiuspora obtusa, japanisch Hinoki, vom Dichter als „die Glorie der Wälder, wie der Held der Ruhm der Menschen ist“ bezeichnet. Bei keinem Tempel der Sonnengöttin darf er fehlen. Aus ihm ist das Goheï, ein Stab mit flatternden Papierstreifen geschnitzt. Alle Tempelgeräte stellt man daraus her, die im Palast des Mikado nötigen Gegenstände und seine und seiner Frauen Fächer sind aus Hinoki.

In großer Mannigfaltigkeit treten in Japan die Nadelhölzer auf. Da ist der seltene Tsuga Toga matsu (Abies tsuga), ferner Me matsu (Pinus densiflora). Im Volkleben spielt der Sjo Maats (Pinus Massoniana) eine große Rolle. Von ihm erzählt man Sagen und Märchen, ihm schreibt man ein langes Lebensalter zu, er hat eine große Bedeutung in der religiösen Symbolik und man zieht ihn mit Vorliebe als Zierbaum. Ein Matsu und ein Mumé (Pflaumenbaum), sind als Sinnbild der Ewigkeit vor der Wohnung des Mikado gepflanzt. Kleine Gehölze von Matsu umgeben die Tempel und Kapellen, beschatten in den Gärten das Heiligtum der Hausgötter. Seine Zweige schmücken die Tempelpforten und Grabstätten.

Es gibt Reisende und auch eingeborne Japaner, die da behaupten: „in Japan singt kein Vogel und duftet keine Blume“. Die prächtige japanische Lilie (juri) widerlegt sie, da sie einen herrlichen Duft ausströmt, der in der Stärke dem der Tuberose, in der Zartheit dem des Veilchens gleichkommt. Die wunderbare Blumenkrone erreicht oft eine Länge von einem halben Fuß. In der Nähe von Yokohama bemerkte Graf Beauvoir die meisten Häuserdächer mit einer Lage von Erde bedeckt, aus der die schönsten blauen Lilien sproßten. Man destilliert ein Öl daraus, womit die Frauen ihr schönes Haar glänzend machen. Ein alter religiöser Erlaß verbietet diese Lilien, die als Luxussinnbild gelten, auf dem geheiligten Boden der Sonnengöttin zu pflanzen, „doch dürfen wir sie auf den Dächern unserer Häuser anbauen, einem Ort, der sich jeder anderen Benützung entzieht. Sie, die dem Haar unserer Frauen

seine Schönheit verleihen, zieren wie ein herrlicher Haarwuchs die väterlichen Dächer". Im April und Mai wandert alles zu den Lauben der Fudsiblume (Wisteria chinensis), einem Schlinggewächs mit langen, weißen oder blauen Blütentrauben, tanzt und singt, trinkt Saké und dichtet Lobgesänge auf die herrliche Frühlingblume. Man hängt die beschriebenen Zettel zu den schönsten Fudsiblumen, woraus Liebende ein gutes Omen entnehmen. Ein uralter Mikadoerlaß bestätigt unmittelbar die dem japanischen Volke eigentümliche Liebe zur Natur und Gewächskultur oder, wie wir uns folkloristisch ausdrücken, den sich in allen diesen Äußerungen kundgebenden Baumseelenkult: „Die Sonnengöttin hat uns die Erde zum Anbau gegeben, um darauf die nützlichen Gewächse zu pflegen, die den Frauen, den Zierden des häuslichen Herdes, und den Kriegern, die um die Ehre kämpfen, zur Nahrung und zum Schmucke dienen".

Nur in einem Lande und bei einem Volke, das sich verhältnismäßig am längsten die Segnungen europäischer Kultur vom Leibe zu halten verstand, blieb der Einzelne sowie die Menge in engerer Fühlung mit dem sich alljährlich in farbenreicher Fülle verjüngenden Pflanzenwuchse und zog daraus einen neidenswerten Gewinn an Lebensfreuden und Daseinswonnen. Die Japaner waren die Glücklichen ehe man ihnen die Errungenschaften europäischer Massenmordkunstfertigkeiten aufdrängte und aufzwängte und sie sich zu einem Kulturmenschenschlag ersten Ranges auf den Schlachtfeldern der Mandschurei entwickelten.

Festlichkeiten und Festgebräuche sind mit dem Wesen der Japaner so innig verbunden, daß ihnen der geringste Anlaß Gelegenheit dazu darbietet und Feiertage weit häufiger als in Europa vorkommen. Die Feste sind teils religiöser, teils geselliger Art, mitunter von sehr einfacher und harmloser Natur, dem kindlichen Sinne des Japanen gemäß, der uns andererseits wieder durch größte Seelenstärke und einen harten, kriegerischen Charakter in den Kriegjahren 1904/05 nur zu gut bekannt geworden. So bringt die japanische Chronik Wa-nen-kei manche folkloristisch wahrhaft kostbare Nachricht auf uns. Es ließ z. B. der chinesische Kaiser Schi-huang-ti das Kraut der Unsterblichkeit in Japan suchen, gleichwie Ponce da Leon in die See stach, um das Land Bimini mit dem Jungbrunnen aufzufinden. Ein Mikado zog im siebenten Jahrhundert mit seinem Hof auf die Kräuterjagd. Zweihundert Jahre später bereitete man einem Herrscher aus sieben Kräutern ein Unsterblichkeitmahl, eine wirkliche Ambrosia. Als Freundschaftzeichen tauchte im zehnten Jahrhundert die Sitte auf, sich Kohl — Wakana — zu schenken und aus einem Gedicht erfährt man, wie ein Jüngling zur Frühlingzeit dieses Kraut sucht, um es seiner Geliebten anzubieten. Wakana heißt auch Ostwindgewächs und Kohl wird in Japan zu Neujahr eßbar, wenn der Ostwind am stärksten weht.

In Japan gibt es kein Fest ohne Pflanzenschmuck und am Neujahrtag, wo die ganze Bevölkerung durch die Straßen zieht, steckt man Tannenbäume und Bambusstäbe auf die Dächer auf, wie es auch bei Vollendung eines Hausbaues Brauch ist. Aber auch in den Häusern dürfen Blumen nicht fehlen und es sind bei dieser Gelegenheit die Zwergpfirsichbäume mit gefüllten Blüten in bunten Porzellanvasen besonders beliebt, wie man sie auch beim Puppenfest in nachgeahmten künstlichen Miniaturexemplaren in den Spielereibunden feilbietet.

Nicht allein bei besonderen Anlässen begeht der Japane eine Festlichkeit; die geringste Erscheinung in der Natur bietet ihm dazu willkommene

Gelegenheit dar. Da ist das Goldblumenfest, womit das Trinken eines Aufgusses von Goldblumen oder dem Chrysanthemum verbunden ist. Auch streut man Blumenblätter, die als Lebensverlängerer gelten, auf alle Tee- und Sakétassen. Zu gleicher Zeit mit dem Goldblumenfest feiert man das eines Gottes Suva, ziert die Halle für das Mikosi, eine Art von Schrein oder Tabernakel, mit Zypressen, Thoja- und Tannenzweigen, wäscht das Mikosi mit Teeaufguß und trägt es in feierlichen Umzügen herum. Die anderen Blumenfeste zeigen durchaus keinen religiösen Charakter. Wenn sich die Mumé — Pflanzenblüte — entwickelt, die man ebenfalls als Tee genießt, oder die Sakura — Kirschenblüte — sich entfaltet, dann wandern die Japaner scharenweise hinaus, man schmückt die Teehäuser mit Flaggen und Laternen und alles löst sich in Wohlgefallen auf. Jede Jahrzeit bezeichnet man überdies mit einem eigenen Festbrauch, den Winter durch den Genuß von Bohnenmus, den Frühling mit Darbringung von Gemüsen. Später kommt das Beschauen von Fudsiblumen (Wisteria chinensis) an die Reihe, im August bewundert man die auf Beeten und Teichen prangenden Blumen und im Herbst betrachtet man die rotblätterigen Ahornbäume, die sehr oft auf den Bilderbögen für Kinder dargestellt sind.

Von Bedeutung ist das am fünfzehnten Tag des neunten Monats gefeierte Andenken der Vorfahren. Man stellt ihre Bilder — Ifaj — auf und setzt davor Schalen mit Früchten, Blumen, Gemüse, Reis und Tee als Opfer- und Liebegaben. Jede Blumenausstellung ist an und für sich ein Fest und gleichwie bei den jeux floraux in Toulouse hielt man am Hofe der ersten rechtmäßigen Kaiserin Kisaki auch ein poetisches Tournier ab, zu dem sich am dritten Tage des dritten Monats alle Schöngeister in den blühenden Gärten des Dairi versammelten und ein Wettkampf stattfand, wobei es darauf ankam, wer die schönsten Stanzen auf den mit Epheublättern gezierten weißen Fächer aus Zedernholz zum Preis und Lob des Frühlings entwerfen konnte.

Aber nicht nur bei Festlichkeiten sind die Japaner auf Pflanzenschmuck bedacht, sie erfreuen sich daran nicht minder in ihrer Häuslichkeit. Es gehört zur Erziehung des japanischen Mädchens, nicht nur allein die Pflege der Blumen wohl zu verstehen, sondern sie auch in sinnig passender Weise auf den Hausaltar an Familientagen und bei häuslichen Festen zu ordnen. Sowie es eigene Lehrer gibt, die in der Teebereitung Unterricht erteilen, so gibt es auch Professoren, die in der Kunst des Strauß- und Kranzbindens nach bestimmten Gesetzen Lehrstunden geben, welches Studium als sehr schwierig oft Jahre in Anspruch nimmt. Mädchen bedienen sich auch eines Blumenorakels, indem sie dem Gänseblümchen oder der Kamille die Blätter ausziehen und dazu die Worte Kuruka konaiko — er kommt, er kommt nicht! — flüstern.

* * *

Junker von Langegg bemerkt: „Nicht in dem Sinne der Götter, welche den Olymp beleben, dürfen die Shin oder Kami aufgefaßt werden, sondern als eine Apotheose des fortdauernden Seelenlebens, in welchem die vergangenen und bestehenden Geschlechter in Gemeinschaft treten. Darum formte sich auch der Japane des Altertums keine Bilder seiner Götter, selbst seine vergötterten Helden wurden gestaltlos von ihm verehrt“. Ein Vergleich Erwachsener mit Kindern fällt gewöhnlich zu Ungunsten der Kinder und der Vergleich der Olympischen mit den Kami führt ähnlich zu hinkenden Betracht-

ungen. Vergleicht man dagegen die Uranfänge der später zum Olymp und Himmel aufgestiegenen hellenischen Gestalten des Volkglaubens mit denen der Kami, so findet man leicht heraus, daß sie alle zusammen demselben Vorstellungkreise angehören und vom Ursprung an völlig gleichartig sind.

Das Wort Apotheose gehört der höheren Kultur und der mit ihr verbundenen Theologie an. Es ist hier unangebracht, weil es Verwirrung schafft. Das „Darum“ des zweiten Satzes leitet einen Trugschluß ein und hat keinen rechten Sinn. Der Japane brauchte sich seine „Götter“ nicht erst zu formen, weil er sie ohnehin in Gestalt der Gewächse vor sich sah und über diese Auffassung entweder garnicht oder erst sehr spät hinauskam. Sie sind auch keine „namenlose, unsichtbare höchste Wesen“, vielmehr ganz alltägliche, mit Menschen gesellig verkehrende, mit ihrem Wirken fortwährend erkennbare Mächte. Einer richtigeren Auffasung nähert sich ein anderer Schriftsteller mit der Erklärung:

„Kami sind die Beigötter, bewachende, schützende Götter, die zwischen Sterblichen und der Sonnengottheit vermitteln, man erkennt sie in Naturereignissen außergewöhnlicher Art. Auch einige Tiere, zumal Fuchs, Dachs und Kranich können das Vermittlungamt versehen, wie dies aus vielen Volksagen hervorgeht“. An die Sonnengottheit dachte man von Anfang an nicht und zudem erkennt man die Kami in den gewöhnlichsten Naturerscheinungen. Der Mensch steht überhaupt unter ihrem Schutz und ihrer Gewalt.

Der Mensch stammt vom Baume ab und kehrt wieder in den Baum oder ein anderes Gewächs zurück, sodaß sich die Kami, die Gewächsseelen, in ständiger Wanderung befinden. Der Aufenthalt im Menschenleib ist für sie nur eine zeitweilige, meist unangenehme Unterbrechung ihres ewigen, schöneren Daseins, das sie ja auch als Geister ab und zu verlassen können, um in Menschengestalt hie und da ihren liebgewordenen Beschäftigungen nachzugehen. Das beweist z. B. eine uralte Volksage, die diesen ursprünglichen Glaubenzug treu bewahrt.

Die Sage erzählt von einem glücklichen Ehepaar, das da hochbetagt am selben Tage, zu gleicher Stunde verstarb. Die Geister der Dahingeschiedenen zogen in die Föhre ein, die am Gestade ihr Heim beschattete und Zeuge ihres ungetrübten Eheglücks gewesen, in dessen Leben und Gedeihen fürder verkörpert. Darob diese Föhre seither „Die Gattenföhre“ genannt wird. In mondhellen Nächten, wenn der Küstenwind in den Baumzweigen flüstert, löst sich der Bann und die Geister besuchen die Stätte ihres früheren Waltens. Besonders Begnadigten aber offenbaren sie sich bisweilen in ihrer irdischen Gestalt, der Greis mit der Harke aus Bambus, die Greisin mit dem Reisigbesen, die Nadelstreu schichtend. Ihnen zugesellt sind der tausendjährige Kranich und die ewige Schildkröte mit langbefranster Brünne. Und den ewigen Stürmen der Zeit trotzend erhebt sich noch in jetziger Stunde die uralte Föhre im Immergrün ihres Nadelschmuckes auf Takasago's hohem Sandufer: ein in zwei mächtigen Stämmen nahe über den Wurzeln geteilter Baum mit weit ausgebreiteten, sich vielfach verschlingenden Ästen[1].

Haben junge Mädchen eine Reise vor, so machen sie eine Figur aus Papier — Teri-teri-boz genannt —, hängen sie an einen Baum der Bella-

[1]) F. A. Junker von Langegg, Japan. Theegeschichten. Wien 1884. S. 281—283.

donnaart (Narusen), stellen Schalen mit Reis davor, werfen Saki darüber und lassen sie endlich im nächsten Strome fortschwimmen[1]).

Skrophulösen Ausschlag he[illegible] man mit Zuckerkant (Ami), den man zuerst über die wunden Stellen streicht und dann in einen Yenoki-Baum steckt[2]). Hiermit überträgt man den Ausschlag auf den Baumgeist oder vielmehr, man gibt ihm die Krankheit wieder zurück, die von ihm ausgegangen ist[3]).

Wenn im Haine des Haupttempels der Ji-shiu-Sekte in Fuji-Sawa eine Lotosblume erblüht, ist es ein Zeichen, daß einer ihrer Priester verstorben, dessen Stelle man dann mit einem Novizen neu besetzt[4]).

Die Kami können sich nach Bedarf auch in Tiere, z. B. in einen Fuchs, Dachs, Kranich oder eine Katze, wie die Vilen der Südslaven verwandeln. Man hängt als Weihegaben für die Kami an die Bäume seine Waffen, Kleider oder Kleiderfetzen oder auch nur Papierstreifen mit einem Wunsch oder Gebet.

Bevorzugte Seelenbäume dieser Art stehen und gedeihen vorzugweise in den Tempelhainen, die man darum als den Lieblingaufenthalt der Kami verehrt. Nur aus diesem Glaubenkreis heraus ist der Anfang des 71. Gesetzes Iyeyasu's (aus dem Jahre 1615) klar verständlich und annehmbar:

„Wir alle verdanken unser Dasein den vaterländischen Kami, von denen wir abstammen. Doch während jetzt in verschiedenen Teilen des Reiches die Lehre der Weisen [Koshi, Moshi u. a.], die des Shaka [Buddha], des Zendo [Namen einer buddhistischen Sekte] und andere vom Volk verehrt werden, wird die reine Kami-Lehre vernachlässigt. Dies, däucht mir, ist ebenso unrecht, als ob man von seinem Herrn abfalle und seine Treue einem fremden Gebieter zuwende, denn die Grundlage des Rechtes wird dadurch zerstört“.

Der Gelehrte und Bonze Kukui oder Kobo Dai-ji, der gegen das Ende des VIII. Jahrhunderts lebte, vertiefte sich in das Studium des Shinto und gelangte zum Ergebnis, daß die alten, nationalen Götter Japans vorzeitliche Erscheinungformen Buddhas seien und vermittelte Dank dieser weisen Erkenntnis eine Versöhnung zwischen altem und neuem Glauben.

Seine Schrift ist leider für uns verloren gegangen, doch kann man mit Sicherheit annehmen, daß er die Gleichheit des indischen und japanischen Gewächsseelenglaubens, die Gemeinsamkeit der Geistererotik und die Wahrzeichen von Lingam und Yoni erkannt haben muß. Alles davon Abweichende erschien ihm, wie uns von der Folklore, als spätere theologische Zutat, als „ein Zaun zur Weisheit“, wie einsichtige Talmudisten den die reine jüdische Gottlehre verdunkelnden Volkglauben hießen.

Dr. Emil Jung behauptet, die Shintoreligion biete wenig Raum für Gespenstergeschichten und Wunderkram, es seien also die Priester der Buddhareligion, die die abergläubischen Vorstellungen, die noch in den Köpfen von Männern von allen Klassen spuken, eifrigst unterhielten. Ihr Interesse gebiete es[5]). Dagegen ist zu bemerken: was eine offizielle Religion mit ihren

---

[1]) Dr. Emil Jung, Japanischer Aberglaube, Zeitschrift f. Ethnologie. Berlin 1877, IX. S. 232.

[2]) Jung, a. a. O. S. 232.

[3]) Vrgl. die Abhandlung über das Gesundbohren bei Dr. Albert Hellwig, Verbrechen und Aberglaube. Skizzen aus der volkkundlichen Kriminalistik, Leipzig 1908. S. 58—63.

[4]) F. A. Junker v. Langegg, Midzuho-gusa, Leipzig 1880, III, S. 102.

[5]) Japanischer Aberglaube. Zeitschrift f. Ethnologie, Berlin 1877. IX. S. 331.

Satzungen gebietet, ist für die Volkreligion von keiner ausschlaggebenden Bedeutung, denn bei allen Völkern bildet der Geisterglaube den unverwüstlichen Untergrund des Glaubens, den die offizielle Religion der Machthaber stets als einen Aberglauben brandmarkt, weil man nicht versteht, daß es im Glauben nur Unterschiede formeller Art gibt. Die Abweichungen treten erst mit der Entwicklung einer besonderen Ethik zu Tage, die man irrtümlicherweise aus dem Glauben, statt aus dem Recht ableitet. Die Shintopriester haben auch kein anderes Interesse als die Buddhapriester, das, ihre Schäflein zusammenzuhalten.

Bedeutsam erklärt Professor Inazo Nitobe: „Der moralische Inhalt der Lehren des Shintoismus scheint mir folgender: Erkenne dich selbst. Blicke in dein Inneres. Erkenne dein Herz, in dem ein Gott wohnt, der dich auf dieses hinweist und dir jenes befiehlt. Gehorche seinem Gebote, und du hast keinen anderen Gott nötig. Erkenne, woher du kamst, nämlich von deinen Eltern und sie von ihren, und so zurück von Generation zu Generation. Du dankst dein Leben deinen Vorfahren, denen du, wenngleich sie unsichtbar sind, weiter dankbar sein kannst. Bedenke auch, wo du bist, nämlich in einem wohlgeordneten Staat, der dein und der Deinen Wohl und Sicherheit schützt. Nur in einem solchen Staat konnte dir deine Mutter das Leben geben und dich nähren, nur in einem solchen Staat können deine Kinder gedeihen" usw. usw.[1]). Es ist gut, daß Professor Nitobe weise vorausschickt, es scheine ihm so und es ist schön, daß bei ihm der schlichte Baumseelenglaube, dem jede Moral fremd ist, einen so gediegenen Inhalt kriegt, doch hätte er auch erwägen müssen, daß, wie es die massenhaften Auswanderungen aus Japan unwiderleglich beweisen, Jahr aus Jahr ein hunderttausende seiner Mitbürger und Mitbürgerinnen alles dies nicht bedenken. Auch die Erscheinung, daß auch außerhalb Japans Frauen Kinder gebären und erziehen, hätte ihn von der Anpreisung der nuralleinseligmachenden staatliche Güte Japans abhalten sollen.

Prof. Norito läßt sich auch über das Christentum vernehmen[2]): „Unter Christentum verstehe ich etwa nicht, was Jesus von Nazareth lehrte, sondern ein Bastardsystem der Moral, ein Gebräu, ein etwas von abgelebtem Judaismus, von ägyptischer Askese, von griechischer Erhabenheit, von römischer Arroganz, von teutonischem Aberglauben und tatsächlich etwas von allem, was es der irdischen Existenz erleichtert, die Massenabschlachtung schwächerer Rassen zu sanktionieren und ab und zu auch das Köpfen gekrönter Häupter"

Dieses Urteil überrascht nicht im geringsten. Es beweist blos, daß Prof. Norito vom Wesen des Christentums und seinem geschichtlichen Werdegang ebensoviel als wie vom Shinto versteht und daß ihm die Ergebnisse ethnologisch-folkloristischer Religionforschung so gut bekannt sind wie etwa die Konfiguration der uns allen ewig abgewandten Mondseite.

Das Shinto hat einen ausgebildeten Kult der Baumseelen unter mannigfachen Gestaltungen, es hat Glaubenvorstellungen, doch bildet es noch lange keinen Glauben, der unserem Begriff einer Religion gleichkäme. Dem japanischen Volke ist der Glauben Wurst und darum nimmt der Mann aus dem Volke leicht jede neue ihm zugeführte Religion leicht an und bleibt dabei Baumseelenverehrer oder Polytheist, wird nach Bedarf Atheist oder Monotheist.

---

[1]) Unser Vaterland Japan, Leipzig 1904. S. 242f.

[2]) Ebenda S. 249f.

Prof. Nobushige Hozumi bemerkt: „Wir begehen den Jahrtag unserer Toten, statten ihren Gräbern Besuche ab, bieten Blumen, Speise und Trank dar, zünden Weihrauchkerzen an und beugen uns vor ihren Gräbern, alles aus dem Gefühl der Liebe und Verehrung für ihr Gedächtnis und kein Gedanke der Furcht hat Raum in unserem Innern. Mehr noch, in den Berichten und Überlieferungen unseres Landes gibt es nichts, was darauf schließen läßt, daß Vorfahren in der Absicht, ihre Seelen zu versöhnen, verehrt worden seien“ [1]).

Alle Totengebräuche haben den Zweck, die Wiederkehr der Verstorbenen hintanzuhalten, die man in Japan, wie überall in der Welt außerordentlich fürchtet. Der auch in Japan wohlbekannte und äußerst gefürchtete Vampir geht so lang um, bis man ihn nicht versöhnt. Darüber konnte sich der Professor leicht aus seiner heimischen Folklore Belehrung holen nnd dann hätte er auch ebenso leicht aus vielen volktümlichen Bildwerken so manches von der unersättlichen Geschlechtlust der unversöhnten, weil hienieden geschlechtlich ungenügend befriedigten Geister oder Geistinnen in Fuchsgestalten, d. h. der unsteten Baumseelen erfahren.

Stirbt ein Mensch, so wird seine Seele frei. Sie kehrt in den Baum oder die Blume zurück, von wo sie ausgegangen war. Um ihr die Heimkehr in ihren Urwohnort zu erleichtern, pflanzt man auf Gräbern Blumen und Bäume. Um sichtbar zu werden, muß die Seele ihr altes Leibgerüst mit beleben. Auch die Japaner kennen, wie bemerkt, den Vampirismus, der jedoch beschränkt sich, wie bei den Südslaven nur auf verstorbene Männer, während Frauen blos von der Liebe zu Hinterbliebenen belebt wiederkehren. So kehren z. B. Mütter aus der Geisterwelt zurück und pflegen die Kinder, die sie der Tod zu verlassen zwang. Trennt man Liebende, und bleiben sie doch einander treu, so besucht der zuerst Verstorbene den Überlebenden. Geht ein Mann am Grab seiner Geliebten vorüber und denkt an sie, so folgt ihm aus dem Begräbnisplatz eine schöne Frau mit einer Laterne nach. Das ist seine verlorene Liebe, die ihn von da ab im Geheimen jede Nacht besucht, bis eine dritte Person sie sieht. Dann ist es mit den Besuchen vorbei. Aber sie erscheint vor dem Geliebten als schöne Gestalt; jeder andere sieht nur ein abschreckendes Skelett. Ist sie wieder zurück ins Grab verbannt, so liegen obenauf die Geschenke, die sie von ihrem Geliebten empfangen [2]).

Die Leichenhöfe sind meist in Hainen an Bergabhängen. Die Shintoisten verbrennen die Leichen und schmücken die Gräber mit Zweigen einer immergrünen Cameliacee, Sakaki (Cleyera japonica). Die Buddhisten benützen zum selben Zwecke den immergrünen Stern Anis, Shikimi (Illicium religiosum).

Am Laternen- oder Allerseelenfest legt der Japane Kamelienzweige auf die Gräber seiner Lieben und stellt die Camelia sassanque zu den Jahrzeitgruppen in seinem Garten [3]).

Shinto ist eine reine Naturreligion, die auf dem lebendigen Naturgefühl beruht, aus ihm entstanden ist, mit ihm steht und fällt. Weil der Mensch nur eine Erscheinungform der Gewächse ist und die Seelen

---

[1]) Unser Vaterland Japan. Leipzig 1904. S. 263.

[2]) Dr. Emil Jung, Japan. Aberglaube. Ztschft. f. Ethnol. Berlin 1877. IX. S. 335. — Ueber die Rückkehr Verstorbener vrgl. Krauss, Slavische Volkforschungen, Leipzig 1908, S. 110—123.

[3]) E. v. Kudriaffsky, Ausland 1879. S. 527.

immer wieder in die Gewächse zurückkehren, ehrt man die Gewächse als Wohnorte vergangener und kommender Geschlechter. Das ist der vielberufene Schlüssel zum Verständnis des sogenannten japanischen Ahnenkultes und der ihm entsprossenen Moral. Graf Okuma vermischt richtiges mit unrichtigem, indem er sagt: „ . . die große Schwierigkeit der (modernen) japanischen Erziehung liegt in dem Mangel eines moralischen Maßstabes. Physischer und literarischer Maßstab ist vorhanden, aber die Restauration hat die einheitliche Religion zerstört. Für die oberen Schichten blieb die chinesische Philosophie, aber für die große Masse des Volkes blieb ein Nichts, und es erhebt sich die schwere Frage, was an die Stelle des Alten treten soll. In der westlichen Welt giebt das Christentum die moralische Richtschnur“ [1]). Die Restauration hat nicht die einheitliche Religion, sondern das Wirtschaftleben des Volkes zerstört, indem man aus einem Ackerbau- einen Industrie-, Handel- und Eroberungstaat machte. Man verhindert einen großen Teil des Volkes an der Ausübung des Baumseelenkultes und raubt ihm damit den ethischen Halt. In unserer westlichen Welt gewährt das Christentum schon längst keine moralische Richtschnur mehr und es wäre auf Grund der Folklore überhaupt sehr schwer unwiderleglich zu beweisen, daß sich Germanen, Romanen und Slaven jemals ernstlich um die sittlichen Grundsätze des aus jüdischen und buddhistischen Lehren gestalteten Buch-Christentums allzuviel gekümmert hätten. In Europa dient die Religion als Mittel zur Behauptung der Macht jeder Art, nur nicht zur wirklichen moralischen Richtschnur. Wer das Gegenteil annimmt, kennt die europäische Folklore nicht, am wenigsten die Erotik der Völker. In Mitteleuropa ist Religion an Volk- und Mittelschulen noch ein Lehr- und Prüfunggegenstand, in Japan schließt man in den Elementarschulen beim Unterrichte jedes religiöse Dogma aus und lehrt die Moral rein weltlich, wie etwa in Frankreich und Serbien. In Japan sind die Shintopriester keine Lehrer mehr, sondern pensionberechtigte Staatsbeamte, denen die Erhaltung eines äußerlich von erotischen Bestandteilen gesäuberten Kultes obliegt.

* * *

Wenn man sagt, der alte Zumpt- und Vozenkult in Japan wäre ausgerottet, weil ihn die Regierung den Ausländern zur Liebe verbanne, d. h. seine äußerlichen Zeichen beseitige, so erinnert dies an jenen Kaufmann, der seine Frau mit seinem Bediensteten überraschte und, um der Buhlerei ein Ende zu bereiten, das Kanapee auf den Boden hinaufstellen ließ.

Die beliebteste und häufigste Gottheit im alten Japan war der Zumpt, und ihm zu Ehren errichtete man an allen Wegen, besonders an Kreuzwegen und an Feldrainen, steinerne oder auch hölzerne Pfeiler, die rot angestrichene Zumpte darstellten. Man versah mit solchen Zumptpfeilern auch die Brückenschutzwehren. Ihr Name ist Wo-boshira [2]). Diese Pfeiler haben ihr Gegenstück im ältesten Hellas, im Latium und in Indien. Sowie die Hellenen erst durch die Ägypter und die Römer durch die Hellenen, so lernten die Japaner durch die Chinesen die Kunst, ihren rohen Steinen und Holzblöcken menschliche Formen zu geben. Die ursprünglichen ungefügen Sinnbilder der Geister wandelten sich zu richtigen Gestalten um, doch daneben behaupteten sich die

[1]) Unser Vaterland Japan. Leipzig 1904. S. 190.
[2]) Vrgl. das Bild Nr. 14 unter den Seki bo.

Stein-Phalli in ihrer einfachsten Darstellung, während die Hellenen und Römer mit ihrer Vergangenheit nur zu bald abbrachen. Der Japaner wie der Ägypter bewahrt alle Glaubensformen aller Zeiten ihrer Entwicklung nebeneinander auf, so daß bei ihnen jeder nach seinem Kunstgeschmack religiöse Befriedigung finden kann oder es konnte. Darum erscheint ihre Religion wie ein Trödlerladen, wo alte und neue Gegenstände die Räume vollpfropfen und wo sich nur der Inhaber halbwegs auskennt, während der neue Kunde beim Eintritt angesichts des Wirrwars in Verlegenheit gerät und sich über die herrschende Unordnung ärgert.

Aston folgert auf Grund der im Kojiki und Nihongi enthaltenen Sagen, die phallischen Gottheiten — Personifikationen der wollüstigen Lebenskraft — wären ursprünglich bloß magische Anwendungen gewesen, die späterhin personifiziert und zu göttlichem Rang erhoben worden. Dagegen ist einzuwenden, daß diese beiden Bücher aus den Jahren 712 und 720 unserer Zeitrechnung recht trübe folkloristische Quellen darstellen. Ihre Verfasser waren chinesisch gebildete oder verbildete Priester, in ihrer Art Systematiker, deren Arbeit für uns einen historischen Wert hat, über die Auslegung aber können sie uns keinen wirklichen Aufschluß geben. Die Personifizierung des Geschlechttriebes ist an und für sich eine ursprüngliche Erscheinung, oder, wenn man noch genauer sein will, die der Geschlechtteile. Man faßt die Pudenda wie selbständige Wesen auf, die ihrer Natur nach schon als unrein gelten. Darum hat auch das zufällige Berühren der unteren Körperhälfte während des Gottesdienstes Verunreinigung (fujigo) zur Folge[1]).

Die Südslavin unterhält sich mit ihrer Voz, wie mit einer lebenden Person, und der chrowotische Bauer mit seinem Zumpt[2]). Der Fortschritt besteht zunächst in der Nachbildung der Geschlechtteile in Holz oder Stein, oder im Entdecken von Gebilden in der Natur, die ähnliche Gestaltungen aufweisen. Diesen wohnt dann der Geist inne, der zur Begattung antreibt, von ihm kommt alles Vergnügen im guten oder bösen Sinne, und er ist's, der zum göttlichen Rang aufsteigt, wenn man von seinem Wohlwollen die Fruchtbarkeit der Felder abhängig ansieht. Ihm zu Ehren begattet man sich auf Feld und Flur. So bringt man ihm ein Opfer dar[3])

Schon vor hundert und mehr Jahren kamen dem japanischen Städter die Zumptgebräuche der Landbewohner beinahe so fremdartig, wie einem Wiener oder Berliner Hochsommertouristen vor. Davon legt eine im To-yu-ki, einem i. J. 1795 erschienenen Werke enthaltene Reisebeschreibung Zeugnis ab: „An vielen Stellen entlang dem Hochweg zu Atsumi in der Provinz Deha, wo auf beiden Seiten die Klippen steil aufragen, sind kreuzüber die Shimenaha von Fels zu Meer gespannt. Unter diesen Shime-naha sind kunstvoll geschnitzte hölzerne Zumpte angebracht, die den Weg krönen. Sie sind sehr hoch, sieben bis acht Fuß lang und haben vielleicht drei oder vier Fuß im Umfang. Mir erschien dies gar zu anstößig, und ich befragte die Bewohner, warum sie derlei täten. Sie antworteten mir, dies wäre ein uralter Brauch. Man heiße sie (die Zumpte) Sai no Kami und erneuere sie alljährlich am 15. Tag jeden ersten Monats. Da es örtliche Gottheiten wären, vernachlässigten

---

[1]) Junker von Langegg, Midzuho gusa. Leipzig 1880. II. S. 203.

[2]) Vergleiche die Belege bei Krauss, Die Zeugung in Sitte und Brauch der Südslaven und Dulaure a. a. O. S. 158—189.

[3]) Anthropophyteia III. S. 20ff. (Beischlafausübung als Kulthandlung).

sie sie unter keiner Bedingung und entfernen sie nicht von ihrer Stelle, selbst wenn hohe Beamte des Weges gezogen kämen. Man habe sie durchaus nicht, so erzählte man mir, zum Vergnügen der jungen Leute aufgestellt. Überdies sah ich eine Anzahl von Papierstreifen an die Shime-naha angehängt und erkundigte mich nach deren Bedeutung. Es zeigte sich, daß Frauen sie insgeheim dorthin gehängt als Fürsprecher um schöne Liebhaber. Offenkundig ist hier einer jener alten Bräuche, die in entlegenen Zeiten wurzeln. Zumpte und Vozen aus Stein verehrte das Landvolk an vielen Orten als die Shintai (Merkzeichen) ihrer Ujigami (Schutzgötter der Geburtorte" [1]).

Im Norito oder Shinto-Rituale ist auch eine Anrufung der Zumpt- oder Wegschutzgötter enthalten, die obwohl erst im J. 927 veröffentlicht, dennoch um Jahrhunderte älter ist.

— — Ich künde im Angesicht der oberherrlichen Götter, die auf den großen zahlreichen Wegstraßen gleichsam wie unzählige Felsenhaufen eine Sperre bilden. Ich vollziehe die Preisrede, indem ich eure erlauchten Namen nenne: Vielstraßen-Herr, Vielstraßen-Herrin, Komm-nicht-her. Ohne mit den dämonischen Wesen, die aus dem Wurzelland, aus dem Bodenland wild und feindlich kommen werden, weder Blicke noch Worte zu wechseln, bewachet gnädigst und bannet gnädigst durch Wache bei Nacht und Wache bei Tage, indem ihr das Unten bewachet, wenn (die Feinde) von unten kommen, und das Oben bewachet, wenn sie von oben kommen [2]). — —

Wenn die Regierung Gesandtschaften ins Ausland schickte, so veranstaltete man aus diesem Anlaß außerhalb der Stadt einen Gottesdienst zu Ehren der Götter des Himmels und der Erde und der phallischen Chiburino Kami, der Weggötter; die Gesandten nahmen an der Messe teil und verlasen die offizielle Liturgie (norito) [3]).

Die phallischen Gottheiten heißen allgemein Sahe no Kami, die vorbeugenden Gottheiten, weil sie gegen die feindseligen und wilden Wesen des Ursprunglandes des Yomi schützen, d. h. gegen Siechtum und Tod. Daß Yomi ursprünglich nicht eine Unterwelt, sondern das dunkle unheimliche Walddickicht bezeichnet hat, geht daraus hervor, daß die bösen Geister dem Walde entstammen und man die Sahe no Kami eben an den Wegen aufstellte, die durch die Wildnis führten, um die unheimlichen Angreifer abzuschrecken. Man nennt die Sahe no Kami auch Yokushin, Pestgötter, weil sie die Pest abhalten. Die Identität der Pest — mit Waldfrauen wies ich in meiner Abhandlung über südslavische Pestsagen nach [4]). Gegen Krankheit und Tod hilft als Gegenstück die Zeugung. Darum stellt man auch Zumpte und Vozen als Standbilder auf, wohl auch deshalb, weil man durch Entblößung der Schamteile böse Geister überall in der Welt bannt [5]). Diese uranfängliche Vorstellung hat sich in Japan zu einem eigenen dominierenden Kult entwickelt, während sie anderswo rudimentär verblieb.

---

[1]) Zitiert nach Aston, W. G.: Shinto (The way of the Gods). London 1905. S. 195. Vgl. dazu Krauss, Indischer u. serbischer Feldfruchtbarkeitzauber, Anthropophyteia. VI. (1909) S. 97 f. mit einer Abbildung und die serbischen Zumptanrufungen in Dulaure a. a. O.

[2]) Florenz, Dr. Karl: Geschichte der japanischen Literatur. Leipzig 1906. S. 44.

[3]) Aston, W. G. a. a. O. S. 315.

[4]) Slavische Volkforschungen. Leipzig 1908. S. 87—109.

[5]) Vrgl. Dulaure a. a. O. an vielen Stellen.

Die von einigen Forschern versuchte Teilung zwischen Zumpt- und Vozen-Gottheiten entbehrt einer inneren Begründung. In älterer Zeit hatten diese Feld- und Flurgeister naturgemäß keine Tempeln, in jüngeren Zeiten flüchtete man mit ihnen vor der Öffentlichkeit in Stifthütten. Die Festfeiern zu Ehren der Zumptgötter fanden an den Kreuzwegen der vier Endseiten der Hauptstadt oder an der Grenze der Residenzprovinz regelmäßig am Schluß des sechsten und zwölften Monats und sonst im Notfall statt. Ebenso veranstaltete man ein Fest zu Ehren Sahe no Kamis zwei Tage vor Eintreffen ausländischer Gesandtschaften in der Hauptstadt, um die Bevölkerung vor der Gefahr einer Krankheiteinschleppung, vor bösen Einflüssen oder auswärtigen Dämonen rechtzeitig zu beschützen.

Gewöhnliches Sinnbild für die Voze ist die Pfirsich, für den Zumpt der Stössel und der Herrenpilz[1]). Eine eingehende Darstellung der einschlägigen symbolischen Gebräuche würde ein Buch füllen, ohne im wesentlichen die Einsicht in den Sachverhalt zu vertiefen. Hat einmal eine religiöse Anschauung im Volkgemüte feste Wurzeln geschlagen, so dringt sie bald, wie Meerrettig im Felde, durchs ganze Gebiet des Volktums durch.

Die Zumpte sind glänzend rot oder, was dasselbe ist, goldfarbig angestrichen. Saruta-hiko, eine phallische Gottheit, ist von hellroter Farbe. Die Zugangbögen zu den Stifthütten sind rot angestrichen. Die bösen Geister und die Schurken auf der Bühne haben rote Gesichter. Aston vermutet, dies weise auf deren Lebenskraft hin, näher liegt die Vermutung, daß die Japaner vorerst ihre eigenen Zumpte genauer besehen, bevor sie die steinernen und die hölzernen färbten. Alle Völker beschreiben und bezeichnen den Zumpt als rot.

In den Stifthütten wohnt der heilige Geist oder die Schechina (hebräisch) der Gottheit, selten der Gott selber. Sie heißen dies Mitama. Der Japaner weiß häufig nicht einmal, welchem Gott eine Stifthütte angehört. Er richtet sein Gebet einfach an ein Mitama. Als bemerkenswert führt Aston an, daß in jüngerer Zeit das Mitama par excellence dem phallischen Sahe no Kami zugeschrieben wird. Ehedem hieß man die ihm zu Ehren veranstalteten Feste mitama matsuri, wofür man jetzt den chinesischen Ausdruck Goriōye gebraucht"[2]).

Musubi, der Gott des Wachstums wird in seinen Stifthütten, wie der indische Çiva durch einen Zumpt dargestellt. Es ist ein vergebliches Bemühen einiger Gelehrten, in diese Gestalt „eine durchgeistigte Auffassung des Fruchtbarkeitprinzips" hineinzudeuten. Der japanische Landmann hat dafür nicht mehr Verständnis als unser Tiroler Bauer.

Die phallischen Gottheiten Yachimata-hiko und Jachimata-hime stellt man in menschlicher Gestalt dar.

Auch die Japaner kennen den unter allen Völkern verbreiteten Brauch der Zukunfterkundung auf Kreuzwegen (Tsuji-ura), nur steht er bei ihnen im klaren Zusammenhang mit den Zumptgottheiten, die über die Wege wachen, während bei den anderen Völkern die Waldgeister Bescheid und Hilfe gewähren sollen. Frauen und Verliebte beiderlei Geschlechtes stellen den Zauber an, indem sie sich in dunkler Nacht auf einen Kreuzweg begeben, in die Erde

---

[1]) Vrgl. Aigremont a. a. O. an vielen Stellen.

[2]) Aston, W. G.: Shinto. (The way of the Gods). London 1905. S. 31.

einen Stock stecken, der Kunado, den zumptigen Gott der Wege darstellen soll und aus den zufälligen Worten eines Wanderers die Antwort des Gottes auf ihre bange Frage heraushören. Oder: Du nimmst einen Buchsbaumholzkamm in die Hand, begibst dich damit auf einen Kreuzweg und fährst mit den Fingern dreimal über den Kamm hin, daß die Federn surren (d. h. soviel als: belehr mich!). Darauf bezeug deine Verehrung Sahe no Kami und wiederhol dreimal die Worte: „O du Gott der Kreuzwegwahrsagung, gewähr mir eine wahre Antwort!“ Gutes oder schlimmes Glück hängt von den Worten der zweiten oder dritten Person ab, die des Weges naht. Zuweilen zieht man um sich einen Kreis und besprengt ihn mit Reis (dem Symbol der Voze), um ungünstige Einflüsse abzuwehren [1]).

Wo man die Zumptgötter zur Abwehr böser Geister nicht zur Hand hat, hilft man sich im japanischen Volke mit Entblößung der Geschlechtteile oder des Gesäßes, oder auch man malt die betreffenden Zeichen ans Haus oder an den zu behütenden Gegenstand. In beiden Fällen ist es ein Exhibitionismus, im ersteren ein vorübergehender persönlicher, im letzteren ein dauernder sachlicher. Auch Ploß-Bartels sprechen davon, und ich will ihre Bemerkungen darüber hier wiederholen.

Hierbei müssen wir uns erinnern, daß das Entblößen der Geschlechtteile bei vielen Völkern als ein unfehlbares Mittel angesehen wird, um die Dämonen zu verscheuchen, wie ja ganz ähnlich sogar Martin Luther sich des ihn in der Nacht belästigenden Teufels nicht anders zu erwehren vermochte, als daß er ihm das entblößte Hinterteil zu dem Bett herausstreckte [2]). Auch der aus China berichtete Gebrauch, das Symbol der Geschlechtteile an dem Hause anzubringen, um die bösen Einflüsse der Dämönen unschädlich zu machen, möge hier noch einmal angeführt werden. Und daß nun in dem uns vorliegenden Falle dem einzelnen Teile die gleiche Wirkung zukommt, wie dem Ganzen, das entspricht so recht den Anschauungen, wie wir sie bei Naturvölkern nicht allein, sondern auch noch bei niederen und manchmal sogar bei den höchsten Schichten unseres eigenen Volkstammes finden. Es ist einer der unendlich vielen Beweise, wie vielfache Berührungpunkte man in dem menschlichen Denken der Völker auf den verschiedensten Entwicklungstufen bei einiger Aufmerksamkeit nachzuweisen vermag.

Ein anderes häufig angewendetes Mittel zur Abwendung von Ungemach ist das Ankleben von Darstellungen des männlichen und weiblichen Prinzips Jan und Jin — über den Haustoren. Dr. Matignon bemerkt: Les moyens sont nombreux pour protéger la maison contre les fâcheuses influences. Audessus de la porte on fixe un morceau de bois ou de carton; octogonal, portant en son milieux les deux principes mâle et femelle, le Yang et le Yn, entourés des Pa-Koua. On peut les remplacer par un miroir ou par un dessin représentant un tigre muni d'ailles [3]). Diese gläubischen Vorsichten wendet

---

[1]) Aston, W. G.. ebenda. S. 340f.

[2]) Vergl. den südslav. Brauch, Anthropophyteia. I. S. 2f. I und IV. Erotik und Skatologie in Zauberspruch und Zauberbann.

[3]) Dr. J. J. Matignon, Superstition, Crime et Misère en Chine, Paris 1902 [4], p. 47 sq. dazu das Bild auf S. 48, das in der Mitte stilisierte weibliche Schamteile zeigt, die rings umher von stilisierten Gemächten umgeben sind. Ich bekam zu Gesicht ein ähnliches Bild einer moslimisch-slavischen Stickerei aus Bosnien. Man muß mit dieser Art von Ornamentik näher vertraut sein, um die Bedeutung der Bilder jeweilig sicher bestimmen zu können.

man namentlich dann an, wenn ein Hausbesitzer die Furcht hegt, daß ein dem seinigen gegenüberliegendes Haus nicht in Gemäßheit der Vorschriften der Erdzauberei gebaut ist. Gray hat zahlreiche einschlägige Beispiele erlebt; eines sei hier erwähnt. Eng, der Eigentümer und Insasse eines stattlichen Hauses in Kanton, schrieb die vielen Krankheitfälle, die sich in seiner Familie ereigneten, dem Umstande zu, daß beim Bau eines vis-à-vis befindlichen Pfandleihhauses die Grundsätze der Geomantie außer acht gelassen worden waren. Er wollte das verhaßte Gebäude ankaufen, um es niederreißen zu lassen; die Besitzer des Leihamtes weigerten sich jedoch, es zu verkaufen, und Eng wußte sich nicht anders zu helfen, als über den Türen seines Hauses Darstellungen des Jin und des Jan anzubringen[1]).

Auch der Mikado-Palast hatte, wie noch jetzt jedes japanische Haus am Nordostende des Dachfirstes einen kleeblattförmigen Schlußriegel, dessen Flächenfeld eine Teufelfratze zeigt, zum Schutz und zur Abwehr gegen böse Geister[2]). Die Fratze ist eine nachträgliche Zutat zur bildnerischen Ausfüllung des Kleeblatts, das wieder seinerseits eine Stilisierung der weiblichen Scham zeigt. So nehmen z. B. auch in den südslavischen erotischen Stickmustern die Genitalien die Gestalt von Gewächsen an, vollends die Bedeutung des Kleeblatts als Bildes der vulva erhärtet der serbische Volkglaube[3]).

Die serbische Bäuerin in Sirmien hegt nämlich den gleichen Glauben an die Abwehrmacht ihrer Pudenda, nur ist ihr Vorgehen anschaulicher, so daß kein Zweifel über den Zauber aufkommen kann. Wird ihr Kindlein von einem Schreck (Fraisen) befallen, so setzt sie es auf die Erde nieder, springt dreimal darüber hinweg und spricht dabei jedesmal:

Beži stravo detinja,
ide strava materina,
da te poplaši!
Entfleuch kindlicher Schreck,
da kommt daher der mütterliche Schreck,
um dich abzuschrecken!

Die Frau ist nur mit einem Hemd von engem Stock bekleidet. Sie muß es beim Überhüpfen hoch aufziehen und dabei zeigt sie dem Gespenst ihre Schamteile.

Eine Erklärung des Exhibitionismus in unserem Kulturkreise versucht Näcke: „Ich sehe in der Entblößung nur eine Abart des Sadismus. Der Exhibitionist weidet sich am Schreck, Unwillen oder an der Verlegenheit der Zuschauerinnen, was sexuell erregend auf ihn wirkt, zumal, wenn jene junge Mädchen sind. Die andere Erklärung dagegen, daß der Exhibitionist sich geschlechtlich aufrege, weil er die libido im anderen geweckt hätte, dürfte nur in den seltensten Fällen und nur bei depravierten Mädchen oder Frauen zu beobachten sein“[4]).

Damit ist die Einsicht nicht vertieft, wenn Näcke erklärt, er sähe im Exhibitionismus nur eine Art von Sadismus. Ist denn der Sadismus nicht

---

[1]) Ploß-Bartels, a. a. O. S. 275 u. 192f.

[2]) F. A. Junker von Langegg, Jap. Theegeschichten. Wien 1884. S. 113.

[3]) Anthropophyteia V. S. 248f., vgl. dazu VI. S. 71 u. 75 und VII. S. 120.

[4]) Medizinalrat Dr. P. Näcke: Einige psychologisch dunkle Fälle von geschlechtlichen Verirrungen in der Irrenanstalt. Jahrb. f. sex. Zwischenstufen. Leipzig 1903. V. I. S. 204.

auch selber erklärungbedürftig? Jedenfalls hat er mit den Uranfängen der Religion nachweislich nichts zu schaffen. Eine befriedigende Aufklärung empfangen wir vom primitiven Volkglauben der Serben und Rumänen. Erkrankt z. B. bei den Rumänen im Poreka-Bezirke im Krajina-Kreise eine Geis oder ein Schaf, so fährt ihr oder ihm der Besitzer mit seinem Zumpte kreuzweis über die Stirne. Das heißt man faše kruše (face cruce). Er vertreibt also den Krankeitgeist mit dem Zumpte und verbindet den ältesten Glauben mit dem neuesten, dem Christenglauben an die Macht des Kreuzes. Er entblößt sich nicht aus Lust an der Grausamkeit, um sich geschlechtlich zu betätigen, sondern weil er von der schöpferischen Kraft seines Zumptes überzeugt ist und etwas davon auch auf das kranke Tier überträgt, nämlich aus ihm den Krankheitgeist damit vertreibt.

C. Bernaldo De Quirós und J. M. L. Aguilaniedo meinen, es bestünde eine Dosis Exhibitionismus bei überwiegendem Masochismus[1]. Ihre Erklärung wiegt soviel wie die Näckes. Sie fällt, sobald man die zwei von Krafft-Ebing in Umlauf gesetzten, folkloristisch unhaltbaren Schlagworte auch fallen läßt. Garnier definiert den Exhibitionismus als eine quälende und impulsive sexuelle Perversion. „Sie charakterisiert sich durch den unwiderstehlichen Drang, in der Öffentlichkeit, und gewöhnlich mit einer gewissen Bestimmtheit des Ortes und der Zeit, die Genitalien in erschlafftem Zustande zu zeigen, und zwar unter Ausschluß jedes schlüpfrigen oder provozierenden Manövers; in diesem Akte findet der geschlechtliche Reiz Befriedigung, der krankhafte Zwang verläßt das Individuum, und sein Anfall geht vorüber“[2]. Beim rituellen Exhibitionismus kann von einer Perversität keine Rede sein. Übrigens müßte man jede „Perversion“ nach Freuds Methode psychoanalytisch ergründen, um jeweilig herauszubekommen, was eigentlich daran ist. Verallgemeinerungen taugen in solchen Fällen selten etwas.

---

[1]) Verbrechertum und Prostitution in Madrid. Berlin 1910. S. 217.

[2]) Des perversions sexuelles obsedantes et impulsives. Zitiert von De Quirós a. a. O.



III.

Buckley's, Schedel's und Munro's Studien über den Geschlechtteile-Kult. — Abessynische Parallelen Biebers. — Kunstgeschichte und Folklore.

Im Anschluß an die bisherigen Darlegungen führe ich den Hauptabschnitt aus Edmund Buckleys vortrefflicher Doktordissertation fast ungekürzt an, um einen Gelehrten zu Worte kommen zu lassen, der wie kein zweiter vor und nach ihm den Zumptkult in Japan selbst erforscht hat[1]).

Der Phallizismus bildet einen wesentlichen Bestandteil der Naturanbetung und muß als solcher, wenn er normal ist, einen Kult und ein Glaubenbekenntnis aufweisen, obgleich letzteres teilweise oder gänzlich mit inbegriffen ist und man es nur durch Fragen den Gläubigen entlocken kann. Den Inhalt von dessen religiösem Bewußtsein kann man dann mit absoluter Religion vergleichen und schließlich auf seine Führung hin erproben. Diese Sphären religiöser Tätigkeit geben einen passenden Plan, um die Daten tabellarisch zu ordnen, und wir wollen sie jetzt in der genannten Ordnung betrachten. Der phallische Kult, nämlich Verehrung oder Zeremonien, erfordert eine Betrachtung von Tempeln, Symbolen, Festlichkeiten und Riten.

I. Tempel. Solche Tempel umfassen (1) die voll ausgestattete „miya" oder Tempel mit einem residierenden Priester oder Priestern; (2) die kleine miya mit nur gelegentlicher Verehrung; (3) die bloßen Schuppen (Stifthütten), die ganze Reihen von Zumpten vor dem Regen schützen und (4) eine bloße Umzäunung, während der Zumpt im Freien steht. Zur ersten Klasse gehört eine miya in Kasashima, fünfzehn Meilen südlich von Sendai, die etwa um 250 v. Chr. von Yamato Takeru No Mikoto gegründet worden sein soll. Die dort verehrte Gottheit ist Saruta Hiko No Mikoto, von dem später mehr. Dem Dienste dieses berühmten Tempels waren einst 15 Priester mit ihren Häusern ergeben. Zu derselben ersten Klasse gehört eine miya in Makiborimura in Iwada Ken. Die örtlichen Gottheiten sind: Izanagi, Izanami und Saruta Hiko, welche drei zu Konsei Dai Myojin gestellt sind: „Der Wurzel des Lebens, dem großen leuchtenden Gott". —

Zur zweiten Klasse gehört die Andachtstätte in Kande, acht Meilen landeinwärts von Akashi nahe von Kobe, nach der lokalen Benennung: Dai

---

1) Phallicism in Japan. A dissertation presented to the academy of arts, litterature and science to the University of Chicago in candidacy for the Degree of Doctor of Philosophy. Chicago 1895. Ich danke dem Verfasser für die besondere Freundlichkeit, mit der er mir das einzige in Amerika noch auffindbare Exemplar seiner Arbeit aus der Universitätbibliothek von Chicago zur Verfügung stellte.

Seki Miya oder Rano Seki Miya = großer Steinaltar oder Zumpt-Steinaltar. Diese ländliche Abgeschiedenheit hat den dortigen riesigen Zumpt vor dem bilderstürmerischen Eifer der Reformer geschützt, damit er das Auge des Archäologen erfreue. Ich hoffe, der moosbewachsenen Säulen-Gottheit, die ich dort fand, wird noch ein Ehrenplatz in irgend einem Museum beschieden sein, wenn die aufgehende Sonne einer vorurteillosen Wissenschaft und eines vornehmen Glaubens das einfache, wackere Landvolk erleuchtet haben wird, das jetzt die Befriedigung seiner täglichen Bedürfnisse von ihm erwartet. — Diese miya hat ungefähr zehn Fuß im Quadrat, ist mit Bildern aus dem Volkleben geschmückt und an der Vorder- und Rückseite mittels eines Holzgitters abgeschlossen, durch das der vier Fuß hohe Zumpt zu sehen ist, der in einer länglichen Steinumfassung steht, sonst aber unbeschützt ist, außer von dem umgebenden Bambus-Dickicht. Der Boden innerhalb der Umfriedigung ist mit Muscheln bedeckt. Einige Dutzend Schritte von dem Altar und Zumpt steht eine Voze, in diesem Falle durch das natürliche Zusammentreffen von drei Felsen gebildet; das ganze ist etwa fünf Fuß hoch, und es gehört viel Phantasie dazu, sich daraus eine Voze zu konstruieren, so daß ich nicht zweifle, es werde noch die Zeit kommen, wo es ein strenger Forscher ableugnet, daß man sie je dafür gehalten hat. Jeder Zweifel daran, ob diese rote Felsmasse wirklich göttlich verehrt worden, wird dadurch zerstreut, daß kleine zahlreiche dünne Papierfahnen die Inschrift tragen: Osame tatematsuru ehrfurchtvoll gewidmet, die vor dem Symbol in den Boden befestigt wurden. Die örtlichen Benennungen für dieses merkwürdige Paar sind: für den Zumpt: Okko San und für die Voze: Mekko San, welche Namen die Ainos dem Hügel, auf dem die Steine jetzt stehen und einer benachbarten an Form und Größe ähnlichen Anhöhe, auf der sich der Zumpt früher befand, verliehen haben. Die örtliche Überlieferung bewahrt die Tatsache und die „Japan Mail“ vom 22. August 1891 berichtet, daß Oakkan und Meakkan Namen zweier benachbarten Hügel in Yezo seien, wo Ainos noch gegenwärtig vorhanden sind. —

Von der dritten Klasse, dem bloßen Schuppen, fand ich ein gutes Muster in einem Altar des Zumptes Konsei auf dem Konsei-Paß oberhalb des Sees Yumoto in der Nähe von Nikko. Daß dieser Altar bis zur ersten Besitzergreifung des Landes zurückdatiert, erscheint sicher durch die Übertragung seines Namens auf den Paß, wo er stand. Man kann noch hervorheben, daß Okko und Mekko auch die Namen der Schamteile waren und ursprünglich ihre Namen den Hügeln gaben, auf denen sie einst angebracht waren. Ich kam auf die Spur dieses Altars durch das musterhafte Handbook of Japan (III. Auflage) von B. H. Chamberlain und W. B. Mason, zwei der bedeutendsten Gelehrten Japans. Ihre kurze Bemerkung lautet: „Die Überlieferung sagt, daß der ursprüngliche Gegenstand der Verehrung aus Gold angefertigt war und später durch einen aus Stein ersetzt worden ist. Votiv-Gegenstände, besonders hölzerne und steinerne Embleme, bringt man oft an dem Altare dar. Sehr wenig ist vom Ursprung des Zumpt-Kultes in Japan bekannt, obgleich er eine Zeitlang in den ländlichen Distrikten, besonders in den nördlichen und östlichen, nahezu allgemein gewesen zu sein scheint“. Diese kurze Angabe ist die einzige allgemeine, die bisher über den Gegenstand erschienen ist und vor drei Jahren zweifelohne das ganze Wissen darüber zusammenfaßte. Die Andachtstätte besteht aus einem Holzschuppen, der etwa vier Quadratfuß im Umfang hat und einem auf 3 Seiten ringsum laufenden Gesimse, auf

dem einige Dutzend Zumpte in verschiedenen Größen aus Holz und Stein aufgestellt sind. Knapp daran steht eine große steinerne Laterne. Auf dem Altar sieht man Namen und Adresse einer Hotelgesellschaft, die sich besonders an Wallfahrer wendet und auf deren Kosten vermutlich der Altar restauriert worden war. —

Eine andere Andachtstätte dieser Art ist in Yamada, außerhalb der Nordweststrecke des berühmten Noiku-San-dem Ise Altars zu Amaterasu — „dem Himmelerleuchter", dem Regenten des Shinto-Pantheons und zwischen zwei Tempeln, der eine für Oho-yama-tsu-mi-no-kami, d. h. die Gottheit, die große Berge besitzt, und der andere für dessen Tochter Ko-no-hana-saku-ya-hime, d. h. „Prinzessin, die glanzvoll blüht, wie die Blüten der Bäume, die auf dem Berge Tuji thront". Der Altar umrahmt einen typischen Zumpt und eine Voze nebeneinander, obgleich Dutzende von Miniatur-torii (kleine hölzerne Tempelgitter) davor aufgeschichtet sind und die antiken Zwilling-Gottheiten vor dem flüchtigen Beobachter verbergen. Diese torii hat man anläßlich der photographischen Aufnahme unseres Bildes entfernt (vrgl. Abb. 1). Im benachbarten Tempel des Ko-no-hana-saku-ya-hime werden die landüblichen Zumpte und Vozen von Personen, die Kinder, Gatten oder Heilung der erkrankten Geschlechtorgane erflehen, dargebracht oder aufgestellt. Man erzählt eine exotische Geschichte von dieser Gottheit, Kojiki 113 und von ihrer Schwester Iwa-naga-hime, d. h. „dauerhaft wie die Steine", die über den Berg Oyama herrscht und in einem großen Steine auf der Spitze des Altars symbolisiert ist und von den Buhldirnen aus Tokyo göttlich verehrt wird. Diesen Stein sollte man untersuchen, um zu ersehen, ob er eine Voze oder bloß zur Symbolisierung des Namens der Gottheit dient, wie dies eine Legende oder Sage erzählt (Kojiki 116).

Zu dieser Klasse gehören wahrscheinlich die in dem Werke Mikados Empire 33 erwähnten Fälle: „Ich habe das Vorherrschen dieser Altäre und Symbole besonders im östlichen und nördlichen Japan bemerkt, indem ich mindestens ein Dutzend davon zählte und zwar an der Landstraße bei einer Wanderung nach Nikko. Die Unfruchtbaren beider Geschlechter beten sie an oder bringen ihnen Ex-voto-Geschenke dar. In Sagami, Kadzusa und sogar in Tokyo selbst konnte man sie aus Holz oder Stein gebildet bis 1874 sehen". Der hier erwähnte Weg von Tokyo nach Nikko ist etwa 100 Meilen lang, und drei Viertel davon gehörten zu einem der wichtigsten Verkehrwege von Japan. —

Von der letzteren Art, wo die Stifthütte auf ihren ursprünglichsten Entwurf — einen offenen Raum im Freien zurückgeführt ist, kommen natürlich viele Fälle eines so primitiven Kults vor. Ein solcher war, wie ich nach den Trümmern schließe, die jetzt kahle Platform von Nikko, da man alle die Zumpte in den nahen Buddhisten-Tempel hinabräumte, wo sie jetzt liegen — zur Beruhigung der damaligen amerikanischen Prediger, die Einspruch erhoben, weil der Ort angeblich einer der großen Sommeraufenthalte für ausländische Familien war. —

Ich übertrage nach einem von Myase Sadao veröffentlichten und von ihm der Koshiden (alten Geschichte) entnommenen Blatte des berühmten japanischen Historikers und Archäologen Hirata Atsutane folgende Fälle. Alle gehören zu der letztgenannten Klasse oder einer noch zu erwähnenden Unterabteilung.

Zumpt im Freien in Kotakamura, in Katorigori, Provinz von Shimosa.

Desgleichen im Otamura, Inabagori, Shimosa. Desgleichen in Ishigimura, Mishimagori, Echigo. Ebenso in Shibuimura, Nishi Kasaigori, Musashi.

Zumpt mit Voze, daneben im Matsuzawamura, Katorigori, Shimosa. „Beide trinken gern Wein und werden daher: Sake nomi ishi, ‚Weintrinkende Steine', genannt". Die Gläubigen bringen Wein dar, den sie sehr rasch in sich aufnehmen. Vor mehr als 250 Jahren entfernte sich die Voze nach dem nächsten Dorfe, infolgedessen konnte keine Ehe zwischen den Bewohnern der beiden Dörfer geschlossen werden. Vor 62 Jahren brachte man den Stein wieder zurück. —

Zuletzt kommt eine interessante Untergruppe, die im Freien steht, sich aber dadurch auszeichnet, daß die Form der Geschlechtteile einem Naturspiel ihre Entstehung verdankt. Ob menschliche Kunst den Formen der Natur nachgeholfen oder der Künstler deren Entwurf verschönert hat, kann ich nicht beurteilen, aber sicher ist, daß manche derartige Steine nicht verfehlen konnten, die Aufmerksamkeit des primitiven Menschen auf sich zu ziehen und jene geschlechtliche Lebens-Philosophie anzuregen und zu bekräftigen, auf die der Erforscher der primitiven Kultur in jedem Weltteile stößt.

Zuerst kommt eine ganze Insel, obgleich natürlich eine von den sehr kleinen, die viel höher als breit ist und auf dem Scheitel einige Dutzend Bäume trägt. Sie liegt nordöstlich von Awaji und heißt „Onokorojima", „freiwillig vereiste Insel" oder „Eshima", d. h. „Placenta-Insel", von welcher später mehr.

Darnach kommt ein natürlicher Zumpt von mehr als 20 Fuß Höhe und eine Voze von verhältnismäßiger Größe, etwa zwei Drittel Meilen entfernt von Inushima in Bizen. Zuletzt steht auf dieser Fläche von Hiratas ein natürlicher Zumpt und eine Voze in bequemer Nähe zur Anbahnung einer Zusammenkunft. So mancher beschädigte den Felsen und ging mit seinem ganzen Hause zugrunde.

Das ist bloß das Verzeichnis eines einfachen Beobachters und Forschers, und es bedarf einer Vervollständigung, die leicht geleistet werden kann, wenn einmal die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand als berechtigten Zweig der Naturverehrung gelenkt ist, als auf eine selbstgewordene Äußerung des religiösen Gedankens, wenn man nach einem Schlüssel für diesen absoluten Herrscher der Natur sucht, den die tiefsten Denker noch für unerforschlich erklären. —

Zuletzt kommen in dieser eigentümlichen Klasse zwei Gruppen von je vier ungeheuer großen natürlichen Zumpten von 1500—2000 Fuß Höhe in dem Hofe des Buddhisten-Tempels Reiganji in der Nähe von Kuroki in der Provinz Chikugo in Betracht. —

II. Symbole. Betrachten wir zunächst phallische Symbole und hier kann ich nicht umhin, den phallischen Teil meiner eigenen Sammlung von Shinto-Kultus-Geräten zu beschreiben, die jetzt im Walker-Museum der Universität von Chicago ausgestellt sind. —

Zumpte. 1. Natürlicher von Wasser abgenützter Zumpt aus Stein mit einem Knötchen, das die glans penis bildet. Von dem frühern Besitzer als der Zumpt einer Gottheit hochgeschätzt. Cm 22×10. Aus einem der zahlreichen Bordelle von Yamada, wo sich der berühmte Altar der Sonnen-Gottheit befindet.

2. Natürlicher vom Wasser abgenützter Zumpt, der Saum der glans

aus einer härtern Schicht gebildet. Cm 9,5×4,8. Aus dem Tempel von Mizusawa.

3. In allen Beziehungen gleich No. 2 außer in der Größe, die cm 7,1×2,3 beträgt. Aus Mizusawa.

4. Natürlicher Zumpt, der seinem Original so wenig gleicht, daß nur seine Herkunft aus einem phallischen Tempel einen unerfahrenen Fremden zum Glauben bringen könnte, daß er je für einen Zumpt gehalten wurde. Von dem phallischen Altar in Yamada.

5. Zumpt aus vulkanischem Gestein gemeißelt, gut ausgeführt und neu. Cm 20×10. Vom Altare auf dem Konsei-Passe.

6. Zumpt aus gebranntem Ton (Terracotta), vom Alter geschwärzt. Realistisch cm 22×7. Aus einem Bordell in Yamada, wo er auf dem Kamidana (gutem Gesimse) zu gelegentlicher Verehrung, wenn ein Hausgenosse ein gutes Trinkgeld erhalten, aufgestellt war.

7. Zumpt aus Gußeisen. Cm 9,1×3,2. Aus Mizusawa.

8. Zumpt aus Holz. Cm 17×4.

9. Ein zweiter. Cm 19×4.

10. Ein weiterer, rosa gefleckt. Cm 22×6.

11. Zumpt, paarweise gebraucht als Amulet für Knaben. Ein achteckiger Unterbau mit achteckiger Pyramide darauf, nelkenfarbig, hochrot und grün gesprenkelt; eine Schnur durch ein mittleres und ein vertikales Loch gezogen dient um ihn dem Kinde um die Schulter zu hängen. Aus Mizusawa.

12. Zumpt aus Ton, vergoldet und bemalt, um die shimenawa oder den geheiligten Strick darzustellen. Cm 3,5×1,5. Aus einem Tonwarenladen gegenüber dem Inari-Altar.

13. Zumpt, glans, den Kopf eines sitzenden Mannes im Festgewande bildend. Ton mit aufgedruckten und gefärbten Gewändern. Cm 6,5×5,5 Alt von einem Händler in Myajina. Ein bemerkenswertes Beispiel von Personifikation.

14. Ein Priap, riesiger Zumpt, hellrot gefärbt, Ton. Cm 4,5×3,5. Aus einem Verkaufladen in Inare.

15. Zumpt in Gestalt eines ungeheuren Pilzes, von einem Weibe auf dem Rücken getragen, bemalter Ton. Cm 7×2,5. Aus einer Niederlage in Inare; ein Spielzeug cf. No. 17.

16. Zumpt in Gestalt eines hölzernen Obeliskes; ein Weihgeschenk für leichte Entbindung. Cm 12×6. Von einem Altar in Nikko.

17. Eine Gruppe von 5 aus Holz geschnitzten und bunt bemalten Gegenständen wie folgt:

a) Fukusuke. Ein Mann in altjapanischer Tracht, mit der linken Hand winkend. In Verkaufläden häufig, um dem Geschäfte Erfolg zu sichern. Vergleiche Robin Goodfellow. Cm 14×10.

b) Otafuku. Ein Weib von fettem Schönheitgenre mit der gleichen Bewegung wie der vorige; beide sind jedem japanischen Kinde bekannt. Cm 9×5.

c) Zumpt, rot bemalt, mit heiligem Strick umwunden. Cm 6×4.

d) Zumpt, gelb bemalt, mit Strick. Cm 4×2,5.

e) Hoshi-no-Tama (Juwel der Allmacht). Ein zwiebelförmiger Gegenstand buddhistischen Ursprungs. Cm 2×2. Aus einem Laden in Nikko, wahrscheinlich zum Spielzeug bestimmt. Die dem Zumpt in dieser Gruppe zugesellten Gegenstände zeigen deutlich, daß er von

dem Range einer Verehrung genießenden Gottheit zu einem minder wirksamen Glückwahrzeichen herabgesunken, wie das Hufeisen, das Füllhorn, der Pantoffel, vermutlich lauter Symbole der Voze, wie solche heute noch in England gebräuchlich sind.[1] Dieser Brauch war in Japan noch vor ungefähr 20 Jahren ungemein stark verbreitet, und die Spielerei- sowie Tonwaren-Handlungen und die Hausierer waren reichlich damit versehen (Mikados Empire von W. E. Griffis, 33).

Eine Feige aus Kandiszucker mit einem zur glans penis umgebildeten Stiele, von einem Hausierer bei der Herbstfeier eines Shinto-Altars in Kyoto verkauft.

Vozen. 18. Natürliche vom Wasser abgenützte Voze aus einem flachen Stück Schiefer mit unregelmäßiger Peripherie von etwa 4,5 cm im Durchmesser und einer vom Wasser ausgehöhlten Öffnung nahe der Mitte. Aus Mizusawa.

19. Natürliche Voze aus Quarz, nahe der Mitte tief gezähnt, aber nicht vom Wasser abgenützt. Unregelmäßig; cm 4×2,5. Vom Yamada-Altar.

20. Seeohrmuschel (Haliotis tuberculata), japanisch Awabi, trägt den Namen des Spenders für den Kande-Altar. Das lebende Schaltier erinnert so sehr an die Voze, daß japanische Frauen dessen Namen oft in diesem Sinne gebrauchen. Vom Kande-Altar.

21. Kaurimuschel, Cypraea porcellana, japanisch Faka-ragai „Schatzmuschel"; von unfruchtbaren Frauen im Tempel dargebracht, cm 3,5×2,5. Aus einem Laden in Yamada.

22. Eine Pfirsich aus Zuckerwerk, von Hausierern bei gewissen Festlichkeiten an Kunden verkauft, als Symbol der Voze, wozu sie deren Einschnitt tauglich zu machen scheint. In Indien dient die Aprikose dazu. Aus Kyoto.

Vermischtes.

23. Ineinander verschlungene Ringe aus Bambusgras, die den Beischlaf symbolisieren, wozu man sie gebraucht, konnte ich nicht erfahren.

24. Votivbild auf Holz von der phallischen Stifthütte in Kande, einen Tiger darstellend, der den Monat symbolisiert, in dem der Spender geboren wurde. Cm 32×25.

25. Votivbild aus Holz, ein Pferd darstellend, aus der phallischen Stifthütte in Yamada. Cm 6×4.

26. Akaza-no-tsue. Stäbe vom Dornstrauch, Chenopodium album; aus Mizusawa. Man benützt sie zur Aufrechterhaltung der Grenzlinien um das Haus herum. Diese Verbindung von phallischen und Abgrenzung-Vorstellungen bei einem Tempel des Saruta hiko, dessen Epitheton lautet: Desojin = Wegebeginnender Gott, was sich auf seine Tätigkeit eines Führers (Kojiki 33) beziehen mag und dieselbe dreifache Vorstellung, wie in der Gestalt des Hermes erweckt. Ein anderer Beweis für die Identität zwischen dem Zumpt und dem Gott der Wege erscheint in Satows Aufsatz in der Westminster Review. Sollte der in das Feld gesteckte phallische Stab dem Acker Fruchtbarkeit verleihen und gleichzeitig als Grenzmarke dienen, schließlich als

---

[1]) Vgl. dazu Dr. Aigremont, Fuß- und Schuh-Symbolik und -Erotik, Leipzig 1909.

Schutz für die Wege gesetzt sein, die natürlich oft an Grenzgehegen dahinführen?

27. Ginseng, Ingwerkraut, chinesisch Genseng, japanisch Ninjin. Das beste wächst in Korea. Der Preis nach dem Grade der Menschengestaltähnlichkeit der Wurzel, die allerdings in manchen Fällen bemerkenswert ist. Die schönsten Exemplare bezahlt man mit 3 Dollars, zum medizinischen Gebrauche, da sie als Panacée gelten. Es ist die Mandragora der Genesis 30, doch nicht die Pflanze, die man in den vereinigten Staaten irrigerweise so heißt.

Zaubermittel.

Von allen Kultgeräten kommen Zaubermittel aus Papier am häufigsten in Japan vor, und in jedem Haus finden sich einige Dutzende davon vor. Unter den verschiedenen Arten kommen auch phallische vor.

29. Ein Zaubermittel, das leichtes Gebären verbürgt und den Namen Konsei hat; cm 11×5.

30. Ein Zaubermittel mit der Inschrift: Am-san-marmori = „Leichter Gebärzauber". Das Papier ist zu einem Dreieck gefaltet und enthält einen natürlichen gleichseitigen, dreieckigen schwarzen Stein; cm 16×8. Diese Form ist einzig unter all den zehntausenden Zaubermitteln in Japan und läßt sich durch nichts erklären als durch ihre Ähnlichkeit mit den äußerlich betrachteten Schamteilen, die wie wir gesehen, z. B. genau dieselbe ist wie die Form des Stein-Talismans mit der Basis nach oben. Von der gleichen Farbe ist die berühmte Diana von Ephesus, die sich jetzt im Museum von Neapel befindet. Ihre vielen Brüste und der Symbolismus ihrer Gewandung deuten die geschlechtliche Vorstellung an. Aus dem Sumyoshi-Tempel.

31. Ein Zaubermittel mit der Inschrift: „Ehrsame Gabe an Gott". Es enthält Reis und Seegras, dessen Absud unfruchtbare Frauen trinken müssen: cm 20×12. Aus dem Suimyoshi-Tempel.

32. Ein Zaubermittel mit der Inschrift: Samen-Hilfe-Tempel — göttliche — Eintrittkarte; cm 16×5. —

33. Ein Zaubermittel mit der Inschrift: Sho-ichii Konsei-dai-myo-iin-tai-hatsu. „Wahrhafter erster Rang, Lebenswurzel, große, leuchtende Gottheit; großer Zauber". Rechts und links von dieser Inschrift stehen im Mittelpunkt die Worte: „Gut für alle Krankheiten unterhalb des Gürtels. Dein Leben wird lang sein. Gut für schwangere Frauen. Mutter und Kind werden gesund sein". Innerhalb dieses Umschlags ein Streifen Papier mit der Inschrift: "Ho-sai-Saruta hiko-Izanagi. — Izanami. Chinza-Haraita-tamae-Kiyome de tamae". „Darbringung, Reinigung. Saruta hiko. Izanagi. Izanami. Sitz (der Verehrung). Gnade der Erlösung und Reinigung". —

Saruta hiko wird, wie ich glaube, hier erwähnt infolge eines Mißverständnisses oder der Ausdehnung seines ursprünglichen Amtes als Führer der Ninigi no Mikoto, als dieser aus dem Himmel herabstieg, Kojiki 107—8. Seine ständige Bezeichnung als: michi-moto, „Wegursprung", ist in dem Sinne von „Lebensursprung" genommen worden, weil er, wie man sagt, der Selbstzeugung seinen Ursprung verdankt. Alle mir bekannt gewordenen Angaben weisen darauf hin, daß seine richtige Stelle in einer Blitzsage zu suchen ist. —

Dieses Zaubermittel zeigt Wasserflecken, weil es mit vielen ähnlichen vor etwa 10 Jahren zur Unterdrückung des Kults in einer Schachtel in einen

nahen Sumpf versenkt wurde. Als sich der bilderstürmische Eifer abgekühlt hatte, fischte man die Schachtel heraus, und der Eigentümer schenkte in höf lichster Weise diese wertvolle Relique eines nahezu erloschenen Kults einem eifrigen Sammler von Kultgeräten. Die höchsten Interessen der Wissenschaft dürften den Spender vor etwaigen unangenehmen Folgen schützen, die ihm jene Leute seiner Umgebung zuziehen könnten, so sich jetzt des Kultes schämen. Der sehr hohe Rang des Konsei, der dem des Mikado selbst zunächst steht, zeigt die große Beachtung, die dem Kult zuteil wird. Das derzeitige Vorhandensein eines Zumptes im Garten eines Samurai aus der alten Krieger- und Gelehrten-Kaste, den ich gut kenne, obgleich lange von der edlen Familie unbebachtet gelassen, bietet einen weiteren Beweis dafür dar, daß sich der Kult nicht nur auf die niederen Klassen der Gesellschaft beschränkte.

34. Ein Zaubermittel mit der Inschrift: „Konsei, großer leuchtender Gott. Ein guter Zauber für die leichte Geburt". Aus dem Tempel von Mizusawa.

Bevor ich mich von diesem Gegenstande einem anderen zuwende, dürfte eine Warnung vor der Verwechslung von Zumpten mit andern Stein-Denkmälern, deren es in Japan wie anderswo verschiedene Arten gibt, nicht überflüssig sein. Nicht jeder aufrecht stehende Stein oder Block, der länger als dick ist, ist ein Zumpt, obgleich etwa 90 Prozent der Zumpte in diese Definition eingeschlossen sind, da die andern entweder wagrecht liegen oder hängen, jedoch in jedem Falle mit einem Hodensack versehen sind. Man muß zuerst die Geschichte und die Verwendung eines Steines erforschen, dann nach einer etwaigen Inschrift suchen und erkennt dann oft, daß man es mit einer Feldmarke oder einem an der Straße stehenden Grabsteine, der nach einer Wallfahrtstätte führt, oder einem verwitterten Nure-butsu — einem ungeschützten Bilde eines der vielen Buddhas, oder irgend einem Gedenksteine vielleicht irgend eines merkwürdigen, zugrunde gegangenen Baumes oder einer Hinrichtungstätte zu tun hat. Von allen diesen Arten findet man in Japan Exemplare, die den beutegierigen Neuling leicht irreführen können. Hingegen sind die jetzt noch existierenden Zumpte und die Erzeugnisse der Handarbeit in Japan infolge ihres Realismus ganz unverkennbar, während die von der Natur hervorgebrachten eine geübte Einbildungkraft erfordern.

Phallische Festlichkeiten. Jeder Tempel in Japan feiert außer den großen nationalen Festen, eines zu Ehren der Gottheit, der er ganz besonders geweiht ist. Im Jahre 1892 besuchte ich zum zweitenmale die Andachtstätte in Kande gelegentlich eines Festes, das dort am 18. des dritten Monats (alten Stils) stattfindet. Dieses Fest tritt nur einen Tag früher ein als das vor der phallischen Stifthütte von Morioka, und beide fallen offenkundig mit den Frühlingfesten aller Völker zusammen. Vgl. Tylor, Prim. Culture II, 297. Dieses Fest bot keine anderen als die bei solcher Gelegenheit üblichen Züge dar. Ein Shinto-Priester, der für diese Gelegenheit von weither eingetroffen, brachte an dem Altar unter Gebetanrufungen die üblichen Gaben an Reis, Kuchen und Früchten dar. Männer, Frauen und Kinder aus der Umgebung kamen und gingen wieder, nachdem sie ihre kleinen Gaben dargebracht und ein kurzes Gebet verrichtet und kauften Erfrischungen in einer der für die Festzeit nebenan aufgestellten Buden. Die benachbarte Voze erhielt gar keine Spenden, obgleich sie die Andächtigen gleichfalls besuchten Das Benehmen aller war tadellos und ihre Haltung frei von jeder Verlegen-

heit, denn der Zweck ihrer Wanderung war geradheraus geschlechtliche Gesundheit und Familienzuwachs von der Gottheit zu erbitten, deren Attribute sie am vorzüglichsten in den Stand versetzen, dies alles huldvoll zu gewähren. Nachfolgend ein Bericht über eine fragwürdigere phallische Prozession, den Dresser mitteilt pp. 197—99. „In dem nächsten Dorfe (auf dem Wege von Tokyo nach Nikko, wo Griffis ein Dutzend Zumpte sah), in das wir gelangten, hielt man eine große Shinto-Festlichkeit ab. Tausende Leute lachten, schrien und folgten einem riesigen Wagen, ähnlich dem Jaggernauthwagen in Indien. Auf diesem Wagen ist eine von einer niederen Brustwehr umgebene Platform, aus deren Mitte sich ein dreißig bis vierzig Fuß hoher Mast erhebt, von dessen Spitze die geschnittenen Papiere flattern, die die Shinto-Religion symbolisieren (gemeint ist gohei), während rings um den unteren Teil ein Zelt aus weißem und rotem Tuch an einem Reifen hängt. Auf der Platform sitzen Musiker, die mit Gongen und Pfeifen eine grausam-künstliche Musik machen, und ein maskierter Schauspieler, dessen Darbietungen man sonstwo nicht dulden würde, treibt sein Spiel. Der Stock dieses Komödianten stellt unzweifelhaft sicher einen Zumpt vor. Es scheint, daß man, seit es den Fremden erlaubt ist, das Land zu betreten, die Bräuche vieler ihrer charakteristischen Merkmale entkleidet und die Symbole in ihrer Zahl beschränkt hat, während die Prozessionen selbst jetzt nur selten vorkommen. Das ist im Jahre 1882 niedergeschrieben. Diese Einschränkung ist auf die Reise der ersten japanischen Gesandtschaft in Europa im Jahre 1872 zurückzuführen". —

„Ich habe nach einem mündlichen Bericht eines Mannes, der lange in Japan gelebt, von einer Prozession ähnlich der oben erwähnten erfahren; im Mittelpunkt der Handlung wäre ein ungeheurer Zumpt gewesen, den ein Mann in eigentümlicher Lage umhertrug. Von dieser prachtvollen Prozession erzählt Humbert S. 522—23 in Manners and Customs of the Japanese, daß diese, die im Jahre 1863 in Tokyo stattfand, nicht eigentlich phallisch war, obgleich sie einige Verdacht erweckende Gegenstände darbot, so z. B. das Modell einer Hummer, eines Büffels und Affen, und dazu traten sieben Prostituirte auf, die majestätisch in Staatkleidern angezogen waren".

Das folgende Fest kann leicht ein Überbleibsel eines vollständig phallischen sein und bietet Beweise für einen geschlechtlichen Symbolismus dar, der jetzt außerordentlich fremdartig erscheint. Man hält es in dem Hofe eines Buddhisten-Tempels ab, der vermutlich die ursprünglich roheren Riten aufnahm und milderte. Junge Leute beiderlei Geschlechts treffen einander in diesem Gwanzadaishi-Tempel, der auf dem halben Wege zum Berge Hiyei mitten im Walde liegt, an einem Augustabende und verbringen die ganze Nacht mit einem eigenartigen Tanze, bei dem sie gemischte Reihen bilden und sich unter gleichzeitiger Schwingung der Arme durch das Gedränge älterer und jüngerer Leute ihren Weg bahnen, wobei sie eine Dichtung singen, die, nachdem sie Mitgefühl für einen gewissen Verbrecher namens Gorobei bei seinem Verhöre vor einem strengen Richter ausgedrückt, in erotischen Ergüssen eines jungen Weibes gipfelt. Den symbolischen Teil davon lege ich folgendermaßen aus: „Aus was für Wörtern soll ich meinen Liebebrief zusammensetzen? Aus solchen, die sich auf Vögel, Fische oder Gemüse beziehen? Ja, ja, da ich eine Grünzeughändlerin bin, würde ich die Namen von Gemüsen anwenden?" Nach mehreren vegetabilischen Metaphern und Wortspielen, die den passenden Ausdruck ihrer Leidenschaft bilden sollen, fährt sie fort: „Möchtet Ihr gern die erste Frucht der langen Bohnen kosten? Wenn nicht, wollt Ihr versuchen

die haarlose Pfirsich zu brechen? O schnell! Ich sehne mich nach dem Beischlaf mit dir!"

Schließlich ist das ein hübsches Stückchen geschlechtlicher Metapher, das Bände spricht für die Vertrautheit primitiver Zeiten mit solchen Symbolen, aus welchen Zeiten das Manyefushifu, wo es vorkommt, zurückweist. Weiße Menschen scheinen synonym mit haarlosen Pfirsichen zu sein. Allgemein stellt man natürlich die Voze im Orient schwarz dar, den Zumpt aber, wenn überhaupt, färbt man rot. Es ist nötig kurz zu bemerken, daß sich das Gedicht auf eine Art von Prophezeiung bezieht, die Tsujiura „Weg der Wahrsagung" genannt wird, wobei die Person einen Stock in den Weg steckte, ihm Gaben darbrachte und von ihm eine Antwort erflehte.

„Als ich hinausging und auf dem Wege stand und das Abendorakel befragte, wann er wieder kommen würde? Wer ging da über des Liebchens Berg und sagte, daß er die Awabi-Muscheln auflesen würde, die in der Waldregion an die Küste kommen? Das Abendorakel sprach zu mir: „Liebchen! Der, dessen Du harrst, kommt nicht, er sucht die weißen Muscheln, die sich auf den Wellen der hohen See nähern, die die Strandwellen anschwemmen. Er kommt nicht. Er liest sie auf. Wenn er lange ausbleibt, werden es längstens acht Tage sein. Er hat Dich gehört. Klage nicht, mein Liebchen". (Trans. As. Soc. VII. p. 427[1]).

Rituale. Mir ist kein bestimmtes Ritual für den Zumpt bekannt. Es findet sich auch keines im Verzeichnis der Yengishiki, der offiziellen Sammlung der Ritualien, die im Jahre 927 n. u. Zeitrechnung verfaßt wurde. (Trans. As. Soc. Vol. 7, II. pp. 103—4). Die improvisierten Gebete, die man in diesem Falle hersagt, sind immer eine Bitte um etwas gutes, das im Zusammenhange mit der Zeugung steht, so z. B. verbürgt der Zauber von Makibori leichte Geburt, Gesundheit für Mutter und Kind, Heilung der erkrankten Geschlechtorgane und langes Leben. Anfragen von Verehrern locken ähnliche Vorstellungen hervor, die in der Praxis wieder zum Vorschein kommen, indem man während der Entbindung einen Zumpt von einer nahen Stifthütte entlehnt und bei glücklichem Ausgange zwei neue dafür zurückstellt. —

Phallizismus im Kojiki. Nachdem wir einige vorhandene Angaben geprüft, sind wir in der Lage, die Auslegung von zwei Stellen im Kojiki, dem heiligen Shinto-Buche versuchen zu können. Man setzte es im Jahre 712 auf, als man Vergleichungen mit den bestehenden Überliefernngen zu dem Zwecke vornahm, um sie auf ein göttliches Zeitalter zurückzuleiten, das etwa 1500 Jahre vorher abschloß. Keiner der mir bekannten Shinto-Gelehrten hat sich in irgend eine in Einzelheiten eingehende Auslegung der Kosmogonie eingelassen, die den I. Band von Kojiki bildet. Die allgemeine und übrigens sichere Angabe, daß das Shinto eine Zusammensetzung von Ahnen- und Natur-Kultus ist, hat kein Schriftsteller außer M. Satow behandelt, der in seinem Aufsatz in der Westminster Review tiefer in den Gegenstand einging, der aber auch alle besonderen Sagen berücksichtigt und zudem die Abschnitte 3 und 4 erwähnt, von denen wir hier B. H. Chamberlains Übersetzung wiederholen, die in der Trans. As. Soc., Supplement zum X. Bande erschienen. —

3. Abschnitt. „Worauf alle himmlische Gottheiten den zwei Gottheiten befahlen. Seine Hoheit der Mann, der einladet und Ihre Hoheit die Frau,

---

[1]) Vrgl. dazu Dr. Aigremont, Muschel u. Schnecke als Symbole der Vulva ehemals und jetzt. Anthropophyteia VI (1909). S. 35—50.

die einladet, befahlen ihnen: zu erschaffen, zu befestigen und entstehen zu lassen, dieses treibende, schwimmende Land. Sie gewährten ihnen einen himmlischen, juwelenbesetzten Speer, sie würdigten sie mit diesem Auftrag. So stießen die zwei Gottheiten, auf der schwimmenden Himmelbrücke stehend, den juwelenbesetzten Speer hinab und steuerten mit ihm, wie jene geruht hatten ihnen aufzutragen. Worauf die Salzflut, nachdem sie sie aufgerührt, zu wirbeln und zu gurgeln begann, und als sie den Speer hinaufzogen, tropfte das Salzwasser von dessen Ende ab und verwandelte sich zu einer Insel. Das ist die Insel Onogoro". —

4. Abschnitt. „Als sie vom Himmel zu dieser Insel herabgestiegen waren, gingen sie an die Errichtung eines erhabenen Himmel-Pfeilers, sie gingen an die Errichtung einer acht Faden hohen Halle. Tum quaesivit Augustus Mas-Qui Invitat a minore sorore Augusta Femina qui invitat: ‚Tuum corpus quo in modo factum est?' Respondit dicens: ‚Meum corpus crescens crevit, sed una pars est quae non crevit continua'. Tunc dixit Augustus-Mas-Qui-Invitat: ‚Meum corpus crescens crevit, sed est una pars, quae crevit superflua. Ergo an bonum erit ut hanc corporis mei partem quae crevit superflua in tui corporis partem quae non crevit continua inseram et regiones procream?' Augusta-Femina-Qui-Invitat respondit dicens: ‚Bonum erit!' Tunc dixit Augustus M. Q. I.: ‚Quod quum ita sit ego et tu, hanc coelestem augustam columnam circumeuntes mutuoque occurentes augustarum (i. e. privatarum) partium augustam coitionem faciemus'. Hac pactione facta dixit (Augustus M.-Q.-I.): ‚Tu a dextera circumeuns occurre; ego a sinistra occuram'. Absoluta pactione ubi circumierunt, Augusta F.-Q.-I. primum inquit: ‚O venuste et amabilis adolescens!' Deinde Augustus M.-Q.-I inquit: ‚O venuste amabilis virgo!' Postquam singuli orationi finem fecerunt (Augustus Q.-M.-I.) locutus est sorori dicens: ‚Non decet feminam primum verba facere'. Nihilominus in thalamo (opus procreationis) inceperunt et filium (nomine) Hirundinem (vel Hirundini similem) peperunt'. Dieses Kind legten sie in ein Boot aus Rohr und ließen es wegschwimmen. Darnach erschufen sie die Insel Aha. Auch diese wird nicht unter ihren Kindern aufgezählt".

Nun sind wir der Ansicht, daß vom Anfang bis zum Ende dieses I. Bandes eine Reihe von Naturmythen dargeboten wird, die der Auslegung noch offen stehen und daß unter diesen die Abschnitte 3 und 4 der Entwurf zu einer Kosmogonie sind, die in Benennungen eines phallischen Symbols im 3. Abschnitte und einem phallischen Brauche im 4. Abschnitt — zum Ausdruck gelangt. —

Vorerst wird niemand die Durchsichtigkeit der Epitheta: „Mann, der einlädt, und Frau, die einlädt", leugnen wollen. Sie sind gerade das ergänzende, so unerläßliche Paar für die nach rückwärts verlegte Wiedererzeugung, die man als die Urzeugung auffaßt. Hirata, ein japanischer Altertumforscher ersten Ranges, hält den juwelenbesetzten Speer für einen Zumpt und die Hoden (Trans. As. Soc., Vol. III. Appendix, p. 59), während die Insel Onogoro infolge ihrer eigentümlichen Form in der Volkphantasie als ein Zumpt gilt, der viele solche in seinem Innern ringsum zerstreut enthalten soll. Der fruchtbare Hirata läßt sich wieder in den Inyoseki so vernehmen: „Das ist Onokorojina etc. . . . Es steht allein und hat keinen Zusammenhang mit seinen Wurzeln. Es steht mitten in den Wogen und bewegt sich niemals, auch nicht beim heftigsten Erdbeben. Auf der Insel gibt es viele eigentümliche Steine, viele von ihnen sind wie männliche oder weibliche Geschlechtorgane gebildet.

Die Steine bringen eine tauähnliche Flüssigkeit hervor und haben an der Außenseite einen mineralischen Geschmack, während sich innerhalb Sand und Erde befinden". Obgleich Hirata diese Angabe erst 1812 niedergeschrieben und die Phänomene alle natürlich sind, ist sie doch durch die mythenbildenden Phantasien im Kojiki natürlich vordatiert, dessen Verfassern die Insel wohlbekannt war, und die auf diese Weise offenbar die Grundzüge der Mythe schufen. Die einzige Notwendigkeit für die dichterische Phantasie war das ursprüngliche Paar, den künstlichen Zumpt und die phallische Insel zu einem zusammenhängenden Ganzen zu gestalten — das ist es, was im 3. Abschnitt geschieht. Was für einen Grund Hirata für seine Ansicht über den juwelenbesetzten Speer hatte, ist nicht festzustellen, aber die japanische Archäologie gibt monumentale Beweise für das Vorhandensein verschiedenartiger phallischer Stäbe und Steine aus der Steinzeit.

Diese Steine oder Steinstäbe in der Lokalsprache „Raitsui", d. h. Donnerkeile genannt, hat neben zahlreichen anderen Überresten in einer bewunderungwürdigen Monographie der Besitzer der schönsten Raitsui-Sammlung in Japan, der gewesene Gouverneur T. Kanda in Tokyo geschildert. In dieser Monographie zeigen T. 7 und Figur 2 und 4; T. 8, Figur 8 und T. 9, F. 1, eingeschnittene Figuren, die offensichtlich die Voze ist, in voller Übereinstimmung mit einer anderen Angabe Hiratas, daß der juwelenbesetzte Speer an sich die Form des weiblichen Geschlechtteiles (Inyoseki) trage.

Im 4. Abschnitte führt unsere mythische Kosmogonie zuerst die Vereinigung als einen Weg zur Urzeugung an, nachdem sie im ersten und zweiten Abschnitte Bezeichnungen für irdische Bewegung und Pflanzenlegen gebraucht hat und im 3. Abschnitte ein Gemisch von Ausdrücken für irdisches und tierisches Leben. Unsere früheren Untersuchungen machen die Bedeutung „des himmlischen hohen Pfeilers" ganz klar, während außerhalb dieser Verbindung die gebrauchten Ausdrücke unverständlich oder zumindest als auf Vermutungen aufgebaut erscheinen müssen. Offenbar war es ein Zumpt. Was die parallele Lesart im Nihongi, einem nahezu zeitgenössischen nach chinesischer Art rationalisierenden Bericht über die japanische Geschichte anbetrifft, den Mr. Chamberlain folgendermaßen übersetzt: Sie machten die Insel Onogoro „zum Zentralpfeiler des Landes", was er „für rationeller" hält als den Bericht in Kojiki, so ruht offenbar die Wahrheit darin, daß es „rationeller" ist, doch nur für jene, die der oben beschriebenen phallischen Phänomene nicht gewahr werden, oder denen sie ein verschlossenes Buch sind. Im Gegenteil, im Lichte dieser Phänomene sind die Darstellungen im Kojiki vollständig begründet. Textliche Wahrhaftigkeit kann nie besser sichergestellt werden als durch die Archäologie. „Die acht Faden hohe Halle" war wahrscheinlich ein Beischlafhaus. B. H. Chamberlain schreibt in seiner Einleitung zu Kojiki XXVIII: „Es scheint auch nicht als unwahrscheinlich, daß sich jung verheiratete Paare hiefür in eine besonders errichtete Hütte zurückzogen, nur zu dem Zwecke, um die Ehe zu vollziehen, und es ist sicher, daß für jeden Herrscher bei solchem Anlaß ein neuer Palast erbaut worden". (Trans. As. Soc. Vol. X. Supplem.) Chamberlain gründet zweifellos seine Ansicht auf die Einzelangaben im Kojiki von einem Thalamos als dem Orte der ersten ehelichen Vereinigung zwischen Mann und Frau. Solcher Erwähnungen kenne ich drei, nämlich S. 20, 66 und 75 und notiere weiter Folgendes, das denselben Zweck anzudeuten scheint:

„Acht Wolken steigen auf. Der achtfache Zaun von Idzumo bildet eine

achtfache Umfriedung für die jungen Eheleute, damit sie sich innerhalb deren zurückziehen. Oh! dieses achtfache Gehege!" (Trans. As. Soc. Vol. X. Supplem. 64.)

Das Haus für das Gebären wird Kojiki 118 beschrieben als 8 Faden lang, und das ist die Länge des Vereinigunghauses in unserer Lage, da acht als die vollkommene (runde) Zahl bei den Japanern gilt, und vermutlich oft in dem Sinne von passend oder schicklich gebraucht wird. Der Zweck eines solchen Vereinigunghauses wird jenen einleuchten, die mit dem ursprünglichen Amte von des Bräutigams „bestem Mann" vertraut sind, als dem Beschützer des Ehevollzuges, wenn die Ehe auf Raub beruhte, sowie mit den scherzhaften Störungen des Brautpaares, nachdem es sich zurückgezogen. Was z. B. selbst in England bis ins sechzehnte Jahrhundert nach Brands Antiquities vorkam. Die Folge des IV. Abschnittes deutet vielmehr an, daß die Säule im Thalamos stand, aber ob innerhalb oder in der Nähe, wird das Ringsumlaufen um sie herum vor Vollzug der Ehe, am besten im Lichte jener Aufzeichnungen verstanden werden, die sich irgendwo mit Hinblick auf den phallischen Kult finden, von denen die auf Fruchtbarkeit bezügliche hier sicher das richtige trifft. In Japan sowohl wie anderwärts unter patriarchalischer Herrschaft primitiver Zeiten galt ein Paar für um so reicher, je mehr Kinder es hatte, und um so reicher wird es wahrscheinlich auch noch werden, und eine Anerkennung wie die Konseis müßte man auch als wirksam zu diesem Zwecke ansehen. Wenn dem so ist, wäre nichts natürlicher, als daß sich die mythenbildende Phantasie in so vertraulichen, üblichen Ausdrücken über die fruchtbare Vereinigung ausspricht, der nichts Geringeres entsproß als die Inseln des göttlichen Japan, wie dies die weiteren Abschnitte erzählen. Die späteren Shinto-Apologen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts glätten alle Schwierigkeiten, indem sie feststellen, daß die Inseln seit ihrer Geburt ungeheuer gewachsen sind! Ich gebe zu, daß diese Auffassung alle speziellen und konkreten Angaben der Sage bekräftigt, wie keine andere es vermöchte, wenn sie Rechenschaft zu geben hätte über ein sinnloses Gemengsel von Vorstellungen, die derart abschließen, daß man das Ganze nur für eine unzüchtige Erzählung halten müßte, für die unzweifelhaft allgemeine Roheit der Sitten und Bräuche im ursprünglichen Japan wie anderswo unter den gleichen Bedingungen keinen genügenden Grund zu bieten scheint. —

Der Phallische Glaube. Zu jedem Kult gehört ein Glaube, der darin eingeschlossen oder ausgedrückt ist, sei es in Schriften oder in mündlicher Überlieferung. Der Glaube ist im phallischen Kult mit inbegriffen. Er teilt seine Weltanschauungen mit der Naturanbetung, von der er eine Phase bildet, indem er ein höheres Wesen, einen Geist oder eine Gottheit in Gegenständen verkörpert, die entweder von der Natur gebildet oder künstlich dargestellt tierischen Zeugungorganen ähnlich sind. Ich schreibe mit Bedacht: „verkörpert in", indem ich dabei besonders an die natürlichen Zumpte denke, die viel höher geschätzt werden als die künstlich hergestellten, und da man sie in der Natur vorfindet, kaum für etwas anderes gehalten werden können als für das wirkliche Organ des Gottes. Der Mystizismus würde alle Schwierigkeiten in der Hinsicht beheben. An solchen höheren Wesen, worunter alles mit inbegriffen ist, was der Japaner „kami" nennt, und was zumeist mit „Gottheiten oder Gott" übersetzt wird, wandte sich der Urmensch in seinen Nöten und an jenes Besondere, das in der Sphäre vorherrscht, in der seine Not liegt. Daher kommt der phallische Kult, der als natürlich, schicklich

und rechtmäßig ein System der Verehrung, gleich der Sonnen- und Feuer-Anbetung, bildet und nur infolge roher Mißdeutung mit Unzucht in Verbindung gebracht werden kann, obgleich das oft von solchen geschieht, die, jeder sympathischen, historischen Phantasie bar, nur darauf ausgehen, auf eine Moral hinzuweisen und eine Erzählung auszuschmücken. Da der ganze Symbolismus, obgleich höchst natürlich und bezeichnend und für die stets geheimnisvolle Lebenskraft der Natur unschicklich, für uns gewonnen ist, die wir die Gepflogenheit haben zu sagen: „Gott ist ein Geist", so bietet dies keinen Beweis dafür, daß die erste Meinung die oben erwähnte war. Cf. Mythologie dearischen Völker von G. W. Cox 449—50.

Ich schrieb im vorhergehenden Absatz, als ob der Gegenstand des phallischen Kults ein einziger Gegenstand wäre: der Zumpt; und wenn der Leser diese Angabe ohne Widerspruch angenommen hat, so hat er nur in Übereinstimmung mit der allgemeinen Behandlung gedacht, die es irrtümlich unterläßt, die Dualität des Kults deutlich zu betonen. Wir sprechen von Phallizismus und die Deutschen vom Phalluskult und lassen absichtlich den Vozenkult beiseite, obgleich dieser, wenn überhaupt, nur um ein Geringes weniger vorherrscht als der Zumptkult. Denn gerade so, wie der Ausdruck Mensch für die ganze Menschheit, d. h. Mann und Weib, gebraucht wird, so dient „Phallizismus" für das, was richtig „Phalloktenismus" heißen sollte, d. h. Kult des Phallos (Zumptes) und der Kteis (der Voze). Dieser Dualismus zeigt sich in Indien in der üblichen Nebeneinanderstellung von „linga" und „yoni" von „masseba" und „ashera" in Syrien (ich fasse masseba als das männliche Symbol auf), in Griechenland des Phallos und der Kteis (Monuments des Dames Romains, Tafel 50, Mythology ot the Aryan Nations, C. W. Cox 362), in Ägypten des Kreuzes und des Ringes zur crux-ansata vereinigt, in China des yang und ying . . . wie man sie im koreanischen Wappen vereinigt sieht, auf japanisch: futatsu-to-moye genannt und schließlich in Japan von yoseki und inseki[1]).

Dieser Dualismus ist ebenso auffällig bei den mehr vermenschlichten Gegenständen der Verehrung, die durch Zumpt und Voze dargestellt werden. Der Hinduismus ordnet Kali dem Civa bei, dessen Symbole insbesondere Zumpt und Voze sind, Und Minakshi — die örtliche Gottheit in Madura, identisch mit Kali — wird jede Nacht fortgetragen, um das Lager des Sundaresvara zu teilen, cf. Monier Williams Brahmanism and Hinduism p. p. 223—25. Tatsächlich weiht in Indien, wo man sowohl Vernünftiges als Unvernünftiges versucht hat, eine ganze Sekte, die der Saktas, ihre ganze Aufmerksamkeit dieser weiblichen Seite der Natur; in Syrien ist Astarte dem Baal beigeordnet, in Ägypten Isis dem Osiris, in Griechenland dem Dionysos (Mythologie der arischen Völker, C. W. Cox 362) und im Norden Europas Freya dem Freyr, und jede dieser Gottheiten empfing oft ausschließliche Verehrung, gewöhnlich mit derselben demoralisierenden Wirkung wie in Indien. Manche Gelehrte weisen auf Mariolatry als das letzte Beispiel derselben Tendenz hin (Mythologie der arischen Völker, C. W. Cox 355). So offenbar nötig ist die Dualität zur Zeugung, daß dort wo ein Gatte fehlt, weibliche Eigenschaften dem männlichen Wesen zugesprochen werden, wie bei Quetzalcotl, dem „Gott der Zeugung bei den Azteken" (American Hero Myths, Brinton 127). —

---

[1]) Vrgl. Dulaure, Die Zeugung usw.

Ähnlich finden wir in Japan die Paare Kami-musu bio-kami und Takami-musubi-o-kami: „der göttliche Zeuger“ und „die göttliche Erzeugerin“ — wie es manche übersetzen (Parliament of Religions J. H. Barrows, 452; Vorträge über Shinto, Professor Matsuyama, in Kyoto. Kakemono von Izumo o Yashiro) und wieder Izanagi und Izanami, „der Mann der einlädt“, und „die Frau, die einlädt“, die von eingeborenen Christen mit Adam und Eva verglichen werden und zwar zuerst ganz naiv, aber doch den Nagel auf den Kopf treffend, da beide Paare der phallischen Mythe angehören, obgleich sie sich in der nachfolgenden Entwicklung der Sittenlehre und daher auch dem religiösen Werte nach voneinander sehr unterscheiden. Aber in Japan, wo wie in Indien der Phallizismus noch gegenwärtig als lebendiger Glaube besteht, wird es möglich, diesen Dualismus in einer Anzahl von Einzelheiten nachzuweisen. die, wie ich glaube, auf andere Weise nicht leicht zu erklären sind. —

Ein ganz unzweideutiger Fall ist der von den verschlungenen Ringen aus Bambusgras, die eigens dem Zweck dienen, den Geschlechtakt darzustellen. Ebenso bezeichnend ist die Darbringung von Awabi-Muscheln (No, 20) — der Symbolen der Voze — vor dem Zumpt und nicht der Voze zu Kande. Eine Frau entlehnt umgekehrt aus dem Mizusawa-Tempel einen Zumpt und nicht eine Voze, der ihr bei der Entbindung helfen soll. In Yamada wird die Gegenseitigkeit nur sofern anerkannt, als man Votivgegenstände beider Geschlechter darbringt.

Ob man irgend eine Unterscheidung betreffs der Gottheit macht, vor der man die Weihegeschenke aufstellt, ist mir nicht bekannt geworden. Die geltende Regel, dort einen Zumpt zu opfern, um einen Gatten oder Sohn zu erlangen und eine Voze, um eine Frau oder Tochter zu erbitten, schließt den allem Zauber innewohnenden Hintergedanken ein, daß Formähnlichkeit mit einem Ding Macht über das Ding sichere. Hieher gehört auch, daß man dem Zumpt auf dem Konsei-Paß nur Zumpte darbringt. Vielleicht stellt sich als eine weitere Einzelheit für den zu jedem fruchtbringenden Ausgange nötigen Dualismus der Brauch dar, Zumpt und Voze in Mazusawa mit Wein zu begießen, die ihn rasch austrinken sollen, wie zufolge der Angabe Hiratas die Zumpte und Vozen auf Onogoroshima eine tauartige Flüssigkeit absondern. Ebenso opfert man kleine hölzerne Votivtäfelchen, die den Umriß eines Pferdes zeigen vor dem Pfeilerpaar in Yamada. Dieses Pferd kann kaum etwas anderes bedeuten als nach buddhistischem Symbolismus: die befruchtende Regenwolke (Indian Buddhism, T. W. Rhys-Davids 133). Der Regen, der aus dieser Wolke vom Himmel zur Erde fällt, ist in den kosmischen Mythen vieler Völker das imprägnierende Medium zwischen Himmel und Erde. Läge nicht der Fall vor, daß das hoshi-no-tama „Juwel der Allmacht“, gleichfalls ein buddhistisches Symbol auf der heiligen Ise-Stifthütte in dieselbe Stadt eingeführt ist, würde ich zögern zu glauben, daß irgend ein buddhistisches Symbol in diese Feste des Shinto eingedrungen sei. Wie ich indessen später erfuhr, dürfte es doch shintoischen Ursprungs sein. Das Pferd kann jedoch mit dem geheiligten weißen Pferde, das man allgemein auf großen Shinto-Stifthütten findet, verglichen, den Beweis liefern, daß es ein Überbleibsel des großen Pferdeopfers des mongolischen Shamanismus ist, von dem das Shinto abstammt. Mit dieser japanischen Vorstellung von Befruchtung vergleiche man den Wasseraufguß mit Heidelbeerkraut und Ringelblumen in dem indischen Kult des linga-yoni (Brahmanism and Hinduism, M. Williams 439). Und letztlich erscheint in der von Draper beschriebenen Prozession ein abwechselnd

als Mann und Frau gekleideter Schauspieler, womit man die Vertauschung der Gewänder in abendländischen Orgien vergleiche. Weitere Angaben mögen für die ihnen hier angewiesene Stellung einer Berichtigung bedürfen und man darf hoffen, daß die Fähigkeit dazu noch viele Forscher in Japan erwerben werden, bevor die ursprüngliche, formale Biologie, der modernen sogenannten kausalen Wissenschaft den Platz geräumt hat. Jedenfalls muß man noch einige besondere Gründe dafür finden, warum die dem Zumpt und der Voze dargebrachten Opfer doppelt oder wechselseitig sind. Eine Parallele zu diesen Gebräuchen ist mir weder in Japan noch außerhalb dieses Landes bekannt, denn die dort so oft zweifach auftretenden Füchse sind sogenannte Diener des Inari-San und man bringt sie ihm, nicht dem Fuchse selbst dar.

Der Glaube oder der geistige Gegenwert des phallischen Kultes beruht darin, daß die Zeugung von zwei Gottheiten überwacht wird, die zueinander in Beziehungen von Mann und Weib stehen und am besten durch ihre Zeugungorgane, die man zu Land und im Wasser findet, dargestellt werden. Man verehrt sie also am geeignetsten durch die Darbringung ähnlicher Gegenstände, die vom gleichen oder dem der betreffenden zu ehrenden Gottheit entgegengesetzten Geschlecht sind. In dem Falle des Konsei, den man in der Gegend von Yamato ohne jede geschlechtliche Genossin verehrt, legt man den Nachdruck, wie so häufig auch bei anderen Kulten, auf das männliche Element.

Unsere Erklärung dieser Art von Glauben ist klar und unumstößlich und wird gleichermaßen für alle Glaubenbekenntnisse gelten. Die geistige Höhe und der daraus abzuleitende Wert der Götter wechselt einzig und allein und geradenwegs mit der geistigen Höhe ihrer Anbeter. Zeigt mir Euren Menschen, und ich will Euch seinen Gott weisen!

* * *

Zur Ergänzung der Studien Buckleys folgen hier Josef Schedels zwei Berichte zum selben Gegenstande[1]). Für die Überlassung der Originalklischees sei ihm nochmals auch an dieser Stelle herzlichster Dank ausgesprochen.

I. Einen Teil der nachfolgenden Notizen habe ich während meines neunjährigen Aufenthaltes in Japan teils selber gesammelt, den weitaus größeren Teil aber verdanke ich den freundlichen Mitteilungen des Hrn. Dr. med. Takahashi in Okayama. Die Kopie des Blattes „Männliche und weibliche Göttersteine“ erhielt ich durch die Güte des Hrn. Professor B. A. Chamberlain in Tokio. Buckley erwähnt des Originals dieses Blattes auf p. 13 seiner Dissertation.

Auf den Phalluskultus in Japan wurde ich zum ersten Male aufmerksam gelegentlich einer Reise nach Nikko im Jahre 1887. Damals existirte noch keine Bahnverbindung zwischen Utsunomiya und Nikko. Auf der herrlichen Kryptomerien-Allee zwischen Imaichi und Nikko fand ich rechts und links einen kleinen Schrein postirt von einem etwa einen Fuß hohen Phallus aus Stein. Dergleichen Embleme fand ich dann mehrmals in und um Nikko. Des sogenannten „Ko-dane-ishi“ (= child-seed stone) „said to have miraculous

---

[1]) Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft 1895, S. 627—633 und II. Anthropophyteia VI. 1909, S. 90—92.

effects in cases of sterility“ (cf. Satow in Murray’s Handbook of Japan, IInd Edit. p. 452) in einem der dortigen Tempelgründe sei nebenbei gedacht; er gehört unter die Rubrik „sex-worship“.

Von einem ähnlichen, noch mehr charakteristischen Stein in den Tempelgründen Kamakura’s lege ich eine Photographie bei. In „Keeling’s Guide to Japan, Yokohama 1887“ findet sich hierüber p. 60 folgende Notiz: „Some large enclosed stones „„Onna (= Weib) ishi (= Stein)““, are believed to possess some sacred influence. One of these, under a tree, is prayed to by barren women, that they may become fruitful, and by persons of both sexes that they may find suitable husbands and wifes“.

Die eine der Photographien zeigt einen Phallus-Schrein in der Nähe der Regierungwerfte von Yokosuka. Das Bild wurde von mir im Jahre 1890 aufgenommen. Wie ich höre, ist aber dieses Heiligtum schon seit 2 Jahren, wahrscheinlich in Folge „höherer Weisung“ fast ganz zerstört.

Phallus wird im Japanischen mit „Engi“ bezeichnet: „an model of the male member made of paper or clay, and formerly sold in the streets at new year, and kept in prostitute houses to be worshipped“ (Hepburn’s Japanese-English Dictionary, 4. Edit. p. 84). („Engi“ in übertragener Bedeutung = omen, Glück, Zeichen).

„Konsei“ ist der Gott des Glücks, der Freundschaft, des Wohlwollens, der Zuneigung, der Mannheit und der Stärke; Prostituirte, Geisha’s (Tänzerinnen) und das Personal der Teehäuser verehren ihn.

In Kurashiki, unweit von Okayama, befindet sich gegenwärtig noch ein Phallusschrein.

„In Ikimamura, ungefähr eine Stunde von Mayebashi (Guma-Provinz) ist ein Tempel dem „Fukumorisama“ (Schutzgott des Glücks, Fuku = Glück, mori = Schutz, sama = Herr, Gott) geweiht. Der Gott ist der „Geburtgott“ des Dorfes. Vor dem Tempel befindet sich in einem Kasten eine Menge hölzerner Phalli. Der Gott heilt auch alle Krankheiten unterhalb des Nabels (i. e. Krankheiten der Geschlechtteile)“.

„Will jemand von einer dieser Krankheiten geheilt sein, so entleiht er vom Tempel einen Phallus und gibt ihn, sobald er geheilt ist, nebst einem neuen an den Tempel wieder zurück“ (Dr. Takahashi).

Ein Teil der Wurzel einer matsu (= Kiefer) beim Tempel des „Hachiman“ in Matsugaharamura, Asei-igori, Hokino-Provinz, hat eine phallusähnliche Gestalt, ebenso der Stumpf eines Astes. Gläubige Pilger hängen hier „Gaku“ -förmige Votivtäfelchen auf, bemalt mit einer „Nobori“ (Fahne, deren Länge die Breite weit übertrifft), und legen phallusartig gestaltete Steine daselbst nieder. Auch „Waraji“ (= Strohsandalen) findet man dort aufgehängt. Die Gottheit, die man hier in dieser Gestalt verehrt, heilt im Volkglauben Gonorrhoea, Lues u. dgl.“

„In gleicher Provinz (in Kitsunezuka, Shimoichimura, Yatsuhashigori) gibt es noch eine zweite Kiefer auf der Landstrasse, die ebenso verehrt wird“.

„In Kugumura Masukigori, Kumamoto-Provinz, ist ebenfalls ein Phallus-Tempel (Schrein?). Die Gottheit, der er geweiht ist heilt ebenfalls jede Krankheit unterhalb des Nabels“.

„An der Südküste des Sees Kasumigaura steht ein Schrein mitten auf

den Feldern, unweit der Straße von Tsuchiura nach Choshi. Darin sind Mengen hölzerner, steinerner und tönerner Phalli".

„Auf der Insel Awashima, in der Provinz Echigo, soll sich ein Phallusschrein befinden, desgleichen steht ein solcher in der Nähe von Atami (?) und am Daiyagawa bei Nikko; auch in Morioka existiert ein solcher. Die Gottheit, die in letzterem verehrt wird, heißt, wie auch in den meisten der vorgenannten Plätze, „Konsei-Sama" (Gott der Kraft, Stärke, Mannheit)". (Dr. Takahashi.)

Noch lange nach der Restauration wurden auf den Märkten, gelegentlich der Matsuris, aus Papier gefertigte, nicht selten mit Zuckerwaaren gefüllte Phalli unter dem Rufe: „Engino-ii-no" (= Glückgebendes) feilgeboten, deren Länge oft bis 1 shiaku (= 2 Fuß) betrug. Diese Phallus-Verkäufer trugen meist eine Maske von „Okame" angebunden. Das Volk nannte sie „Engi" oder „Matsutake". (Dies der japanische Name eines eßbaren Pilzes, Agaricus sp).

„An dem Feste des Gottes „Ebisu" in Nishinomiya in Setzu (10. Januar) wurden früher „Kanzashi" (= Schmuck-Haarnadeln) verkauft, die einen kleinen, aus Ton geformten und vergoldeten Phallus trugen, der beim Bewegen des Kopfes durch eine federnde Spirale emporgeschnellt wurde. Es bedeutete Glück, im Gedränge einem Mädchen eine solche Nadel zu stehlen, Unglück aber für das Mädchen, sie zn verlieren".

Der Phallus-Kultus gehört dem Shintoismus an. Seit der Restauration ist die Regierung fortwährend bemüht, ihn zu unterdrücken und seine Symbole zu beseitigen. Auf den von Europäern meist betretenen Reisestraßen findet wohl nur noch selten Jemand etwas hiervon: unter dem niederen Volke aber im Innern und in den Yoshiwara's besteht dieser Kult, dort gläubig und dezent cf. Griffis, Religions of Japan, New-York 1895, p. 50), hier meist obszoen ausgeartet, auch heute noch fort.

Katalog.

Nr. 1. Phallus aus Thon, gekauft in Inari.

„ 2. Phallus aus einer Art Papiermaché von Engidana („Engi or Yengidana", the shelves in the public-houses on which Engi are placed") eines öffentlichen Hauses in Shizuoka. (Vrgl. Abb. 46—47).

„ 3. Phallus und Kteis (Geröllsteine) vom früheren Phallus-Schrein bei Yokosuka (Abb. 40—41).

„ 4. Zwei Phalli aus Ton, bronziert und bemalt, gekauft in Inari.

„ 5. Phallus, roh aus Holz geschnitzt. Votiv vom Phallus-Schrein am Konsei-Paß. (Inschrift: Dedicated to the Engi-God, Kasawara.) (Abb. 42—43).

„ 6. Zwei Votiv-Täfelchen von ebenda. (Abb. 44—45).

Übersetzung der Inschriften:

I. (Avers) „Dedicated for the peace of the whole world an bright shine of the sun and the moon and worshiped in order of the 88 places of Shikoku".

(Revers) „Namu daishi henjo Kanyo" (= desiring mercy). (Ikeda Yokichi (Name) Sakuma-cho I-chome Tokio (Adresse).

II. (Avers) Das Gleiche, wie bei I., mit dem Zusatz: „Lucky affair, August 16th year of Meiji (i. e. 1883!).

(Revers) Wie I. Name der gleiche. Adresse jedoch geändert. Shimanomusa-Taigori-Shinanano-Kuni, Nagano-Ken.

Fig. 7. Phallus aus Bronze, sehr alt, vor Jahren erworben in Yokohama.
„ 8. Fünf Stück kleine Phalli, gekauft 1890 in Yokohama, gelegentlich des alljährlichen „Tōri-no-Matsuri"; richtiger Tōri-no-ichi (= Jahrmarkt), im Yoshiwara. (Abb. 32–39.)
„ 9. Zwei kleine Phalli aus Ton, bemalt und bronziert, gelegentliches Geschenk an die Besucher eines öffentlichen Hauses in Tokio.

Ferner Photographien des Phallus-Schreines in Yokosuka, des Kteis-Steins in Kamakura, sowie eines Phallus in einem Teehausgarten zu Motomiya und eine Kopie des Blattes: „männliche und weibliche Göttersteine" von Miyase Sadao. —

Abbildungen männlicher und weiblicher Göttersteine.
(Abb. 4—13.)

Fig. 1. Männlicher und weiblicher Stein, „Netsudai miyo jin", in Netsumura, Ogatagori, Shinano-Provinz.
„ 2. Männlicher und weiblicher Stein von Matsuzawa-mura, Katorigori in der Provin Shimosa.
„ 3. Insel „Onokoro", nordwestlich von der Insel „Awaji", bekannt unter dem Namen „Idaki-shima". Diese Insel zeigt eine ganze Anzahl von Felsbildungen, die den menschlichen Geschlechtteilen ähnlich sind. Massenhaft finden sich hier Steine, die den Hoden ähneln, sie glänzen äußerlich wie Gold, enthalten aber nur Erde und Sand.
„ 4. Stein an der Seeküste bei Ishigimura, Mishimagori, Echigo-no-Kuni.
„ 5. Männlicher und weiblicher Stein von Inushima, Bizen-Provinz.
„ 6. „Akiya-ku dai mio jin", Shibuimūra, Nishi Kasaigori, Musashi.
„ 7. Stein von Ten nasha, Odakamura, Katorigori, Shimōsa-Provinz.
„ 8. Weiblicher Stein in Kamakura.
„ 9. Stein von Otamura, Inabagori, Shimōsa-Provinz.
„ 10. September im 3. Jahre Tempo (1832), Miyase Sadao, Matsuzawamura, Katorigori, Shimōsa-Provinz.

Hr. W. Grube hat die Güte gehabt, das übersandte Blatt mit den im Anhang unter Zahl 4—13 wiedergegebenen Zeichnungen durchzusehen und mir darüber folgende Erläuterung zugehen zu lassen:

„Der Gesamttitel (Fig. 1, A, rechts) lautet: in-yō shin-shi dzu, „Darstellungen wunderbarer Steine in Gestalt von männlichen und weiblichen Geschlechtteilen". in-yō entspricht dem chinesischen yīn-yâng, den bekannten kosmischen Dualkräften der chinesischen Naturphilosophie. yīn bedeutet das weibliche, gebärende, dunkle Prinzip, yâng das männliche, zeugende, lichte Prinzip. Beide Ausdrücke werden zugleich auf die männlichen und weiblichen Geschlechtteile übertragen.

„Die beiden links vom Titel stehenden Zeilen beziehen sich auf das daneben stehende Bild (Fig. 1) und besagen, daß die dargestellten Felsen sich in dem Dorfe Nedzu, Kreis Ogata, Provinz Shinano befinden.

Fig. 10 enthält in den drei Zeilen den Namen des Zeichners, bezw. Verfassers und die Datierung:

„Im 9. Monate des 3. Jahres der Regierung-Periode Tem-pō (= 1832) verfaßt von Miyase aus dem Dorfe Matsuzawa, Kreis Katori, Provinz Shimōsa". —

* * *

II. 1. Phallusschrein am Kon-sei-toge (Paß zwischen den Provinzen Shimotsuke und Jó-shiu). (Abb. Z. 14.) Ich besuchte den Schrein im Jahre 1898, wo er sich bereits im beginnenden Verfall befand. Er enthielt etwa 10 Phalli, vorwiegend aus Stein, wenige aus Holz, von letzteren 2 mit Inschriften. Der größte Steinphallus hatte eine Länge von 45 cm. und an der Basis einen Umfang von 38 cm. Über diesen Schrein schrieb E. M. Satow in „Murray's Handbook to central and northern Japan" IInd edition London 1884; „Der Schrein ist dem Gotte Konsei-sama geweiht. Das ursprüngliche Objekt der Verehrung soll von Gold gewesen sein, wurde aber gestohlen und durch ein anderes aus Stein ersetzt. Votivgaben in Holz und Stein werden hier oft niedergelegt. Über den Ursprung des Lingam-Kultus in Japan ist wenig bekannt, trotzdem er einst, besonders in den ländlichen Bezirken des nördlichen und östlichen Japan nahezu allgemein gewesen ist".

2. Der in „Phalluskultus in Japan" erwähnte Schrein bei Kurushiki, der eine Unmenge Phalli aus Stein und Holz enthalten haben soll, brannte 1896 ab, wurde aber wieder neu errichtet. 1898 besuchte ihn Dr. Takahashi und schrieb mir, daß in dem neuen Schrein nur wenige Votivgaben vorhanden seien.

3. Den Phalluskultus und als Objekt der Verehrung die Wurzel einer Kiefer, erwähnt auch Lafcadio Hearn in „Glimpses of unfamiliar Japan" (Boston 1894 vol. II, pag. 510). Er bespricht eine Gruppe von Kiefern und sagt: „Die eine davon streckt drei Wurzeln von einer merkwürdigen Form aus, deren Enden mit weißem Papier, auf dem Gebete geschrieben, umwickelt sind. Getrockneter Tang bildet die Opfergabe. Die Form der Wurzeln hat wohl eher als alle Überlieferung den Baum im Glauben des Volkes geheiligt. Auch ein kleines tori (= Tempeltor) mit einer kunstlosen und äußerst merkwürdigen Inschrift, deren Wiedergabe ich nicht wage — obwohl sie für den Anthropologen und Folkloristen von Interesse wäre — befindet sich davor. Die Verehrung des Baumes oder des Kami (= Gottheit), der darin wohnen soll, ist ein Rest des Phalluskultus, der den primitivsten Rassen noch heute gemeinsam und früher auch in Japan weit verbreitet war".

4. Von einer merkwürdigen pilzähnlichen Felsbildung bei Enagori, Oimachi, Azaokudo-yama in der Provinz Gifu berichtet Dr. P. Ehmann-Tokio Die umfangreiche Platte dieses Felsens wird mittelst einer Leiter von 12 Stufen erstiegen. „Der Fels heißt „Kasaiwa" („Schirmstein") und wird seiner sonderbaren Form wegen viel besucht — doch wie es vor Zeiten gewesen? Höchstwahrscheinlich ist er da rite als Phallus verehrt worden".

5. In dem Gärtchen eines Gasthauses in Motomiya (Provinz Iwashiro.) sah ich vor vielen Jahren (es war im Jahre 1888 nach der Eruption des Bandaisan) zwei Geschlechtsteine von den Einwohnern „Otoko-ishi" (= männlicher Stein) und „Onna-ishi" (= weiblicher Stein") genannt[1]). Es sind, wie die Abbildung zeigt, zwei merkwürdig ausgewachsene Flußgeschiebe. Abb. 15

6. Zahl 16—19 und 20—25. Abbildung 2 und 3 zeigen eine Anzahl

---

[1]) Im Anschluß an das Bild schreibt mir Karl Amrain: „Steine dieser Art gibt es in den Vogesen auch viele. Ich erinnere mich bei einem Ausfluge nach Haslach im kaiserlichen Jagdrevier einen Stein gesehen zu haben, der sofort an einen weiblichen Geschlechtteil erinnerte. Man nannte in fröhlicher Studentengesellschaft den Stein humoristisch ‚Die Fut des Riesenfräuleins von Nideck als Versteinerung'.

Krauss.

in meiner Sammlung befindlicher Phalli. No. 1—4 sind Objekte aus Stein. No. 1 die Nachbildung eines wohl längst verschwundenen Originals in Nikko. No. 2 mit der Inschrift „Daikoku“ (= reich an Kindern). No. 3 aus vulkanischem Eruptivgestein gemeißelt, 34 cm hoch mit der ursprünglich vergoldeten Inschrift „Zen sei dai myo jin“ (= der großen Gottheit der Stärke und Kraft). Matsuzakaya Hachitaru (= Name des Gebers). No. 5 zwei Phalli aus gebranntem Ton, zum Teil bemalt. No. 6 aus Holz geschnitzt und bemalt (26 cm hoch) mit einer seidenen Binde, wohl vom Engi-tana eines öffentlichen Hauses. No. 7 gleichfalls aus Holz, rot bemalt und mit gohei (in einer bestimmten Form geschnittenes Papier, das den Geist der Gottheit versinnbildlichen soll) behangen. No. 8 und 9 hölzerne Votivgaben, No. 10 Votivtafeln.

7. Zahl 26 Abbildung 4. Seltenes Objekt von Bronze, mit Silber eingelegt, Höhe 6 cm. in japanischem Privatbesitz.

8. Zahl 27 Abbildung 5. Phallusschrein, erworben von einem Antiquitätenhändler in Tokio. Der Schrein außen schwarz lackiert, innen vergoldet, enthält einen geschnitzten, braun polierten Phallus von 25 cm. Höhe, mit verschiedenen Attributen Dai-koku-tèn's (Gott des Reichtums) wie Säcke, Mütze, Leibbinde.

9. Zahl 28 Abbildung 6. Phallische Blumenvase (Wandvase) mit Okame-Maske aus einem Teehause in Kawasaki bei Tokio. Okame oder Ofuku ist die populäre Göttin der Zufriedenheit, stets dargestellt mit einem lächelnden Gesichte, stark vorspringender Stirn, dicken Backen und einer Plattnase-Abbildung 29 oben Okame-Maske, links unten eine Porzellangruppe: Okame einen gewaltigen Matsutake (Pilz, hier Glückpilz = Engi) hinter sich herziehend, daneben ein gleiches Sujet Holzschnitzerei, rechts eine bemalte Papiermachépuppe mit beweglichem Okame-Kopf, auf dem Rücken einen mit gohei behangenen Phallus tragend. Dieses Spielzeug wurde noch 1897 bei dem Kirschblütenfest in Mukoshima bei Tokio verkauft. Ein weiteres früher viel verkauftes Spielzeug besteht aus einem Kästchen, aus dem beim Öffnen des Deckels, statt des bei uns üblichen Teufelchens ein Phallus hervorschnellt.

* *
*

Ein japanischer Schriftsteller spricht von Fuchshobeln und Fuchsbeilen, Geräten des Teufels, für dessen Sinnbild der Fuchs gilt. Hiebei handelt es sich um Donnerkeile und um Steinzeitwerkzeuge, die der Landmann nicht genauer auseinanderhält. Man betrachtet sie ehrfürchtig auch als Überreste aus der Geisterzeit, im Besitz ihrer Kami und verwahrt sie sorgfältig in Stifthütten und Kamihallen. Eine Chronik spricht sogar von einem Steinregen, wohl einem Meteorfalle, wo der Boden plötzlich mit steinernen Pfeilspitzen übersät war. Der Sage nach rühren sie von einem Geisterzuge her, der alljährlich durch die Lüfte dahinbraust. Analogien dazu weist auch der deutsche Volkglaube auf. Ein Küstenstrich heißt davon die Pfeilinsel, Jasima, wo sie sich, sowie im Norden Japans am häufigsten vorfinden[1]. Das ist auch eine der Hauptfundstätten von Steinen, die man als männliche oder weibliche Geschlechtteile ausdeutet.

---

[1]) Eufemia von Kudriaffsky, Japan, Vier Vorträge, Wien 1879. S. 66f.

„Es ist höchst wahrscheinlich", sagt Munro, daß so manche seki bo oder Steinkeulen, die man in Ansiedlungen der Primitiven oder gelegentlich in Stifthütten und an geheiligten Orten vorfand, als Fetische dienten. Diesen Charakter bewahren sie auch noch gegenwärtig, wie dies die Besuche der unwissenden und gläubischen Menge dartun. Manche davon sind von ansehnlicher Größe und man trifft sie zuweilen in der Erde eingegraben vor. Trotzdem entsprechen Monolithe von hochaufgerichteter Gestalt aus unbehauenem Stein nicht dem japanischen Grundzug und mir ist kein einziges solches Beispiel bekannt. [Indeß verweist Munro auf Astons englische Übersetzung von Nihongi I. 195, wo eines im Moor stehenden Steines von sechs Fuß Länge, drei Fuß Breite und fünf Zoll Dicke gedacht wird]. So mancher seki bo ist knaufartig gestaltet, einige seltsam verziert und einige weisen entschieden die Form eines Zumptes auf (Vergleiche die 16 Abbildungen im Anhange Z. 48—63), andere wieder scheinen anthropomorphisch gehalten. Ich sah so manchen mit dem swastika oder der Kreuzform, mit Zeichen, die einem auch auf Töpferwaren aufstoßen. Analoge Erscheinungen bei gegenwärtigen primitiven Völkern erwecken die Vermutung, daß einige von den dünneren Steinstäben tatsächlich als Waffenstücke gedient. Man mag sie auch als Herrschaftabzeichen gebraucht haben".

„Der phallische Kult war einst in Schwang in ganz Japan beim gemeinen Volke und behauptet sich noch gegenwärtig abwechselnd und heimlich in entlegenen Landstrichen. Man hat wohl angenommen, dieser Kult wäre mittelalterlichen Ursprungs, doch ich sehe keinen Grund für einen Zweifel daran, daß er sich als ein Überlebsel aus neolithischen Zeiten bis auf die Gegenwart behauptet hat".

In seinem großen Werke Midzuho gusa erwähnt nur einmal versteckt in einer Anmerkung F. A. Junker von Langegg (III. S. 152, Anm. 2) der phallischen Steine: „Seki-zo (steine) sind roh aus Stein gehauene, teils buddhistische, teils Shinto-Götzenbilder, die an den Wegscheiden aufgestellt wurden, jedoch in neuester Zeit von der Regierung nicht mehr gestattet werden. Diese Hermen sind meist hohen Alters".

Ob nun die einzelnen Fundstücke fünfhundert oder tausend oder viertausend Jahre alt sind, ist eine Frage, die nur den Archäologen angeht, für uns Ethnologen ist die andere wichtiger, ob nämlich ein sogenannter Phalluskult schon in grauester Vorzeit in Japan bestanden. Wir müßten sie von vornherein bejahen, selbst wenn keine alten Steinfundstücke dafür sprächen[2]) Das serbische und chrowotische Bauernvolk behauptet z. B. bis auf unsere Tage einen üppigen Zauberbrauch mit männlichen und weiblichen Geschlechtteilen und mit deren Ausscheidungen, ohne daß es sich zu Darstellungen der Geschlechtteile in Holz, Stein oder einem sonstigen Stoff aufgeschwungen hätte. Man lese darüber die hunderte von Belegen in den Anthropophyteia und in der von mir, Reiskel und Ihm besorgten Neubearbeitung von Dulaures „Zeugung in Glauben, Sitte und Brauch der Völker" nach. Der Asiate ist

---

[1]) Primitive Culture in Japan by N. Gordon Munro, M. B. & C. M., Transactions of the Asiatic Society of Japan. Vol. XXXIV. Part. I. Yokohama 1906 p. 140 f.

[2]) Über „Die Donnerwaffe in Kultus und Volkglauben" vergl. Chr. Blinkenberg's Studie, Kopenhagen 1909 und darüber den Bericht H. Kjaers, Zentralblatt f. Anthropologie 1910, XV. S. 205 f.

auch in Kultsachen ein bequemer Verstandmensch. Anstatt wie der Chrowot und Serbe bei so und soviel Feld- und Ackergebräuchen und bei Geisterbannungen jeweilig sein Gemächte zu entblößen und Bannformeln aufzusagen, stiftet er ein für allemal aus Holz oder einem anderen Stoff Nachbildungen seiner Geschlechtteile und stellt sie gleichwie als Geisterscheucher an Kreuzungstellen der Geisterwege auf. Eine Variierung dieses Bequemlichkeitgedankens bilden auch die Gebetmühlen, die wir zumal aus Tibet kennen, während man bei uns mit der gleichen Arbeit Geistliche betraut, die freilich nicht so billig wie Gebetmühlen und auf Feldern aufgestellte Zumpte zu stehen kommen.

* * *

Der Afrikaforscher Friedrich J. Bieber schrieb mir mit Hinblick auf die bisherigen Ausführungen:

„Ich möchte Sie auf die Bedeutung des Zumptes als Sinnbildes der Heldenschaft in dem seit 1897 mit dem Reiche Äthiopien vereinigten Kaiserreiche Kaffa hinweisen, die eine wertvolle folkloristische Parallele zu Ihren Angaben bilden, wobei ich an ähnliche Gebräuche bei den Amhara, Galla und Ometi erinnere[1]).

Die Kaffitscho, die Bewohner von Kaffa, entmannen die im Kampfe getöteten Feinde. Durch die Entmannung geht nach ihren Überzeugungen die Mannkraft des Feindes auf den Sieger über, er nimmt ihm die Kraft, die nun er besitzt. Daher ist auch die Krone des Kaisers von Kaffa mit einem goldenen Zumpt, der drei Eicheln trägt, als dem Zeichen der größten Kraft, geziert[2]).

Wenn ein Kaffitscho drei Feinde getötet und entmannt hatte, wurde ihm vom Kaiser ein kallatscho d. i. Ehrenzumpt (Anthropophyteia V, Tafel II) feierlich verliehen, den er zur Festtracht und im Kriege an die Stirne gebunden trug. Seine Frau hatte das Recht, einen kleinen kegelförmig stilisierten Zumpt aus Silber auf der Stirne zu tragen.

Hatte ein Kaffitscho sechs Feinde entmannt, so bekam er einen kallatscho, der aus einem großen und einem kleinen stilisierten und auf einer Scheibe angebrachten Zumpt bestand.

Hatte er neun Feinde entmannt, so wurde dem Tapferen ein kallatscho mit drei, einem großen mittleren und zwei kleinen, in einer Reihe übereinander stehenden Zumpten verliehen.

Der Krieger, der mehr als neun Feinde entmannt hatte, bekam einen kallatscho aus Gold.

Die Frauen von großen Kriegern, die mehr als drei Feinde entmannt hatten, durften ein wogero d. i. Diadem aus silbernen Zumpten (Anthropophyteia V, Tafel I, Abbildung 2) über die Stirn gebunden tragen“.

* * *

Dr. Oskar Münsterberg widmet im III. B. seiner berühmten Japanischen Kunstgeschichte[3]) auch dem Phalluskult seine Aufmerksamkeit, um ihn als ein Überlebsel abzuweisen. Darüber mit Stillschweigen hinwegzugehen, wäre ein Unrecht gegen den grundgelehrten Kunstforscher und ein

---

[1]) Anthropophyteia V. S. 72, 82 u. 98.

[2]) Anthropophyteia V. Tafel III u. V.

[1]) Braunschweig 1907. S. 114 115.

noch größeres gegen die Religionforscher als Leser dieses meines Buches. Dr. Münsterberg führt an:

„Eine merkwürdige Form von Bedeutung ist offenbar aus frühester Zeit erhalten und von den Ainos zu den Japanern gedrungen: jenes eigenartige Zepter (11—15)[1]), das sich in den verschiedensten Größen und Ausführungarten findet. Siebold berichtet, daß diese Zepter neben Handformat mitunter einen Meter lang sind und oft so dick, daß man sie nicht mit beiden Händen halten kann. Oft sind sie aus weichem Stein gearbeitet und daher als Waffe nicht verwendbar. An beiden Seiten, selten an einer, ist ein Knopf, dessen Form an die Phallusdarstellung erinnert. Die heutigen Ainos sollen ähnliche Zepter haben, die aus Holz geschnitzt und reich verziert sind. Die Häuptlinge der Dorfschaften sollen sie bei Gerichtsitzungen gebrauchen.

„Ein Zepter ist in Japan unbekannt, wohl aber finden wir in China sehr frühzeitig Zepter erwähnt. . . . Die hoch entwickelte Kultur Chinas hat den Phallusdienst wohl schon seit Jahrtausenden beseitigt, nur das Steinsymbol der Würde ist geblieben. . . . So ist das steinzeitliche Zepter bei den Ainos in seiner ursprünglichen Form aber aus Holz erhalten und nach Japan aus China gekommen, nachdem es im Laufe von Jahrtausenden in seiner Bedeutung und Form umgemodelt worden war.

„Dagegen scheint es, daß die Phallus-Verehrung, die in China längst aufgehört hatte, als es mit Japan in Berührung trat, das einzige Element ist, das die Ainos der Japan-Kultur zugefügt haben. Daß heute noch auf den Ainos-Friedhöfen die Phallus-Darstellung allgemein üblich ist, ist eine ebenso feststehende Tatsache, wie die, daß in Japan — nach Schedel — Phallus-Steine zahlreich in den verschiedensten, auch in nicht mehr tragbaren Dimensionen an öffentlichen Orten und in Tempeln vorhanden sind. Wann der Phallus-Dienst in Japan begonnen hat, wissen wir nicht. Japanische Mitteilungen fehlen hierüber vollständig.

„Florenz will den göttlichen Speer des Izanagi und den Sonnenspeer — Nihongi II, 2 und VI, 47 — als Symbol des Phallus-Kultes deuten und zitiert Hirata, der meint, daß der Speer in der Form des Treppenpfeilers bei Tempeln gebildet war. Schon an anderer Stelle habe ich darauf hingewiesen (Bd. II. 16), daß diese Treppenpfeiler erst aus der Zeit des chinesischen Einflusses stammen und mit den ursprünglichen Pfahlbauten der Einwanderer nichts zu tun haben. Daß der Speer eine derartige technisch höchst unglückliche Form gehabt haben soll, glaube ich schon deshalb nicht, weil Speere der frühesten Zeit erhalten sind (Abbild. Nr. 72a) und eine ganz andere Form aufweisen. Ich glaube, daß die Erzählung rein sachlich, ohne tiefe Symbolik aufzufassen ist. Wenn wirklich der Phallus-Kultus von den Einwanderern mitgebracht wäre, so würden sicher Überlieferungen im Shinto-Kultus vorhanden und vor allem in den reichen Schätzen der Dolmen irgend eine Form erhalten sein, die hieran erinnert. Dies ist aber nicht der Fall, und wir können daher annehmen, daß die einwandernden Japaner den Phallus-Dienst nicht mehr kannten.

„Hieraus möchte ich den Schluß ziehen, daß die Japaner von den Ainos den Phallus-Kult in der historischen Zeit übernommen haben. Ich werde auch in dieser Ansicht dadurch bestärkt, daß jede religiöse Weitergestaltung in Japan fehlt. So primitiv wie der Kultus bei den Ainos war, so ist er bei

---

[3]) Auch im Anhange zu diesem Buche nach Kanda-Munro, unter Z 48—63

den Japanern geblieben, da er im Grunde genommen ein fremdes Element in der shintoistisch-buddhistischen Kultur Japans war. Vielleicht hatten bei der religiösen Toleranz der Japaner Ainosfrauen, die sich mit Japanern verheirateten, diese Sitte mitgebracht und weiter gepflegt. Eine geistige Verarbeitung, ein Einfügen in die Geschichte, Literatur und Kunst hat nicht stattgefunden. Es war ein Aberglaube, aber keine wirkliche Religion. Daher ist es auch möglich gewesen, daß der Phallus-Kult in der neuesten Zeit fast ganz verschwunden ist".

Gegen Münsterbergs Gedankengang und Schlußfolgerung sprechen gewichtige Erwägungen. Haben die Chinesen einst dem Phalluskult gehuldigt, was sicher ist, so war er gewiß auch den Auswanderern vom Festland her schon ebenso gut bekannt, ehe sie nach Nippon gelangten und mit den Ainos aneinandergerieten. Lange vor Ankunft der Japaner sollen aber die Ainos von China aus das zumptförmige Szepter erhalten haben. Warum? Ist ihnen vielleicht nie früher der Baumler am eigenen Leib aufgefallen? Staken sie nicht im Baumkultus? Sahen sie nicht auch selber den zeugenden Vertreter der Baumseele? Erkannten Sie nicht gleich den Hellenen in ihm den Soter Kosmu (Welterretter) oder gleich den bescheideneren chrowotischen Bauern den Gebieter des Gehöftes? Es lag doch nahe für den Häuptling einer Rotte oder Ansiedlung solch ein anerkannt Zeichen der Herrschaft in größter, tragbarer Ausführung als sein Machtzeichen in der Hand zu schwingen oder den Stab, mit dem er ungeberdige oder saumselige Gefolggenossen aufmunterte, nach dem allgemein geschätzten Zumpt zu gestalten.

In diesem Falle ist die Entlehnungtheorie unhaltbar, nachdem ich im verjüngten Dulaure die Bedeutung des Zumptes oder besser, die des Phalloktenismus im Glauben so vieler Völker erhellt und seit die bisherigen sieben Bände der Anthropophyteia-Jahrbücher samt ihren anderen Beiwerken mit so zahlreichen Einzelheiten die Wahrheit und Richtigkeit jener Tatsachen des primitiven Menschenglaubens allseitig erhärtet haben. Solang als der Nachweis aussteht, 1) daß das Volktum der Japaner und Ainos als Ausnahmerscheinung nicht den Gesetzmäßigkeiten unterliegt, denen alle übrigen Volktümer der Welt gehorchen und 2) daß die in unserem Buche aneinandergereihten Zeugnisse vom Glauben der Japaner lauter Hirngespinnste der Berichterstatter sind, müssen wir an folgendem festhalten:

1. daß sowohl Japaner als Ainos seit jeher dem Baumseelenkult ergeben waren;

2. daß sie den sichtbaren und greifbaren Ausdruck ihres Glaubens in Zumpt und Voze erblicken;

3. daß daher das Shinto mit dem Phalloktenismus innig und unzertrennbar seinem Wesen nach verbunden ist;

4. daß eine religiöse Weitergestaltung, ein Einfügen in die Geschichte, Literatur und Kunst, d. h. in die Schöpfungen einer gesteigerten Kultur für die Bedeutung und den Bestand des Phalloktenismus im Volke unter gegebenen Verhältnissen gleichgiltig ist, wenn die Volkmasse von der höheren Kultur ausgeschlossen oder von ihr verschont blieb. Die Chrowoten z. B. behaupten in ihrem Volkglauben noch viel klarer als die Japaner den Phalloktenismus und hätte ich ihn nicht aufgedeckt, aus aller Literatur und Kunst der Südslaven erführe man von seiner das offizielle Christentum und den Islam aufhebenden Vorherrschaft keine Zeile. Ob man ihn mit dem Schmähwort Aberglauben abweist oder mit dem erhabeneren Ausdruck einer wirklichen

Religion auszeichnet, ist seinen Anhängern Wurst und dem unbefangenen Folkloristen schnuppe;

5. daß der Phalloktenismus im japanischen Volke nichts weniger als fast ganz verschwunden sein kann, trotzdem ihn die hochweisen Behörden aus übergroßer Gescheidtheit abgeschafft haben [1]). Wie stark er noch im Volke wurzelt, darüber werden uns in absehbarer Zeit japanische Folkloristen ausführlichen Bescheid gewähren;

6. daß das tertium comparationis zwischen Izanagis Speer, dem Sonnenspeer und dem Zumpt als Speer mit den abgebildeten andersgeformten Speerwaffen aus den frühesten Zeiten nichts gemein hat, sondern daß es nur im Begriff des Stechens und Hineinbohrens zu finden ist. Auch der Wiener Satiriker des XVIII. Jahrhunderts A. Blumauer wußte vom äußerlichen Unterschied zwischen einem Huszarenspeer und dem Zumpte, verwandte aber dennoch in seiner travestirten Aeneide für jeden Deutschösterreicher anschaulich und verständlich das Bild. Wißbegierig fragt nämlich Frau Dido ihren hohen Gast Aeneas, wie lang wohl Hektors Speer gewesen. Der Verfasser des Nihongi spricht dagegen, wie dies Florenz richtig erkannte, arglos und schlicht von Izanagis Speer, vielleicht weil das damalige vulgärjapanische Wort für Zumpt bei der Schilderung eines göttlichen Aktes unpassend gewesen wäre;

7. daß ein Nichtvorkommen von Zumptdarstellungen in Dolmen und in der Kunst gar nichts gegen das Vorhandensein eines Phalloktenismus beweist. Sind denn Bildhauer, Metallgießer und Holzschnitzer Folkloristen, die alle und jede Äußerung des Volklebens unverbrüchlich wiedergeben müssen? Die Südslaven haben ihrer mehrere hundert Grabsteine aus dem XIII.—XV. Jahrh. mit Hautreliefbildern nackter Menschen und bei allen fehlen die Pudenda. Zur Darstellung der Geschlechtteile zu Zauberzwecken schwangen sie sich bis in die Gegenwart nicht auf. Darf man daraus etwa folgern, daß all der üppige phallische Glaube und Brauch, den ich und unbeeinflußt von mir und von einander soviele meiner Mitarbeiter in verschiedensten Gegenden des Südens Bauern und Bäuerinnen abgehört und alle die erotischen Zauberübungen, die wir sozusagen miterlebt haben, gar nicht vorkommen und wenn schon, daß sie irgend wem entlehnt worden seien?

Übrigens haben die Japaner die Geschlechtteile in Holz, Stein, Erz und Papiermaché und auch zeichnerisch dargestellt, wie dies unsere Bilder im Anhange klärlich dartun. Ignorirt sie Dr. Münsterberg etwa darum, weil sie einer höheren Kunstanforderung nicht genügen?

8. daß die Kunst ihre eigenen Entwicklungwege wandelt, doch zuweilen

---

[1]) Alle Abschaffungen sind zuweilen für die Katz. So z. B. hat seine Hochwürden Stjepan Lesni, katholischer Pfarrer zu Sesveti in Slavonien gegen Ende Oktobers 1910 in seinem Aufruf als Landtagkandidat sozusagen die Ausmerzung der Nichtchrowoten angekündigt (sie bilden blos achtundvierzig Prozent der Bevölkerung!) und zum Schluß erklärt: mi svoje i u tudjem žepu tražiti smijemo (wir dürfen das unsrige auch in fremder Tasche suchen). Er fordert also mittelbar zu Massenmord und direkt zu Taschendiebstahl auf, trotzdem die Lehren Christi und das Staatsgrundgesetz damit nicht im Einklang stehen und es sogar verbieten. Oesterreich-Ungarn ist ein geordnetes Staatswesen, Kompagnon von Deutschland und Italien, doch scheert sich darum der Chrowot, der den Rechtanschauungen der Urzeit noch immer getreulich ergeben ist? Und Lesni ist nur einer aus der Menge der Chrowoten, die den Glauben mit ihm gemeinsam haben.

mit ihren Erzeugnissen Volkglauben- und -Brauch für uns mitzuerhellen helfen kann, sofern uns ein Künstler — mag er viel oder wenig können, ist dabei doch nur für den Absatz seiner Erzeugnisse wichtig — seine eigene Meinung vom Glauben und Brauch oder die seiner Auftraggeber darstellt. Grundsätzlich jedoch sind wir Folkloristen darauf eingerichtet, mit unseren eigenen Ohren zu hören und mit eigenen Augen zu schauen, ob wir Künstlern, deren Fantasietätigkeit unserer Nachprüfung entrückt ist, vertrauen und auf ihre Angaben bauen. Und

9. daß daher Ethnologie und Folkloristik unabhängig von der Kunstgeschichte den Glauben immer zuerst in seinem Zusammenhang mit Sitte, Brauch und Gewohnheitrecht eines Volkes im besonderen und dann im Vergleiche zu gleichartigen oder ähnlichen Äußerungen der Menschengruppen aller übrigen geographischen Provinzen aufzufassen und zu erklären haben und Belege aus der Kunst an letzter Stelle nebenher zu weiteren Bekräftigungen heranziehen. Darum verlegte ich unsere Abbildungen in den Anhang. Ein Kunstgeschichteforscher braucht dagegen seine Abbildungen im Text, um sie zu erklären, weil sie bei ihm die Hauptsache sind.

Das wollte ich zur Rechtfertigung meiner „vielen einseitigen Urteile“ sagen, die Dr. Münsterberg auf S. XLVI seines Buches rügt. Zu denselben Einseitigkeiten zwingen ja unvermeidlich die Tatsachen der Folklorewissenschaft jeden Ethnologen.



IV.

Die Baumseele als Fuchs, Dachs, Katze und Kranich. — Tiersagen. — Besessensein. — Ethnologische Parallelen.

Buckley meint, man bringe die Opfer nicht in den Stifthütten oft zweifach vertretenen Füchsen, die sogenannte Diener des Inari-san sind, vielmehr diesem selbst dar. Das ist eine Auslegung, die wohl den Ansichten modern gebildeter Priester entsprechen mag, doch nicht dem Volkglauben, in dem der Fuchs als eine Baumseelenverleiblichung eine hervorragende Stellung annimmt. Dies erhärten auch die Bemerkungen Adolph Skrzyncki's, der als Missionar Jahrzehnte lang in Japan weilte, und mir insbesondere über den japanischen Fuchskult wertvolle Aufschlüsse gewährte. Ich wiederhole seinen kurzen Bericht schon mit Rücksicht darauf, daß er auch in einigen anderen Dingen unsere Mitteilungen ergänzt.

„Die verbreitetste Religion in Japan ist der Shin-to-Glaube, auch Kamikultus genannt. Das Wort shin-to ist chinesischen Ursprungs und bedeutet „der Weg des Geistes". Gegenstände dieser Verehrung sind die Himmelkörper, die Elemente und alle Naturkräfte als Ausflüsse der Manifestation der Gottheit. Die höchste und heiligste Verehrung genießt hiebei die Sonne; auch die Seelen Verstorbener, die sich um das Vaterland verdient gemacht haben, finden in dem Rahmen dieser Religion einen Raum als Gottheiten. Aus diesem einfachen Shin-to-Glauben entwickelte sich im Laufe der Zeit durch die mannigfache Berührung mit den Chinesen eine neue Theo-Kosmogonie, die nichts anders als eine Nachbildung chinesischer Schöpfungmythen ist. Die Götter — Kami — werden in himmlische und menschliche eingeteilt, und im Laufe der Jahre stieg die Anzahl der Kamis solchergėstalt auf 3132.

„Die Tempel der Shin-to, genannt Mi-ia, sind einfache, mit Stroh gedeckte Hütten ohne jeglichen Schmuck, weder im Innern noch von außen. Das Hauptgeräte in ihnen ist ein heller Metallspiegel und ein Bündel weißer Papierstreifen als Symbole der höchstmöglichen Reinheit der Seele, des Leibes und des Lebenwandels, den das Shin-to seinen Anhängern vorschreibt.

„Neben dem Shin-to-Glauben ist noch der Buddhismus und Shin-to — der Ri-io-bu-shin-to, ein zweifacher Shin-to — stark vertreten, der seine Anhänger namentlich in den unteren Klassen zählt. In den Tempeln dieses Mischglaubens befindet sich neben dem Metallspiegel ein geheiligter Schrein, der Käfig eines lebendigen Fuchses. Der Fuchs wird von den Anhängern des

Ri-io-bu-shin-to als ein gottgeweihtes Tier betrachtet. Er ist vom Inari, das ist vom Kami der Reisfelder, der in einigen Gegenden unter den 3132 Kamis einen hervorragenden Rang einnimmt, zum Range eines vornehmen Tieres erhoben, und ganz Japan, soweit es sich zum Ri-io-bu-shin-to bekennt, huldigt dem Fuchse. Großgrundbesitzer, die reiche Reisplantagen haben, besitzen eigene Fuchstempel neben ihren Häusern und halten Priester mit der Aufgabe dort zu beten. Den ganzen Tag über sieht man in solchen Tempeln, die klein und unansehnlich sind, einen Priester andächtige Gebete verrichten, und die beste Nahrung wird dem heiligen Tiere dargeboten. Wenn es verendet, herrscht Familientrauer im Hause, ja, eine Art von Landtrauer, und mit besonderem Pompe wird es bestattet. Sofort nach der Bestattung erfolgt die Einsetzung eines neuen Fuchses unter nicht geringerem Pompe, und gefällt es Inari auch diesen vor der Zeit die ihm nach dem allgemeinen Laufe der Dinge beschieden ist, einzuberufen, dann steigert sich die Trauer zur Verzweiflung und man unternimmt eine Massenwallfahrt, um die Götter zu versöhnen" [1]).

Den Fuchsglauben haben die Japaner gemeinsam mit den Chinesen. Um nur einen Beleg anzuführen, so erzählt z. B. Dr. Matignon: Pendant les périodes de grande sécheresse, les habitants de Peking vont par milliers faire leurs devotions à un terrier de renard qui se trouve en dehors de la ville, sur les anciennes fortifications de la vieille capitale mongole. Là on fait des prières, on brule de l'encens, espérant par ce moyen fair venir la plaie tant désirée [2]).

Meister Reinecke-Kitsune kann sich in jede Gestalt verwandeln, in der Regel aber zieht er es vor, als ein junges, reizendes Mädchen junge Leute anzulocken und vorangehend die unbedächtig Nachfolgenden in Abgründe, Flüsse, Brunnen und Löcher zu stürzen [3]). Reinecke hält sich gewöhnlich an junge Männer und spielt ihnen allerlei Possen. Er verwirrt zuweilen ihre Sinne, sodaß sie Saatfelder für Wasser halten, sich entkleiden und so hindurchwaten, oft zum großen Ergötzen derer, die da zuschauen, ohne den Wahn zu teilen. Ein Krämer kaufte einst einen Teekessel, um sich damit seine Mahlzeiten zu bereiten. Wer beschreibt sein Erstaunen, als er den Kessel aufs Feuer setzte und sich aus ihm vier Beine und ein buschiger Schwanz entwickelten, die schleunigst aus dem Laden verschwanden.

Einst begegnete ein armer Mann einem Fallensteller, der soeben einen Fuchs gefangen hatte. Er fühlte Mitleid mit dem Tiere, löste es aus und setzte es frei. Einige Tage nachher erschien ein sehr schönes Mädchen bei dem barmherzigen Armen, sagte ihm, sie sei der Fuchs, dem er das Leben gerettet habe und wünsche sich dankbar zu erweisen. Aber da Füchse kein Geld hätten, so bitte sie ihn, mit ihr zu dem Besitzer eines der öffentlichen Häuser zu gehen, und das Geld, was er von jenem für das Recht über ihre

---

[1]) Vgl. Am Urquell VI (1905), S. 13 f. ferner Klaproths Mitteilungen, die sich mit diesen decken, bei Dr. L. Hopf, Tierorakel und Orakeltiere, Stuttgart 1888, S. 62 und M. W. de Visser, The fox and badger in Japanese Folklore. Transact. asiat. Soc. Japan. 1906. XXXVI. 3.

[2]) Superstition, Crime et Misère en Chine, Paris 1902, p. 28.

[3]) Dr. Emil Jung, Japanischer Aberglaube, Ztschft. f. Ethnologie IX S. 337 ff.

Person erhielte, als einen Beweis ihrer Erkenntlichkeit anzunehmen. Der arme Mann empfing eine ansehnliche Summe und das junge Mädchen verschwand bald im Garten des Hauses in Gestalt eines Fuchses, nachdem sie ihre zahlreichen Bewunderer wie den betrogenen Eigentümer des Hauses an der Nase herumgeführt hatte.

In den Vorstädten Yeddos trieb ein alter Fuchs lange Zeit sein Unwesen. Er hatte schon manchen betrogen. Ein junger Offizier nahm sich vor, ihn zu fangen. Eines Tages sah er einen alten Fuchs gerade dort schlafend liegen, wo jenes berüchtigte Individuum sein Wesen trieb. „Steh auf, Schwester!" rief er ihm zu, „du wirst dich erkälten!" und sofort erhob sich Reinecke in Gestalt seiner Schwester und folgte ihm zu einem Restaurant, wo eine reichbesetzte Tafel ihrer wartete. Nach kurzer Zeit entfernte sich der Offizier, wie er sagte, für einen Augenblick, in der Tat aber, um die Dienerschaft ins Zimmer zu schicken. Richtig fanden sie auch, als sie mit allerhand Waffen hineinstürzten, einen gewaltig großen, alten Fuchs, der das Essen gierig verschlang. Aber die List mißglückte, der Fuchs entwischte und der Offizier hatte die Zeche zu bezahlen, ohne seinen Zweck erreicht zu haben.

An einem regnerischen Tage bemerkte ein junger Mann eine elegant gekleidete junge Dame, die ohne Schirm durch den strömenden Regen ging. Er bot ihr den seinigen an und bald entspann sich eine lebhafte Unterhaltung zwischen beiden. Aber so reizend die schöne Unbekannte war, so fiel dem jungen Galan doch auf, daß die elegante Toilette seiner Gefährtin nicht im geringsten vom Regen gelitten hatte. Kein Fleck, kein Tropfen war darauf sichtbar, und mit einer plötzlichen Anstrengung entriß er sich dem Zauber, sprach ein Stoßgebet, riß sein Schwert aus der Scheide, führte einen verzweifelten Hieb nach der Schönen und eilte davon. Als er mit seinen Gefährten nach dem Platze zurückkehrte, fand man in seinem Blute liegend einen schönen Fuchs. Um den Nachstellungen der Verwandten des Getöteten zu entgehen, machte der Gerettete Pilgerfahrten ohne Ende.

Bisweilen wird der muntere Waidmann in eine Liebaffaire verwickelt. Der Fuchs erscheint ihm als geschmackvoll gekleidete Nesan, d. h. als junges Mädchen. Das Tenugui, das Universal-Hand-Taschen-Kopf-Einschlage- und Wischtuch verbirgt, geschickt über den Kopf geschlungen, das Gesicht und namentlich auch die verräterischen Ohren. Damit es sich nicht verschiebe, hält er es nach der Art einer Dorfkokette zwischen den Zähnen fest. Der verliebte Jäger wird immer zudringlicher, die spröde Schöne, die ihre guten Gründe zur Widerspenstigkeit hat, an sich zu drücken, und überläßt sorglos seinem Feinde das Feuerrohr mit dem Luntenschloß, das bestimmt war, ihm eins auf den Pelz zu brennen[1]).

Die Zusammenstellung des Fuchses mit der Wucherblume Kiku (Chrysanthemum), die auch das kaiserliche Staatswappen Kiku-mon darstellt, führt man auf das Abenteuer eines kaiserlichen Prinzen zurück, der eine Füchsin in einem Wucherblumenbeete schlafend fand und einen Pfeil nach ihrer Stirne abschoß. Später entdeckte er eine entsprechende Wunde an der Stirne einer seiner Beifrauen, woraus er schloß, daß sie eine Füchsin, damals im Blumenbeete ihre natürliche Gestalt angenommen habe[2]).

---

[1]) C. Netto u. G. Wagener, Japan. Humor, Leipzig 1901. S. 105.
[2]) F. A. Junker von Langegg, Japan. Teegeschichten. Wien 1884. S. 119.

Ein Bäuerlein erfährt, man könne den Fuchs sehr leicht überwinden, sobald man nur die Vorsicht beobachte, bei der ganzen Unternehmung kein Wort zu reden. Auf dem Wege nach dem Fuchsrevier kommt er an einer Wiese vorbei, auf der ein wunderhübsches Mädchen anscheinend etwas sammelt. Die Sache interessirt ihn. Er verbirgt sich hinter einen Baum, um zu beobachten, was sie aufliest. Sonderbar! — sie hebt solche Äpfel, von denen das Sprichwort sagt, daß sie nicht weit vom Pferde fallen, sorgsam auf und ordnet sie, ähnlich wie eine runde braune Sorte Kuchen, Kanoko-mochi, geschmackvoll in ein Körbchen. Was kann sie damit bezwecken? Er muß es wissen und folgt ihr daher von weitem, als sie mit gefülltem Körbchen das Feld verläßt. Sie schlägt den Weg nach seiner Wohnung ein und macht richtig vor seiner Hütte halt. „O tanomu!" rufend begehrt sie Einlaß und wird denn auch von seiner Gattin zum Nähertreten eingeladen. Die Sache wird ihm immer interessanter. Er muß wissen, was die fremde Erscheinung mit dem zweifelhaften Kuchen in seiner Wohnung will und schleicht deshalb auf die andere Seite der Hütte, wo unter dem herabhängenden Strohdach ein Astloch den Einblick in das Innere gestattet. Vorsichtig hebt er das Stroh in die Höhe und schaut hinein. Das junge Mädchen verbeugt sich höflichst auf der Matte, bittet um Verzeihung, daß sie als Fremde hier eindringe und hofft, daß die Wirtin das mitgebrachte Miyage, Gastgeschenk freundlichst aufnehme. Die Wirtin läßt sich denn auch nach einigen durch die Höflichkeit gebotenen Weigerungen zur Annahme überreden. — Schon zuckt es dem lauschenden Gatten in allen Gliedern, sich ins Mittel zu schlagen, ihr zu sagen, daß sie sich nicht durch das Äußere täuschen lassen solle, daß es kein Kuchen, überhaupt nichts eßbares sei; doch er beherrschte sich, um zu sehen, was weiter werde. Da muß er denn hören, wie die freche Person seiner Frau zuredet, den Kuchen doch gleich zu kosten. Mit lüsternen Augen betrachtet sie schon den Inhalt, die Fremde ladet immer dringender ein, da endlich greift sie hinein, langt sich eine Kugel heraus und führt sie zum Munde. Jetzt kann er sich nicht länger halten. — „Iß nicht davon", ruft er, „es ist Pferdem —"! Weiter kommt er nicht, denn ein plötzlicher Schlag auf den Leib hat ihn seiner Sinne beraubt. — Die ganze Sache war wieder nur eine Vision, die ihm der Fuchs vorgespiegelt hatte. In Wirklichkeit hatte er sich an ein auf einer Wiese stehendes Pferd herangeschlichen und ihm den Schwanz — das vermeintliche Strohdach — vorsichtig aufgehoben. Die gutmütige Mähre ließ sich dies ruhig gefallen. Als er aber darauf mit Stentorstimme zu schreien anfing, erschrak sie und schlug mit beiden Beinen hinten aus, dem Lauscher auf den Magen[1]).

Die Göttheit Ugano Kami, die den Feldsegen spendet, stellt man auch als weiße Füchsin dar, indem sich eine solche öfters auf dem Altar der Göttin ertappen ließ. Ein japanisches Märchen von den dankbaren Füchsen erzählt, wie eine Füchsin ihr eigenes Kind tötete, um mit dessen Leber — einem bei chinesischen und japanischen Ärzten beliebten Heilmittel — einem

---

[1]) C. Netto u. C. Wagener, Japan. Humor, Leipzig 1901. S. 108f. — Novellistisch verwerten sehr anmutig den Fuchsglauben Lafcadio Hearn in den Glimpses of Unfamiliar Japan (Kitsuné) Boston 1894, und Alice Mabel Bacon, In the Land of the Gods. Some stories of Japan. New-York 1905. (drei Erzählungen).

jungen Manne, dem sie zu Dank verpflichtet war, das Leben zu retten, und wie der Geheilte aus Dankbarkeit einen Tempel zu Ehren des Fuchsgottes Inari Sama stiftete. Deshalb ist es üblich vor die Tempel Fuchsstatuen zu setzen oder wenigstens eine in Stein gehauene Schwanzspitze des schlauen Tieres anzubringen. Weil der Fuchs nun eine solche Verehrung genießt, ist es auch verboten, ihn zu schießen[1]).

Der schlichte Bauer begnügt sich meistens damit, Inari sama als Fuchs darzustellen, und auf dem flachen Lande findet man selten eine Bauernhütte, die nicht ein paar kunstlose Statuen eines sitzenden Fuchses besäße[2]).

Unter der Landbevölkerung glaubt man vielfach, daß Inari die Gottheit in Gestalt eines weißen Fuchses die japanischen Heerscharen in der Mandschurei begleitete[3]).

Die Füchse feiern ihre Hochzeiten bei Nacht, wenn kein Mond scheint, aber eine Menge von Fackelträgern erleuchtet das Dunkel und der Pracht, die man da entfaltet sieht, kommen die Vornehmen des Landes kaum nahe[4]).

Der Volksage nach vereinigen sich, wie bei den Chrowoten und Serben die Wölfe, bei den Japanen die Füchse des Landes an einen bestimmten Tag im Jahre an einer bestimmten Stelle. Dann erscheint ein Feuer in der Nähe, woraus man auf ein fruchtbares Jahr schließt. Frau von Kudriaffsky bringt dies mit dem Glauben an den Reisgott Inari in Beziehung[5]), was eigentlich ein Hysteron proteron ist, denn der Fuchsglaube ist älter als der Inariglaube.

Regnet es und scheint gleichzeitig die Sonne so sagt man, es sei Hochzeit des Kitsune (Kitsune no yome-iri), der als Diener Inaris unter anderem die Ernte leitet[6]). (Als Wald- und Fruchtbarkeitgeist).

Wer nächtlicher Weile seine Fingernägel beschneidet, den verzaubert ein Fuchs.

* * *

Geister wandeln wie aus diesen Überlieferungen hervorgeht in Fuchsgestalt umher, nehmen, wie in unseren Sagen der Teufel oder in südslavischen die Vila vom Menschen Besitz und treiben in ihm und durch ihn allerlei bösen Unfug. Prof. Erwin von Baelz, der berühmte Japanerforscher, schrieb über diese Art von „Besessenheit und verwandte Zustände“ eine Reihe von Aufsätzen[7]), aus denen ich hier das für uns wichtigste heraushebe:

„Dort ist die Besessenheit noch weit über China, Japan, Korea verbreitet. Es kommen nur vereinzelte Fälle vor. Die Ansteckungkraft ist gering und auch das erotische und hysterische Element tritt ganz zurück. Der Übeltäter ist hier nicht der Teufel, denn der ist dort unbekannt, und — das muß immer wieder betont werden — ein Mensch kann nur von dem Dämon besessen werden, dessen Existenz er kennt und an dessen Macht und Neigung,

---

[1]) Eufemia von Kudriaffsky, Japan. Vier Vorträge. Wien 1874. S. 169.

[2]) C. Netto u. G. Wagener. Japanischer Humor. Leipzig 1901. S. 103.

[3]) Dr. H. ten Kate, Globus 1906. S. 127.

[4]) Dr. Jung a. a. O. S. 338.

[5]) Japan. Vier Vorträge. Wien 1874. S. 28.

[6]) Dr. H. ten Kate, Globus 1906. S. 126.

[7]) Wiener medizinische Wochenschrift, 11. Mai 1907, S. 982 ff.

in einen Menschen zu fahren, er glaubt. In Ostasien sind es vielmehr verschiedene Tiere, die angeschuldigt werden: der Tiger, die Katze, der Hund, vor allem aber der Fuchs, japanisch Kitsune. Dieser ist nämlich nicht bloß ein Tier, sondern auch eine Art von Gottheit unter dem Namen Inari. Ursprünglich war Inari eine Göttin (manchmal wird sie auch als Mann dargestellt) des Glückes und der Fruchtbarkeit und der Fuchs war ihr nur als Symbol beigegeben. Allmählich aber wurde die Verehrung auf den Fuchs selbst übertragen, der in Stein gehauen vor den unzähligen, meist diminutiven Inaritempelchen steht.

Der Fuchs hat die Kraft, alle Gestalten anzunehmen und zahlreich sind die Geschichten, in welchen er als schönes junges Mädchen die Männer verführt. Das erinnert an die Lamien des griechischen Volkglaubens, häßliche Mischgeschöpfe von Weib und Vogel, die, in schöne Weiber verwandelt, Jünglinge und Männer verlockten, um ihnen das Blut auszusaugen.

Die meisten Füchse aber lieben es, anstatt sich selber zu Menschen zu machen, in dem Körper anderer Menschen ihren Wohnsitz aufzuschlagen und das sind die Fälle, die uns hier beschäftigen. In Japan sind das besonders die Füchse aus der nördlichen Provinz Oshin und auch in China stammen sie meist aus dem Norden. Sie fahren mit Vorliebe in einfältiges Landvolk, namentlich in Frauen und Mädchen, oder in Kranke, weil diese ihrem Eindringen weniger Widerstand entgegensetzen. Männer erkranken viel seltener, doch werden auch sie nicht ganz verschont.

Manche Füchse kommen nur für einen oder ein paar Tage, treiben allerlei Schabernack, erschrecken ihre Wirtin und ihre Umgebung durch tolle Reden und durch ihr Gebaren und verschwinden wieder. Andere richten sich häuslich ein und bleiben jahrelang, von Zeit zu Zeit sich bemerklich machend, allen priesterlichen und anderen Beschwörungen und Austreibungen trotzend. Wenn die Besessene stirbt, oder wenn auf irgend eine Weise dem Fuchs der Aufenthalt verleidet wird, so geht er und sucht sich ein anderes Opfer. Das ist die gefährliche Zeit für die Nachbarschaft und jede Frau schwebt in Angst, der Fuchs könne sie aussuchen.

Auch stehen beim niederen Volke in einigen Teilen Japans gewisse Familien im Rufe, erbliche Fuchsinhaber — Kitsune motshi — zu sein mit der Macht, diese Füchse in andere hineinzuhexen. Diese „Leibfüchse“ im eigentlichen Sinne des Wortes oder Familienfüchse sind eine Herde kleiner, wieselgroßer Tierchen, die ihre Herrschaft oft in großer Zahl überallhin begleiten und sie gegen allen Schaden von seiten anderer Leute beschützen. Wenn jemand ihren Herren etwas zuleide tut, so fährt ein Fuchs in ihn und der Besessene wird sein Vergehen selber bekennen. Die Furcht vor diesen Familien ist groß und sie müssen unter sich heiraten, da niemand seinen Sohn oder seine Tochter einem Fuchsbesitzer geben wird. Sie werden gemieden wie die Pest. In Zentral- und in Teilen von Südwest-Japan tritt an Stelle des Fuchses der Hund und auf der Insel Shikoku der Tanuki (Canis procynoides).

Ich selber habe mehrmals Gelegenheit gehabt, Fuchsbesessene zu sehen, und einmal hatte ich eine Patientin vier Wochen lang im Universitäthospital in Tokio.

Es war eine 47jährige, kräftige, traurig aussehende Frau aus einer wohlhabenden Bauernfamilie, körperlich gesund, erblich kaum belastet, nicht sehr klug. Acht Jahre zuvor war sie mit einigen Freundinnen zusammen,

als die Rede darauf kam, daß aus einer Frau im Dorfe ein Fuchs ausgetrieben worden sei, der nun einen Unterschlupf suche. Man müsse sich da recht in acht nehmen. Das ging unserer Bäuerin arg im Kopf herum, und noch am selben Abend, als unerwartet jemand die Tür öffnete, fühlte sie einen Stich links in der Brust. Das war der Fuchs. Von der Stund an war sie besessen. Anfänglich begnügte sich der unheimliche Gast, sich von Zeit zu Zeit in ihrer Brust zu bewegen und nach dem Kopf aufsteigend durch ihren Mund ihre eigenen Gedanken zu kritisieren und zu verspotten. Allmählich wurde er frecher, mischte sich in alle Gespräche, brauchte unpassende oder gemeine Worte, beschimpfte die Anwesenden und machte der armen Frau das Leben zur Hölle. Sie wendete sich an viele Dämonenaustreiber, wie die sogenannten Hoin, das heißt wandernde Bettelmönche aus den Bergen, genau den griechischen Orpheotelesten entsprechend, die ja auch im Lande umherzogen und die Heilung von Besessenheit als Spezialität betrieben. Vergeblich. Auch Priester anderer Sekten und Wallfahrten zu allerlei Tempeln konnten ihr nicht helfen. Sie hatte schon fast ihre ganze Habe für solche Heilversuche verschwendet.

Während sie uns mit Tränen in den Augen ihre Leidengeschichte erzählte, meldete sich der Fuchs. Zuerst zeigten sich leichte, dann stärkere Zuckungen links um den Mund und im linken Arm. Sie schlug sich mit der geballten Faust wiederholt heftig auf die linke Brust, die von früheren solchen Anlässen hier ganz geschwollen und blutrünstig war und sagte zu mir: „Ach Herr, jetzt regt er sich wieder, hier in meiner Brust". Da kam plötzlich aus ihrem Munde eine fremde scharfe Stimme in schnarrendem Ton: „Ja, freilich bin ich da und glaubst du, dumme Gans, etwa, daß du mich hindern kannst?" Darauf die Frau zu uns: „Ach Gott, ihr Herren, verzeiht, ich kann gewiß nichts dafür". Dann sich immer wieder auf die Brust schlagend und mit dem linken Gesicht zuckend zum Fuchs: „Sei still, Bestie, schämst du dich denn gar nicht vor diesen Herren?" Der Fuchs: „Hehehe, ich mich schämen? Warum? So gescheit wie diese Doktoren bin ich auch. Wenn ich mich schämte, so wäre es darüber, daß ich mir ein so albernes Weib zum Wohnsitz ausgesucht habe". Die Frau droht ihm, beschwört ihn, ruhig zu sein. Er unterbricht sie und nach kurzer Zeit ist er im Alleinbesitze des Denkens und der Sprache. Mit einer unfaßlichen Schlagfertigkeit antwortet er auf alle Fragen, hat sofort für alles eine Erklärung bereit. Die Frau ist jetzt passiv wie ein Automat, versteht offenbar nicht mehr deutlich, was man ihr sagt; an ihrer Stelle erwidert immer hämisch der Fuchs. Die Sensibilität auf der linken Seite scheint geringer als rechts. Es ist das aber wegen der Zuckungen schwer mit Sicherheit festzustellen. Eine Lähmung besteht jedenfalls nicht. Auf der Höhe des Anfalles werden die Zuckungen geringer, der linke Arm ist bald schlaff, bald straff. Die Reflexitensität wechselt. Beim Kneifen links im Gesicht geringe Reaktion, beim Kneifen rechts schmerzhaftes Zucken. Nach zehn Minuten spricht der Fuchs undeutlicher, die Frau ist imstande, allmählich ein paar Worte dazwischen zu werfen und dem Fuchs Vorwürfe zu machen; nach einiger Zeit ist sie wieder ganz normal. Sie kennt die Vorgänge im ersten Teile des Anfalles genau, während sie über die Zeit der Alleinherrschaft des Fuchses keine genaue Auskunft geben kann. Doch ist ihr der wesentliche Inhalt von dessen Reden bekannt. Sie bittet weinend um Entschuldigung und Vergebung wegen des abscheulichen Benehmens des Fuchses. Sie tue, was sie könne, um ihn zu unterdrücken; das können wir

ihr bezeugen. Solcher Anfälle kommen sechs, zehn und mehr im Tage. Im Schlafe fehlen sie oder sie erwacht, wenn einer droht.

Ich ließ die Kranke in ein Zimmer mit einer Glaswand bringen, wo ich sie jederzeit beobachten konnte, ohne daß sie es ahnte. Der Verlauf war immer derselbe, nur bald heftiger, bald milder, bald länger, bald kürzer. Auch wenn sie allein war, wurde der Anfall durch die Zuckungen, die Schläge auf die linke Brust und den erregten Dialog zwischen Wirtin und Gast eingeleitet. Jede psychische Erregung, zum Beispiel der Besuch des Arztes, Vorstellung in der Klinik, erleichterte den Ausbruch.

Merkwürdig war, wie gesagt, in Anbetracht der geringen Intelligenz, der Erziehung und des sonstigen Wesens der Frau die Redegewandtheit, der Witz und die der Patientin für gewöhnlich ganz fernliegende Satire in der Sprache des Fuchses. (Mit fremden Zungen zu reden versuchte er nie.) Einmal, als ich mit Studenten zu ihr ins Zimmer kam und dem Fuchs mit allerlei Fragen zusetzte, sprach dieser plötzlich in seiner spöttischen Weise: „Na, ich will ihnen etwas sagen, Herr Professor, Sie könnten auch etwas Gescheiteres tun, als mich mit Ihren Fragen aufs Eis führen zu wollen. Wissen Sie denn nicht, daß ich eigentlich ein lustiges junges Mädel bin, wenn ich auch in dieser alten Schachtel stecke? Machen Sie mir doch lieber ordentlich die Kur, die jungen Herren da (auf die Studenten deutend) scheinen nichts von mir zu wollen, da bin ich auch mit Ihnen zufrieden. Aber ich habe die Sache für heute satt, adieu!" Und weg war er, während das Zimmer noch von dem lauten Gelächter aller Zuhörer wiederhallte.

Einmal narkotisierte ich die Patientin und, wie zu erwarten, genügten schon die ersten leichten Züge Chloroform, einen Anfall hervorzurufen. Der Streit zwischen den beiden Ich dauerte bis zum Eintritte der Bewußtlosigkeit. Aber in der letzten Minute hatte der Fuchs allein das Wort. Und als die Patientin zu sich kam, war er erst, der zuerst sprach und sich beklagte, daß man ihn so schlecht behandle. Wiederholte Narkose wurde von der Kranken abgelehnt.

Meine Versuche, durch verbale und sonstige Suggestion und Hypnose, elektrische Manöver u. dgl. Heilung zu bringen, mißlangen. Die Kranke war ohne Erfolg durch die Hände von so vielen Berufsuggerenten, das heißt Priestern und Beschwörern aller Art, gegangen, daß ich nichts auf diesem Wege tun konnte. Ihr Leiden hatte die Form eines regelrechten periodischen Wahnes angenommen, mit dem sie sich allmählich abzufinden suchte. Zwischen den Anfällen war sie ganz vernünftig, wenn auch scheu. Ihr Gedächtnis hatte nicht wesentlich gelitten, von Degeneration war nichts nachweisbar. Ihre späteren Schicksale sind mir unbekannt".

Auch Grimmbart der Dachs — Tanuki — weiß die Menschen zu betören. Er macht sich gewöhnlich an Frauen an, die er in Gestalt von schönen Männern nach sich zu locken sucht. Aber er erscheint ebenfalls in anderen Formen, Kesseln und dergleichen. Auch soll ein Dachs lange Zeit als Priester eines Tempels fungiert haben.

Von Katzen erzählt man sich allerlei Geschichtchen. Einst saß die Dienerin eines reichen Japanen bei ihrer Näharbeit, als sie plötzlich ihren Namen mehreremal leise rufen hörte. Niemand war außer ihr im Zimmer. Das einzige lebende Wesen war die Hauskatze. Der Ruf wiederholte sich und es wurde dem Mädchen klar, daß die Stimme von der Katze kam. Was wollte sie? Sie bat um ein Halstuch. Man gab es ihr. Die Katze bedankte

sich höflich und sagte dem Mädchen, wenn sie, nachdem alles im Hause zur Ruhe gegangen sei, von ihrem Fenster in den Garten sehen würde, so solle sie etwas sehen, wie sie es in ihrem Leben noch nicht gesehen habe.

Als alles schlief und der Mond hell auf den Garten schien, schlich sich das Mädchen ans Fenster und sah zu ihrem Erstaunen eine ganze Gesellschaft von Katzen, alle mit Tüchern bekleidet, drunten im Garten tanzen, bis der Mond unterging. Am nächsten Morgen teilte sie ihrem Herrn mit, was sie gesehen. Er verabredete mit ihr ein Zeichen, das sie ihm geben solle, wenn die Katze wieder ein Tuch borgen wollte. Wirklich wiederholte sie nach einigen Tagen ihre Bitte. Der Herr stürzte auf das gegebene Zeichen mit einer Lanze bewaffnet ins Zimmer, aber die Katze war verschwunden. Man suchte bei allen Ausgängen nach einer Spur, aber vergebens. Ein weißer Fleck, wie von Gyps fiel auf. Der Herr bohrte seine Lanze hinein und siehe da, der Gyps verwandelte sich in eine Katze, die durchbohrt in den letzten Zügen lag. Auf dem Kopf trug sie ein Horn, daß man abschnitt und aufbewahrte[1]).

Die Hochzeit eines jungen Mannes stand bevor, man verschob sie aber fortwährend wegen der Krankheit seiner Mutter. Plötzlich erholte sie sich und eine zahlreiche Gesellschaft versammelte sich im Hochzeithause. Aber ehe man sich zum Mahle setzte, vermißte man eine Anzahl Fische, die auf unerklärliche Weise verschwunden waren. Der Verdacht, sie genommen zu haben, fiel auf die eben Hergestellte. Man suchte nach, wer aber beschreibt das Entsetzen der Hochzeitgäste, als sie unter der Veranda die Leiche der Mutter teilweise verzehrt fanden. Mit einem Streich eines Schwertes schlug der Sohn den Kopf der Doppelgängerin herunter und siehe da! — die Leiche einer Katze lag da.

Von den Tieren, die Menschen in den Leib fahren, oder sie besessen machen, treibt es die Katze von Nabeshima am ärgsten, die zweischwänzig, wie der Löwe im böhmischen Wappen ist, während es sonst in Japan, wie auf der Insel Man auch schwanzlose Katzen gibt. Die japanische Base des böhmischen Wappentiers soll nach der Meinung Frau v. Kudriaffskys nichts mehr und nichts minder als ein entsetzlicher Vampir sein[2]), das ist jedoch unrichtig.

Katzen können Leichen tanzen lassen. Daher schickt man diese Tiere aus dem Hause, sobald jemand gestorben ist. Seeleute glauben, daß dreifarbige Katzen (mike neko) ein Schutzmittel gegen Schiffbruch seien. Diese Katzen sind, wie man behauptet, immer Männchen[3]).

Das Halten einer schwarzen Katze als Haustier gilt als Mittel gegen auszehrende Krankheiten (rogai)[3]).

Wenn man eine Katze tötet, wird sich ihr Gespenst an den Nachkommen des Mörders bis ins siebente Geschlecht rächen[3]).

Auch im europäischen Völkerglauben, zumal unter den Bewohnern der

---

[1]) Man vergleiche dazu die Ausführungen W. Mannhardts über die Katze als Wald-, Hausgeist und Vegetationdämon, Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme, Berlin 1875, S. 89 ff., Den japanischen „Glauben“ kann man in diesem Sonderfalle als ein Schulbeispiel für die Einheit des Völkergedankens anführen.

[2]) Japan. Vier Vorträge. Wien 1874. S. 113.

[3]) Dr. H. ten Kate, Globus 1906. S. 112, 113 u. 127.

Balkanländer, wo der Fuchs ein häufiger, wenn auch ungebetener Gast der Hühnersteigen ist, hält man den Fuchs als ein besonderes Tier, das bald gutes, öfters noch böses ansagt. Daß bei uns der Fuchs nicht zu so hohen Geisterehren, wie in Japan gelangte, liegt daran, daß ihm die Katze den Rang ablief. Im alten Ägypten nahm, wie bekannt, die Katze eine Ausnahmestellung als hochgeschätztes Geistertier ein, und sie genießt auch noch gegenwärtig im Nillande allen möglichen Vorzug. Anknüpfend an eine deutsche Sage, die Ed. Haase mitgeteilt, erwähnt A. Wiedemann eine ähnliche aus dem modernen Ägypten, die als eine ethnologische Parallele zum japanischen Volkglauben, wie er uns in unserer Fuchsbilderreihe entgegentritt, hier eine Wiedergabe verdient[1]):

„Sie lautet nach Lane, Account of the manners of the modern Egyptians cap. 20 (5. Aufl. I. p. 284): „Ein gelehrter arabischer Schech zu Kairo hatte eine schwarze Lieblingkatze, welche stets am Fuße seines Musquitonetzes schlief. Eines Nachts um Mitternacht hörte er ein Klopfen an der Tür seines Hauses; da ging seine Katze hin, öffnete den Hängeladen seines Fensters und rief: „Wer ist da!“ Eine Stimme antwortete: „Ich bin es, der Geist Ginni), so und so (dabei nannte er einen fremdartigen Namen), öffne die Tür“ Die Katze des Schech entgegnete: „Über der Tür ist der Name[2]) gesprochen worden“. „Dann wirf mir“, sagte die andere, „zwei Brode herab“. „Über dem Brotkorb“, antwortete die Katze am Fenster, „ist der Name gesprochen“. „Gut“, sagte der Fremde, „so gib mir wenigstens einen Trunk Wasser“. Aber er erhielt die Antwort, daß der Wasserkrug auf gleiche Weise gesichert sei, und frug nun, was er tun solle, da er sähe, daß er vermutlich vor Hunger und Durst sterben würde. Die Katze des Schechs riet ihm, an die Tür des nächsten Hauses zu gehen; sie selbst ging auch dahin, öffnete die Tür und kam bald darauf zurück. Am nächsten Morgen wich der Schech von seiner bisher stets inne gehaltenen Gewohnheit ab, der Katze nur ein kleines Stückchen von seinem Frühstück zu geben. Er gab ihr die Hälfte und sagte dann: „Oh du, meine Katze, du weißt, daß ich ein armer Mann bin, bring mir also etwas Gold“. Nach diesen Worten verschwand die Katze sofort, und er sah sie niemals wieder“ [3]).

Wie in der deutschen Fassung, so hat auch hier der Geist die Gestalt einer schwarzen Hauskatze und weilt als solcher bei den Menschen, bis er seine wahre Natur erkannt sieht, bezw. erkannt zu sehen fürchtet. Dann verschwindet er ohne weiteres. Nach modern ägyptischem Volkglauben nehmen auch sonst die Geister gern die Gestalt von Katzen an (vgl. Klunziger, Bilder aus Ober-Ägypten, S. 143), eine Anschauung, welche in dem altägyptischen Glauben wurzelt, daß die Katze eine der beliebtesten Verkörperungformen der Gottheit bilde und daher sogar göttliche Verehrung verdiene (vergl. dazu mein Buch „Herodots zweites Buch, S. 283ff.). Die freilich unbewußte Erinnerung an diese hohe Stellung des Tieres läßt den Ägypter noch heute eine ganz besondere Hochachtung davor empfinden und hindert ihn, die Katze ebenso zu mißhandeln, wie er es anderen Tieren, besonders dem Hunde

---

[1]) Am Urquell III (1892), S. 317.

[2]) d. h. Gottes. Nach einer weitverbreiteten moslimischen Ansicht sind Dinge, über welche man die Formel „im Namen Gottes, des Barmherzigen, des Erbarmers“ ausgesprochen hat, gegen Geister gesichert.

[3]) Am Urquell IV (1893), S. 81f.

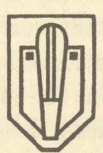
gegenüber, gewohnt ist. Die göttliche Verehrung selbst aber und ihre Dauer wird auf die bei den verschiedensten Völkern auftretende Vorstellung von einer den Katzen innewohnenden Kraft zurückzuführen sein".

Später, bei den Hochzeitgebräuchen lernen wir unter den Vögeln als einen Vermittler zwischen Menschenkindern und den die Ehe beschließenden Baumseelen, als eine Baumseele in Vogelgestalt den Kranich (Ziré) näher kennen. Er ist daher ein geehrter, sogenannter heiliger Vogel und stellt in der Symbolik das Zeichen des Glückes vor.

Die Jagd dieser Vögel ist nur den Shogunen und fürstlichen Personen vorbehalten, die mit Falken und Pfeilen darauf ausgehen. Es ist eine alte Sitte, daß der Shogun jährlich dem Mikado einen eigenhändig geschossenen Kranich zum Geschenke macht. Weit von der Hauptstadt gelegene Landstriche halten sich zwar nicht allzustrenge an dies Jagdgesetz. In Japan sind die Kraniche sogar ein gesuchtes Wildpret [1]).

---

[1]) Eufemia von Kudriaffsky, Japan. Vier Vorträge. Wien 1874. S. 11 f.



V.

Die Schönheit der Japanin. — Schönheitbegriffe. — Ein internationaler Schönheitkanon. —

Das Ideal japanischer Frauenschönheiten schilderte ein junger Japane i. J. 1879 am Orientalistenkongresse in Paris, wie folgt: „Ich beginne mit dem Kopfe, der weder zu groß noch zu klein sei. Stellen Sie sich große, schwarze Augen vor, durch Augenbrauen in scharfem Bogen überwölbt und mit schwarzen Wimpern umkränzt; ein ovales Gesicht, weiß, die Wangen mit zartem Rosenrot angehaucht; die Nase hoch und gerade; einen kleinen regelmäßigen frischen Mund, dessen Lippen von Zeit zu Zeit zwei ebene Reihen weißer Zähne enthüllen; eine schmale Stirn von langem, schwarzen Haar gekrönt, dessen Wurzelung einen regelmäßigen Bogen bildet. Verbinden Sie diesen Kopf mit einem runden Hals mit einem wohlentwickelten, jedoch nicht fetten Leib, dessen Brüste sich nur mäßig runden; schlanken Hüften, kleinen jedoch nicht mageren Händen und Füßen. Verschönern Sie diese Gestalt mit folgenden Reizen: einem sanften Benehmen, der Stimme einer Nachtigall, deren ungekünstelter Wohlklang ihr holde Anmut verleiht; mit einem Blick, zugleich lebhaft, süß und freundlich und jederzeit gewinnend; deutlich gesprochene Rede, vom lieblichen Lächeln begleitet. Der Ausdruck abwechselnd ruhig, fröhlich und nachdenkend, aber immer würdevoll; das Gebaren edel, einfach etwas stolz, doch maßvoll und nie den Verdacht der Dünkelhaftigkeit erregend“ [1]).

Einer von den Orientalisten fragte den Redner: „Ich bitte um die Adresse des Fräuleins!“ Worauf ihm der Japane wehmütig geantwortet haben soll: „Ach wenn ich die wüßte, machte ich ihr selber einen Heiratantrag!“ — Man beachte die freundlichen Aufforderungen des Redners: „Stellen Sie sich vor!“ „Verbinden Sie!“ und „Verschönern Sie!“ Will man diese Operationen oder muß man sie erst vornehmen, so kann man gleich bei seinen heimatlichen Huldinnen verbleiben. Die japanischen Maler und Bildhauer schufen Frauengestalten, die weit entfernt von dem zuvor entworfenen Idealbild sind. Wir europäischen Kulturmenschen sind vorwiegend für ein schönes, im Mienenspiel ausdruckvolles Frauengesicht begeistert, wir sind sozusagen Gesichtfetischisten, der Japane dagegen ein Kleiderfetischist, vertraut man seinen Malern, doch die Wirklichkeit widerspricht ihnen. Auch die japanischen

---

[1]) Zitirt nach F. A. Junker v. Langegg, Midzuho-gusa. Lpzg. 1880. III. S. 375.

Weiblichkeiten können sich ansehen lassen, wie im Anhang unsere Bilder nach der Natur augenfällig beweisen.

Die Meinungen die Ästheten gehen in Einzelheiten auseinander, was in der Verschiedenheit des Geschmacks und gewissen zufälligen Begegnungen und ersten Eindrücken beruht. Stratzs klassisch schönes Buch ist auch nicht damit fertig geworden. Einiges daraus wollen wir hervorheben und dazu andere Frauenschönheitkenner zu Wort kommen lassen.

Große Augen, schön geschwungene, scharfbegrenzte Augenbrauen, lange Wimpern, weiße regelmäßige Zähne und kleinen Mund würdigt man auch in Japan, wenn schon vielleicht nicht in dem Maße wie bei uns, und die Ansichten über Regelmäßigkeit der Gesichtzüge unterscheiden sich von den unsrigen nur soweit, als man schiefliegende Augen im Westen kaum zu den Vorzügen eines Antlitzes rechnet. Und doch — schon mancher Fremdling hat seine Theorien über Ästhetik beim Aufenthalt im Lande der aufgehenden Sonne modifiziert und sich durch die tiefdunkeln, mandelförmigen Augen der Töchter des Landes bekehren lassen [1]).

Als Hauptmaßstab der Leibschönheit gelten große Gestalt und weiße Hautfarbe Frauen scheinen für starkbeleibte Männer und Männer für fette Frauen zu schwärmen, wenn man den Malern von Volkszenen trauen darf, den Frauen ist jedoch eine große Fettablagerung am eigenen Leib nicht erwünscht. Korpulenz gilt, wenigstens bei Männern für ein Zeichen von Kraft, wo nicht geradezu für schön, und es ist eine Schmeichelei, wenn man sagt: „Seitdem ich das letzte mal das Vergnügen hatte, an Ihren Augen zu hängen (d. h. Sie zu sehen), sind Sie sehr fett geworden, auch haben Sie sehr gealtert!" denn auch das Alter ist, als etwas ehrwürdiges, ein Vorzug.

Die Japanin macht in ihrer äußeren Erscheinung entschieden einen günstigeren Eindruck, als die stammverwandte Chinesin. Namentlich ist die Japanin der besseren Stände sehr ansprechend; die Anmut scheint ihr angeboren zu sein; ihr offenes kindliches Gesicht ist ein Spiegel ihres ganzen Wesens; die etwas schief stehenden Augen sind glänzend schwarz und besitzen einen ungemein schelmischen Ausdruck. Die Zähne sind tadellos weiß, durch Zwischenräume getrennt und ein wenig vorstehend; das Haar ist zumeist reich. Dieses alles bezieht sich insbesondere auf das Mädchen; die Frau färbt sich nach landüblicher Art die Zähne schwarz und reißt sich die Augenbrauen aus, um sie dann durch Farbe zu ersetzen; allein auch an den Frauen wird vor allem ihr außerordentlich freundliches und seelenvolles Auge gerühmt; ihre Schönheit aber wird durch diese Färbungen ganz erheblich beeinträchtigt. Die Unsitte des Zähnefärbens gibt die Veranlassung, daß die Japaner mit dem Ausdruck Shiraha, „Weiße Zähne" ein lediges Frauenzimmer bezeichnen (Ehmann). Auch Selenka schreibt: „Das Schönheitideal, welches der Japaner für das weibliche Geschlecht aufgestellt, entspricht bei weitem nicht unseren abendländischen Anschauungen, aber dennoch sind die Töchter des Landes der aufgehenden Sonne auch für den europäischen Geschmack reizvoll und verführerisch genug" [2]).

Ein Weib, das da gekräuseltes Haar hat, ist geil oder wollüstig.

---

[1]) C. Netto und G. Wagener, Japanischer Humor. Leipzig 1901. S. 79 und S. 101.

[2]) Zitirt nach Ploss-Bartels: Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Leipzig 1908, I. Bd. S. 110.

Japanen wie Chinesen sehen fleischige, lange Ohrläppchen als Zeichen außerordentlicher geistiger Begabungen an, darum fehlt auch ihren Götterstatuen dies Merkmal nicht[1]).

Yanagikoshi will der moderne Japaner sehen, das heißt Gestalten wie eine Weide. Alles verzeiht der Japanè an Schönheitfehlern z. B. eine schlaffe Brust, plumpe Füße. Unentschuldbar sind dem Sohne Nippons breite Hüften und völlig als unanständig gilt ein stark entwickeltes Gesäß bei der Frau, sodaß Venus Kallipyge für den feinsinnigen Japaner als Inbegriff aller Unanständigkeit gilt. Schmale, hüftlose, brustlose Pariserinnen würden dagegen in Japan als ideale Frauenschönheit gepriesen[2]).

Wenig beweiskräftig für die Würdigung der Frauenschönheit in Japan ist die von Stratz im Anschluß an ein Frauenbild von Sukenobu mitgeteilte leibgeographische Liste von zweiunddreißig Schönheiten[3]). Diese Liste ist nämlich in größerer oder geringerer Vollständigkeit wahrscheinlich schon seit sehr alten Zeiten bei allen Völkern Asiens und Europas im Umlauf[4]) Zum Beweis wiederholen sich überall mit unwesentlichen örtlichen Abwechslungen die einzelnen Sätze. Wieviel oder wie wenig die Dichtung in unserem Sonderfall der Wahrheit entspricht, merkt man beim Vergleich mit unseren Bildern. Auch hier macht der Dichter von seinem Recht zur Übertreibung ausgiebig Gebrauch:

1. Der Rand des Haupthaares gleicht der Form des Mondes.
2. Die Stirn ist ein heller Spiegel.
3. Die Augenbrauen sind strahlende Mondsicheln.
4. Die Augen sind feucht wie der Tau.
5. Der Scheitel ist wie ein fliegender Vogel.
6. Das Ohr öffnet sich wie das Rad des Blumenkönigs.
7. Die Wangen sind rot wie Blumenknospen.
8. Die Nase ist ein Blumenkelch am Stengel.
9. Die Lippen sind ein Geschenkpäckchen in rotem Papier.
10. Das Kinn ist wie Jaspis.
11. Der Hals ist gebogen wie der des Kranichs.
12. Der Busen ist flach und schneeweis.
13. Die Brustwarzen glänzen wie Sterne.
14. Der Ellbogen ist wie ein Hühnchen im Ei.
15. Der Bauch ist flach und blank.
16. Die Schamteile gleichen dem geschlossenen Weißbrod.
17. Die innere Fläche des Schenkels ist glatt, wie mit Baumwolle gefüllt.
18. Das Knie gleicht der Dattel.
19. Die Wade ist wie das Fleisch des Aals.

---

[1]) Junker v. Langegg, Midzuho-gusa, Lpzg. 1880. III. S. 108.

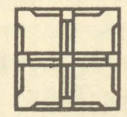
[2]) Baelz, Die körperlichen Eigenschaften der Japaner 1885, II, S. 27 f. — Stratz: Die Körperformen in Kunst und Leben der Japaner. Stuttgart 1904. S. 77 und Selenka, Sonnige Welten, Wiesbaden 1896, S. 146.

[3]) Stratz a. a. O. S. 137 f.

[4]) Siehe Krauss, Streifzüge im Reiche der Frauenschönheit. Leipzig 1904, S. 19 bis 31 und dazu den Neudruck des Jungfraw-Spiegels. Vrgl. den langen Titel Anthropophyteia 1910 (VII) S. 484 f. worin wohl die älteste Form der deutschen Fassung des Schönheitkanons steht. Dreißigerlei Vollkommenheiten zählt eine spanische Liste auf, die Brantôme im Leben der galanten Damen. Deutsch v. W. A. Kastner, Leipzig 1904. S. 177 anführt.

20. Der Fußrücken ist wie ein Häufchen Schnee.
21. Der Unterkiefer gleicht dem Kuchen.
22. Der Nacken verliert sich wie ein Juwel in die Linie des Rückens.
23. Das Schulterblatt ist im Kreise von Fleisch umgeben.
24. Der Oberarm ist rund, wie der Bauch der Kaulquabbe.
25. Das Rückgrat ist zierlich wie beim Tiger.
26. Das Handgelenk ist zart und weich wie beim Säugling.
27. Die Finger gleichen den Staubfäden einer Blume.
28. Die Hüften gleichen der sturmbewegten Weide.
29. Die Hinterbacken sind sanfte Hügel.
30. Die Beine sind von weißem Fleisch.
31. Das Schienbein gleicht dem des Hirsches.
32. Die Ferse ist wie eine runde rote Pflaume.

Man kann mit Fug und Recht das Vorkommen dieser Liste in Japan, sowie das so vieler Sagen- und Märchenmotive, die uns aus der europäischen Folklore geläufig sind, als einen Beweis vom niemals ganz unterbrochenen Verkehr der Völker vom äußersten europäischen Westen bis zu den Eilanden des östlichen Asiens anerkennen.



VI.

Die Stellung der Frau. — Die gewohnheitrechtlichen Pflichten und Aufgaben. — Frauenerziehung einst und in der Gegenwart. — Die Frau in der Familie und in der Öffentlichkeit. — Nonnen und Tempeldienerinnen.

Ein ungenannter Kenner Japans bemerkt in einer Korrespondenz aus Tokio: . . „die Stellung und der Einfluß der Frau im Haus, in der Familie und im Staat ist so sehr abhängig von den ethischen Vorstellungen eines Volkes, daß wir durch den Vergleich der Folgeerscheinungen ohne Untersuchung der Vorbedingungen ein nur ganz zufälliges und und ungenaues Bild erhalten“[1]). Wir sagen kürzer so: die Frau und ihre jeweilige Stellung in einer Gruppe begreift man erst aus der Folklore heraus. Derselbe Korrespondent rügt ferner mit vollem Recht die „oberflächliche Anschauung der Europäer, als wenn die käuflichen Frauen der Japaner die alleinigen Kulturträger wären und die bescheiden im Verborgenen wirkenden Mütter und Töchter keine Bedeutung hätten“. Die Verfasser des großen Werkes „Unser Vaterland Japan“ verfielen in eine entgegengesetzte Unterlassung, als sie es ganz übersahen- „auf die nichtvermeidbare, in staatlich geregelte Formen gekleidete Unzucht“, sei es auch nur mit drei Zeilen hinzuweisen.

In Japan war früher die Frau in den Augen des Gesetzes eher eine bloße Sache als eine Person, meint Westermarck[2]) und beruft sich dabei auf Griffis[3]): „Da sie ihr Leben lang unter ihres Vaters Dach an Gehorsam gewöhnt war, so erwartet man von ihr in ihrem neuen Heim nur Ehrfurcht; an Liebe denkt man nicht. Sie muß immer gehorchen, darf aber nie eifersüchtig sein. Sie darf auch keinen Zorn zeigen, gleichviel, wen ihr Mann in sein Haus bringt. Sie muß ihn bei den Mahlzeiten bedienen. Sie muß hinter ihm hergehen, nicht neben ihm. Wenn sie stirbt, wohnen ihre Kinder dem Begräbnis bei, nicht aber ihr Mann“. Aber obgleich die japanische Gattin nur „der erste Dienstbote im Hause“ ist, verlangen Gewohnheit und öffentliche Meinung, daß sie mit Respekt behandelt wird, sofern die Ehe mit Kindern gesegnet ist. Man spricht sie als die „ehrenwerte Dame des Hauses“ an und ihre Stellung soll eine höhere sein als in irgend einem anderen Lande des Orients mit Ausnahme von Birma“.

---

[1]) Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik, hrsg. v. Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin 1908, II. Sp. 735f.

[2]) Eduard Westermarck, Sexualfragen. Leipzig 1909, S. 21f.

[3]) Religion of Japan, S. 124f. u. 318, auch mit Hinweis auf Norman. Real Japan, S. 184.

Diese Zitate könnten aufs Geratewohl aus dem Zusammenhang meiner Darstellungen über das Weib aus meinem Buche „Sitte und Brauch der Südslaven“ (Wien 1885) gerissen sein. Nicht darauf kommt es an, was sich für eine Stellung die Frau in der Familie schafft und schaffen kann. Der äußere Firlefanz bei der Eheschließung und die Phraseologie der häuslichen Höflichkeit sind da von geringem Belange. Der Mann bleibt seiner verewigten Ehefrau das letzte Geleite nicht etwa aus Mißachtung schuldig, sondern, wie uns der Völkerglaube und die Totengebräuche lehren, um ihr die ewige Ruhe zu sichern, damit sie nicht als unstäter Geist ihre verlassene Heimstatt wieder aufsuchen möge.

„Wir wissen“, so sagt Frau von Kudriaffsky, „daß die Stellung der Frau in Japan durchaus nicht so erniedrigend, wie bei den anderen orientalischen Völkern ist. Vielweiberei herrscht nicht, und auch die Sitte der Nebenfrauen, welcher China huldigt, ist in Japan nicht sehr verbreitet. Die Ehen sind auf gegenseitige Achtung, wohl auch Liebe gegründet, die Frauen sind häuslich, gewandt in Arbeiten, praktisch, reinlich, sie besitzen ein großes Talent in der richtigen Behandlung der Kinder, und so wurde mir erzählt, daß sich auf einem japanischen Auswandrerschiffe eine Zahl sehr turbulenter und wilder Kinder befand, um die sich die japanischen Frauen mit ihrem richtigen Takt annahmen und in wenigen Tagen aus den kleinen, schiefäugigen Rangen ganz zivilisirte Menschen schufen“ [1]. Sehr schön, aber man fragt sich da, warum haben nicht schon früher die japanischen Mütter daheim die Zivilisirung ihrer schlimmen Kinder vorgenommen?

Dr. H. Maron spricht sich deutlicher aus: „Die gesellige Stellung der Frau ist ursprünglich und natürlich. Sie ist die Freundin und Ratgeberin ihres Mannes, der ihr unveränderte Aufmerksamkeit und Achtung beweist, die Teilnehmerin an seinen Bestrebungen. Der Japane behandelt seine Frau wie ein nützliches, ihm gleichstehendes Wesen, das für sein Glück und die Verschönerung seiner Existenz geschaffen worden ist, und das Gesetz wie die Sitte haben entschieden, daß die Beziehungen zwischen ihnen nie umgekehrt werden dürfen. Daher gibt es in Japan weder Xanthippen noch Göttinen, weder romantische Damen noch starkgeistige; die jüngeren sind sorglos und heiter, die älteren verständig und fleißig. Die Erziehung des Mädchens hat eine feste unveränderliche Grundlage, die keine Abweichung von ihrer Regel erlaubt, und die sie methodisch für ihren wahren Beruf — geliebt zu werden vorbereitet. Der Zweck und Gegenstand aller auf sie verwandten Sorgfalt ist der Gatte“ [2]. Das erläutern auch die Bilderreihen im Anhang unseres Buches. Man erzieht das Mädchen für den geschlechtlichen Verkehr und zur Botmäßigkeit unter ihres Herren und Gebieters Macht und Willen.

Wieviel die Erziehung zum Gehorsam beim Weibe fruchtet, darüber äußern sich etwas abfällig japanische Volksprichwörter, auf die freilich nicht um ein Haar mehr als auf gleichwertige Männersprichwörter bei anderen Völkern zu geben ist. Auch in Japan dünkt sich der Mann als ein aus edlerem Teige als das Weib geknetetes Wesen und darnach fällt er unüberlegte Urteile, wie folgende:

Das Weib hat das Antlitz eines Engels, aber das Herz eines Teufels.

---

[1] Japan, Vier Vorträge. Wien 1874. S. 47f.

[2] Ebenda S. 175f.

Das Weib verletzte mit ihrer drei Zoll langen Zunge den neun Fuß langen Mann.

Töchter aus guten Familien hielt und hält man noch jetzt, von ihrem achten Jahre an im Hause. Bis zu diesem Alter tragen sie das Haar lose und rund um den Kopf verkürzt. Nach dem achten Jahre lassen sie das Haar lang wachsen und über die Schultern herabfallen, bis es in ihrem 13. Jahre, bisweilen erst nach der Verlobung, aufgebunden wird. Sie durften das Gesicht nicht in Gegenwart fremder Männer zeigen, sondern saßen hinter einem Vorhange, der bei Wohlhabenden aus Seidenbrokat war. Darum wird in einem Gedicht der „Zehntausend Blätter“ das Mädchen von Unahi mit der im Kokon verborgenen Larve eines Seidenspinners verglichen [1].

Prof. Jinzo Naruse, Begründer der ersten Frauenuniversität in Japan hielt es für angebracht, in einem länglichen Aufsatz den angeblichen Fortschritt in der Frauenerziehung darzulegen. Er will seine Gründung hell beleuchten und bemüht sich darum eifrig, die Vergangenheit möglichst schwarz auszumalen: „Das gesellschaftliche Milieu des feudalen Zeitalters und das Übergewicht des Buddhismus und Konfuzianismus arbeiteten Hand in Hand, um die Unterdrückung der Frau herbeizuführen. Und dies geschah in noch größerem Maß, als die Tokugawa-Regierung zur Macht gelangte. Stände und Klassen der Gesellchaft wurden streng geordnet. Die Frauen waren gänzlich unterdrückt und ihrer Tätigkeit war nicht gestattet, sich auch nur einen Schritt außerhalb ihres Haushaltes zu offenbaren. Wenn es überhaupt einen Unterricht für die Frauen jener Zeit gegeben hat, so beschränkte er sich nur auf Nähen, Weben, Kochen, die Kunst des Teeservierens, des Arrangierens der Blumen und vielleicht noch auf die Elementarlehren des Schreibens und und Lesens. Ihre intellektuelle Erziehung wurde vollständig vernachlässigt. Was ihre sittliche Erziehung betrifft, so beschränkte sie sich auf die täglich wiederholte und stark betonte Lehre von den drei berühmten Arten des Gehorsams für Mädchen, unbedingten Gehorsam gegen die Eltern, solange sie jung sind, Gehorsam gegen ihre Männer, wenn sie verheiratet und Gehorsam gegen die Kinder, wenn sie alt geworden. So waren die Frauen in eine traurige Lage versetzt, ohne jede scheinbare Hoffnung auf Emanzipation. Dies war in der Tat der Winter japanischer Weiblichkeit, als ihr Leben zermalmt erschien unter dem Druck eines grausamen Gesellschaftsystems“ [2].

Aus den Werken Chamberlains, Astons, Eufemia von Kudriaffskys, Junker v. Langeggs und mancher anderer Kenner von Japans Vergangenheit, die alle noch im XIX. Jahrhundert schrieben, konnte sich der japanische Universitätprofessor, wenn er irgendwie gewollt hätte, eine der seinigen vollständig entgegengesetzte Ansicht über die halbverflossene Stellung und Bedeutung der Frau in Japan bilden [3]. Unseres Landsmannes, seines Kollegen in Tokyo, Prof. Dr. Karl Florenz Geschichte der japanischen Literatur erschien allerdings erst im Jahre 1906 und damit zu spät für ihn. Aus diesem von gründlichsten Kenntnissen zeugenden Werke empfängt man den Eindruck, daß in Japan vornehmlich die Frauen Schöpferinnen, Fördererinnen

---

[1]) F. A. Junker von Langegg, Japan. Theegeschichten, Wien 1884. S. 205.

[2]) Unser Vaterland Japan. Leipzig 1904. S. 626f.

[3]) z. B. aus dem Werke Japanese Women, privately printed by A. C. Clurg & Co., Chicago. The Japanese woman's commission for the world's Columbian exposition, Chicago 1893, S. 1—73 Anführung der in Politik, Literatur und Religion zu Berühmtheit gelangten Japaninnen.

und Erhalterinnen von Kultur und Literatur waren, während sich die Männerwelt an Massenmordtaten ergötzte. Frauen verdankt es Japan, daß es in seiner beglaubigten Geschichtentwicklung kein Zeitalter des Niedergangs und Verfalls gab ähnlich dem europäischen Mittelalter. Frauen schufen den japanischen Roman und brachten ihn zur höchsten Blüte. Sie schrieben wohl in erster Reihe für Frauen, und die waren als Leserinnen wohl lange nicht so ungebildet und entsittlicht, wie es ihnen Prof. Naruse andichtet, ganz im Gegenteil. Wie das Publikum, so die Schriftsteller. Die weiblichen Genies Japans, die ihres Vaterlandes Größe vorbereiteten, die warteten nicht erst die Gründung einer Frauenuniversität ab, so wenig als Frau Daničić die einer ähnlichen chrowotischen oder serbischen Kulturwahnzuchtanstalt, um etwas für die Anthropophyteia zu leisten. Kein diplomirter Südslave kommt ihr gleich.

Baron Suyematsu, ehemaliger Minister für Erziehung spricht sich fein, wie etwa eine Mitarbeiterin der Wiener Mode oder des Berliner Frauen-Bazars mit „einigen Worten über die Beschäftigung der Frauen aus: Männer und Frauen- sind in Japan von ziemlich gleichmäßiger Anzahl[1]), sodaß die Aussichten des schönen Geschlechtes, sich zu verheiraten, sehr günstig sind; [z. B. in den Bordellen, als Klosterjungfrauen] sobald sie aber verheiratet, sind sie gern damit zufrieden, ihren Haushalt zu verwalten und gute Frauen und Mütter zu werden". Das dies sobald nicht eintritt, räumt seine Exzellenz gleich mit den Nachsätzen selber ein: „Aber trotzdem gibt es eine große Anzahl gewerblicher Arbeiterinnen, die in Baumwoll-, Seiden- und Papierfabriken [zumal in Zündhölzchenfabriken!] beschäftigt werden [durchwegs gegen eine Entlohnung, die sie auf einen geschlechtlichen Nebenerwerb anweist]. Anstellung in Staatämtern finden sie sehr wenig [dazu hat man schon ein ausreichendes Heer brodhungriger, halbgebildeter Proleten nach europäischem Vorbild gezüchtet], dagegen hat ihre Verwendung als Lehrerinnen jeden Zweigs eine große Ausdehnung gefunden, und die weniger im Leben bevorzugt oder weniger mit Kenntnissen ausgestattet sind, arbeiten bei der Post, in Telephonämtern oder auch in einigen Abteilungen der Eisenbahn. [Alle diese Frauen genießen des Glückes allerdings nur so lange als sie der sündigen Fleischlust widerstehen, oder zumindest nicht schwanger werden]. Auch bei Privatgesellschaften fanden sie in jüngster Zeit als Kontorgehilfinnen Aufnahme und es hat sich dieses Experiment als sehr erfolgreich [für die

---

[1]) Eine Wiener Tagzeitung brachte im Oktober 1910 folgende ihr angeblich aus Tokio zugegangene Notiz: „Eben ist die neue Bevölkerungsstatistik für Japan erschienen, die Schlaglichter auf dieses aufstrebende Land wirft. Japan zählt dermalen 50,040.000 Einwohner, so daß bei einer Ausdehnung von 27,126·46 Quadratmeilen 1·84 Personen auf die Quadratmeile kommen. Der Überschuß der Geburten über die Todfälle beträgt im Durchschnitt 450.000, so daß ungefähr in jedem Jahre die Zunahme 1% beträgt. Die Zahlen über Eheschließungen, Ehescheidungen und Geburten bieten viel Bemerkenswertes. Während das Jahr 1896 die hohe Zahl von 501.777 Verehelichungen brachte, sank sie in dem kommenden Jahre auf zirka 370.000 herab, so daß als Durchschnittzahl 387.698 erscheint. Die Ehescheidungen haben nahezu kontinuierlich abgenommen. Im Jahre 1896 gab es deren 115.654, im Jahre 1905 nur mehr 60,179 und seitdem sind die Ehescheidungen noch mehr zurückgegangen. Bekannt ist die Tatsache, daß es in Japan mehr „Buben" als „Mädel" gibt. So zeigt die Geburtzahl für Knaben (Jahr 1905) 738.171, für Mädchen 718.868. Der Überschuß von 20.000 Knaben jährlich gibt dem Lande ein bedeutendes Überwiegen der männlichen Bevölkerung und damit dem weiblichen Geschlechte eine verhältnismäßig gute Aussicht, unter die Haube zu kommen.

Unternehmer] erwiesen, so daß die Frauen auf eine allseitige Entfaltung [rücksichtlose Ausbeutung] ihrer Talente eine begründete Hoffnung haben dürfen“ [1]). Die Zeitungen berichten von einer Selbstmordepidemie japanischer Frauen! Es handelt sich dabei höchstwahrscheinlich um Großstädterinnen, deren Nerven oder Geschlechtleben — bei Frauen kommt es auf eins heraus — dem zermürbenden Kampfe ums Dasein unterliegt. Bäuerinnen sind zählebiger auch bei uns wie in Japan, wo im allgemeinen die Frau als widerstandkräftiger denn der Mann gilt. Das zeigt auch der Volkglaube, der für Frauen doppelte Gaben vorschreibt, damit ein Zauber wirke. So z. B. will man sich für das ganze Jahr gegen Krankheit sichern, so hat man nur sieben kleine rote Bohnen, Azuki genannt, mit Wasser zu verschlucken, d. h. wenn man zum stärkeren Geschlecht gehört. Beim weiblichen Geschlecht ist die doppelte Anzahl nötig. Auch muß es am Neujahrtag geschehen; an einem andern Tag hat es keine Wirkung[2]).

Nach dem Tode des Gatten tritt die Witwe an dessen Stelle als Oberhaupt[3]).

Nonnen. In einem Buche vom Geschlechtleben der Japanin gebührt auch den buddhistischen Nonnen, schon ihrer Anzahl wegen, die man auf 100—150 000 angibt, eine Stelle. Die Bikuni entsagen aller sündigen Fleischlust, leben je nach den mehr oder weniger strengen Ordenregeln in enger Klausur und sind strenger Klosterzucht unterworfen. Sie haben das Haupt geschoren, tragen eine schleierartige Kopfbedeckung, meist graue und weiße Gewänder, Gürtel und Rosenkranz. Auf der Straße gehen sie, wie katholische Nonnen, immer zu zweien und in Begleitung von Laien-Dienerinnen[4]) Vom starken Willen und dem leider allzuschwachen Fleisch der Nönnlein erzählen manche Bilder japanischer Maler und Humoristen.

Außerdem gibt es Beghinen, die in Beghinen-Klöstern (Onna-dera) heimen. Es sind dies gewöhnlich Frauen, die sich von ihren Männern zu trennen wünschen, von ihnen jedoch den Scheidebrief nicht erhalten können. Ein Aufenthalt von 3—4 Jahren in einer solchen Beguinage löst ihren früheren Ehebund und sie können sich nach ihrer Rückkehr in die Welt wieder verheiraten[5]).

In den Tempeln der Riyobu-Shinto, des mit dem Buddhismus verschmolzenen Kultes, hält man keine gottesdienstlichen Tänze ab, in vielen Miya jedoch, besonders in den Provinzen befinden sich noch heutzutage Tempeldienerinnen, denen die Ausschmückung der Tempel und die Opferzurichtung obliegt. Während ihrer Dienstzeit bleiben sie ehelos, können aber jederzeit in das Laienleben zurücktreten und sich dann verheiraten[6]).

---

[1]) Unser Vaterland Japan. Leipzig 1904. S. 235 f. — Nach J. A. Hobson, The Evolution of Modern Capitalism, 1907², Kap. XIII (Die Frau in der modernen Industrie) machen in Japan die Frauen drei Fünftel der Fabrikarbeiterschaft aus und die ganze Textilindustrie betreibt man mit weiblichen Arbeitkräften. Mit anderen Worten: die Anwartschaft auf Lungendampf und Augenentzündungen ist zum Vorrecht der Frauen erhoben worden.

[2]) Dr. Emil Jung, Japanischer Aberglaube. Zeitschrift f. Ethnologie, Berlin 1877. IX. S. 331 f.

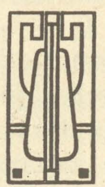
[3]) F. A. Junker von Langegg, Midzuho gusa 1880. III. S. 7 Anm.

[4]) u. [5]) F. A. Junker v. Langegg, Midzuho gusa, Lpzg. 1880. III. S. 119 f.

[6]) F. A. Junker v. Langegg, Midzuho gusa, 1880, III. S. 207.

Sehr förderlich scheinen der Sittenreinheit auch die buddhistischen Klöster nicht immer gewesen zu sein. Selbst der so keusche Dr. F. A. Junker von Langegg kann nicht umhin von den Mönchen des i. J. 1571 zerstörten Klosters Yen-riyoku-ji am Hiyei-San zu erzählen: „Sie lebten in Saus und Braus, genossen des verbotenen Fleisches und betranken sich mit dem verpönten Reisweine, hielten Kebsweiber und Knaben und trieben jederlei Unzucht“ [1]. Frauenklöster standen überall unter Aufsicht und Schutz der Männerklöster und die jeweilige Frömmigkeit befand sich beiderseits gewöhnlich auf gleicher Stufe.

[1]) Midzuho gusa, Leipzig 1880. III. S. 162.





VII.

Liebzauber. — Die Göttin der Schönheit und Liebe. — Liebzauber und Baumseelenglaube. — Zauberfrauen und Geisterbeschwörungen. — Amulete.

Liebe ist gewaltig wie der Tod,
Eifersucht grausam wie das Grab.
Japan. Sprichwort.

Als Göttin der Schönheit und Liebe gilt den Japanen die gabenspendende Benten oder Benzai-ten, d. h. die „Große Göttin des Nachdenkens". Sie ist die Beherrscherin der irdischen Güter, Spenderin von Macht, Glück, Reichtum, langem Leben, Ruhm, Verstand, von Liebe, Anmut und Schönheit. Wie Mithra im alten Zendkult betrachtet man sie als Urheberin des befruchtenden Morgen- und Abendtaues und verehrt sie vorzugweise als Schutzgeist der nahrungspendenden Erde, als Geberin aller Lebensbedürfnisse. Japanische Quellen sagen: „Die göttliche Geberin alles Guten ist die Gemahlin des geheimnisvoll majestätischen Iakaha. Von ihm hat sie fünfzehn oder sechzehn Söhne geboren, die man mit den Sinnbildern des Fleißes und Wohlstandes darstellt. Auf dem Haupte trägt sie ein kostbares Diadem, in dem eine zusammengerollte Schlange liegt, die das Antlitz eines Greises mit weißen Augenbrauen hat. Man stellt die Göttin achtarmig dar. In jeder Hand befindet sich ein Gerät: zur linken die kostbare Perle, ein Speer, das radförmige Kleinod und der Bogen; zur rechten ein Schwert, ein Stab oder ein Szepter, der symbolische Schlüssel und der Pfeil". Sie spielt auch eine Rolle in der japanischen Fassung der Theseussage. „Mit Pfeil und Bogen rüstete sie den wackeren Helden Hidesato oder Tawara Toda aus, als er in tiefen Schlaf versunken war; zugleich belehrte ihn ein Traum, welchen Gebrauch er davon machen sollte. Es galt den schrecklichen Tausendfuß (Mukade) zu töten, der sich am lieblichen Biwa-See, zwei deutsche Meilen von Kyoto auf dem noch jetzt nach ihm benannten einzelnen Berge (Mukade yama) niedergelassen hatte und so lang war, daß er mit seinem Leibe siebenmal um den Berg reichte. Alljährlich mußte man ihm von der Ortschaft Seta eine schöne Jungfrau zum Opfer bringen. Diesmal hatte das Los ein Mädchen getroffen, das schon vorher ausersehen war, beim Feste der Benten die Hauptrolle im feierlichen Aufzuge zu spielen. Aber die Göttin ließ die Erdenjungfrau nicht

im Stich. Als man sie an den Berg geführt hatte, wo das Ungeheuer sie zu verschlingen drohte, überwältigte Tawara Toda das Ungetüm"[1]).

Zu Benten, der lieblichen Göttin der Weisheit, die in leuchtender Schönheit erscheint, beten Frauen und Mädchen um Anmut und zierlich Geschick; denn von ihr gehen Glück, Schönheit, Liebreiz und Kunstfertigkeit aus, deren das liebgirrende Weiblein so sehr bedarf, um Männer anzulocken und an sich zu fesseln. Benten ist jedoch nur eine von den sieben Glückgottheiten, die in Japan wie einst in Hellas die Moiren walten. Sie sind vornehmlich Ehestifterinnen. Zu Neujahr versammeln sie sich, um fürs kommende Jahr die Eheschliesungen zu bestimmen. Sie setzen sich im Kreise nieder und nehmen Strähne weißer und roter Seide zur Hand. Das sind die Schicksalfäden der neu zu Vermählenden. Die weißen sind die Fäden der Männer, die roten die der Jungfrauen. Erst wählen sie mit Sorgfalt und Umsicht und nach wohlerwogenem Prüfen, und vereinigen je einen roten und je einen weißen Faden mit festgeschürztem Knoten: das werden glückliche Ehen. Nach einer Weile ermüden sie und werden lässig und knüpfen, wie der Zufall sie paart, nur lose die Fäden. Solch unbedachte Bündnisse sind ohne Bestand und lösen sich bald. Zuletzt verfitzen sie ungeduldig die Fäden und werfen die wirren Knäuel zur Seite. Die, deren Fäden sich also mengen und kreuzen, vereinigt nimmer das Band der treuen Liebe und einer beständigen Ehe. Ein flüchtig Sichfinden und Sichlassen ist ihnen beschieden[2]).

Liebezauber. Glaubt sich eine Frau von ihrem Geliebten oder Gatten betrogen, so erhebt sie sich um die Stunde des Stiers (morgens um 2 Uhr) vom Lager, kleidet sich in weiße Gewänder, setzt sich einen gewöhnlichen Dreifuß auf den Kopf mit drei brennenden Lichtern darauf und begibt sich mit aufgelöstem, den Rücken hinunterhängenden Haar, im Munde quer eine Fackel von Bambus und Fichtenwurzeln haltend, die an beiden Enden brennt, in der Hand das Bild des Treulosen oder der Nebenbuhlerin oder auch beider, in den Garten eines benachbarten Tempels. Hier heftet sie das Bild an einen Baum und wo es der Nagel durchbohrt, da wird auch die Person, die es vorstellt, den Schmerz empfinden. Es ist aber möglich, daß der rachsüchtigen Schönen das Gespenst eines riesenhaften Stiers begegnet. Dann ist es vorbei mit der Kraft des Zaubers, seine Macht ist gebrochen und kann nur durch lange Beschwörung- und Verfluchungformeln wieder in seinen gewünschten Zustand gebracht werden. Doch läßt sich die Sache auch einfacher machen. Man fertigt eine Strohpuppe an, die den Betreffenden vorstellen soll, durchbohrt sie mit Nägeln und verbirgt oder vergräbt sie an der Stelle, wo er gewöhnlich schläft[3]). Dieser Glaube ist international, wenn irgend einer es je war oder noch ist.

Zwei Meilen von Yeddo liegt das Dorf Meguro, und nahe dabei steht ein Shinto-Tempel mit zwei Kryptomeria-Bäumen, die sich auch unter dem Schutze der Gottheit befinden. Dort soll man hingehen und anbeten zur

---

[1]) G. Netto und G. Wagener, Japanischer Humor. Leipzig 1901. S. 5f. nach mündlicher Ueberlieferung und nach I setti genii della Felicitá von Carlo Piuni, Florenz 1872.

[2]) F. A. Junker von Langegg, Japan. Theegeschichten. Wien 1884. S. 20f.

[3]) Dr. Emil Jung, Japan. Aberglaube, Ztschft. f. Ethnologie, Berlin 1877. IX. S. 333f.

Stunde des Ochsen, also von zwei bis vier Uhr morgens. Eifersüchtige Frauen suchen die Hilfe der Gottheit, sie kleiden sich in Weiß, stecken drei Lichter auf einen Dreifuß auf, den sie sich auf den Kopf setzen, hängen einen Spiegel um den Hals und nageln an die Bäume kleine Strohfiguren, die den Treulosen vorstellen sollen. Sie bitten um nichts geringeres, als um den Tod des Geliebten, und hoffen, der Gott werde dies nicht versäumen, um seinen Baum zu retten[1]). Das ist die moderne Deutung, in Wirklichkeit aber richtete man den Zauber an die Baumseele, von der Leben, Krankheit und Tod nach alt-. japanischem, wie nach allgemeinem primitiven Glauben der Völker ausgeht

Das Mädchen Kiyo Hime entbrannte in heftiger Liebglut zum buddhistischen Mönch An-chin, der sein Keuschheitgelübde gewissenhaft einhielt, so unendlich es ihn auch schmerzte, seine wild entflammten sündigen Triebe zu bezähmen und die heiß begehrte Huldin zu verschmähen. Sie aber beschloß, um sich an ihm zu rächen, den sicheren Zauber des Ushi-toki-mairi, des zur Stunde des Stiers (Ushi-toki) zum Tempelgehens (mairi) auszuüben. Zur zweiten Morgenstunde, der Stierstunde, begab sie sich in den Hain, in weite, weiße Gewandung gehüllt. Ihre nackten Füße waren durch Sandalen mit erhöhten Holzsohlen geschützt. Ihr Haar war aufgelöst, auf dem Kopfe hatte sie einen jener tönernen Dreifüße, die in den Kohlenbecken zum Aufsetzen des Teekessels dienen, umgekehrt befestigt. Auf jedem der drei nach aufwärts gerichteten Füße stak ein brennendes Wachslicht. In der Linken trug sie die aus Stroh geflochtene Figur eines Mannes, in der Rechten einen Hammer. Zwischen den Zähnen hielt sie Nägel, an ihrem Busen hing ein Spiegel.

Bleich, grausam blitzenden Auges, mit haßerstarrten Zügen näherte sie sich langsamen Schrittes einem Baume und kreuzigte darauf das Abbild ihres verhaßten Geliebten. Nun brach sie ihr Schweigen und beschwor den Gott, die Entweihung seines Haines zu rächen, den Baum zu retten und seine furchtbarste Strafe über den zu verhängen, der Schuld an dem Frevel. Schmerzhaftes Siechtum, langsamer qualvoller Tod möge ihn heimsuchen.

Allnächtlich ging sie ihren unheilbrütenden Gang, die gleichen Fluchworte wiederholend. Doch bald ward sie des Harrens müde, die Verzögerung der Rache ward ihr selber zur grausamsten Pein.

Als sie nach geraumer Zeit des Asketen ansichtig wurde und er sie wieder abwies, ertönte noch einmal aus ihrem Munde der Ruf: An-chin! Es war ein Schrei, wild, entsetzlich, bluterstarrend, in das Heulen des wutrasenden Raubtieres, wenn es auf die Beute stürzt, in das Haßzischen der gereizten Schlange, deren Rachen Giftgeifer entquillt, verhallend. Dann begann sie, von Rachegier erstickend, nach Atem ringend, die furchtbare Beschwörung, die sie in die grausige Drachenschlange Ja verwandeln sollte. Ihr lieblicher Kopf, ihr reizender Körper, ihre wunderbar geformten Glieder streckten, dehnten und verzerrten sich zu riesiger Größe und scheußlicher Gestaltung. Ihr glänzend schwarzblaues Seidenhaar wurde zur flammensprühenden Mähne. Ihre Augen schwollen zu fahlleuchtenden, irrlichternden Kugeln gleich der Mondscheibe, wenn sie im Spätherbste aus den Moorlandnebeln auftaucht. Ihr knospender Mund weitete sich zum klaffenden Rachen, ihre Zähne wuchsen zu scharfspitzigen Hauern. Das Gewand wandelte sich zum schillernden

[1]) Eufemia von Kudriaffsky, Japan. Vier Vorträge. Wien 1874. S. 37.

Schuppenpanzer um, die Haut ihrer Arme, so zart und so weiß wie Kirschenblüte, härtete und runzelte sich, ihre Finger krümmten sich zu Echsenkrallen. Ihre Beine verschlangen und verflochten sich zu langringelndem Schlangenschwanze. Die Stimme, sonst süß und schmelzend, wie im Lenze das Flöten der Nachtigall auf blühendem Pflaumenbaume wurde schrillschnaubendes Pfauchen, ihr Atem pestgeschwängerter Giftqualm. So gewandelt wurde Kiyo Hime halb Drache, halb Schlange, ward die zarte Jungfrau zum tot- und verderbenbringenden Ungeheuer Ja. Ringelnd wand sie sich fort in Verfolgung An-chins [1]).

In der Nähe eines berühmten Kamihofes, den Siebold genau beschreibt, befand sich eine sehr schöne Laube von der Schlingpflanze Wisteria Sinensis (Fudsi). Hier verlangt der Pilger nach einem Götterausspruche und hängt Zettelchen mit seinen Wünschen an die sich eben entwickelnden Blütentrauben der Fudsi. Die längsten und schönsten geben Hoffnung auf baldige Erfüllung. Verliebte nehmen gern Zuflucht zu diesem Blumenorakel [2]).

Aus den getrockneten Augen des Taifisches (Serranus sp.) lesen die jungen Mädchen und Frauen, ob ihre Geliebten und Männer ihnen treu geblieben sind. Hat sich die ursprüngliche weiße Farbe nicht geändert, so besteht keine Gefahr der Untreue; ist aber der Augapfel gelb geworden, so welkt die Liebe [3]).

Zauberfrauen. Wie bei uns, allen gesetzlichen Verboten zu Trotz, spielen auch bei Japanern Wahrsagerinnen eine große Rolle. In Liebangelegenheiten wissen sie immer Bescheid, nur bedienen sie sich nicht der Karten, wie ihre mitteleuropäischen Berufgenossinnen, sondern ähneln mehr den Nekromanten oder Hexen unserer Halbvergangenheit. Sie rufen sowohl die Geister lebender Menschen als auch die der Abgeschiedenen herbei. In den Straßen der Stadt erkennt man sie leicht, bemerkt Dr. Jung, an dem leichten Strohhut aus Rinde und dem kleinen, eigentümlich aussehenden Bündel, das sie in der Hand tragen. Ihr Apparat besteht in einem Bogen aus weichem Holz, Adjusa, geformt, dessen Sehne sie unaufhörlich Töne entlocken, aus einer Schale mit Wasser und einer Schachtel, deren Inhalt ein Geheimnis ist. Man sagt, daß man im Süden einen Hund lebendig in die Erde vergrabe, so daß nur der Kopf frei bleibt. Man stellt ihm Nahrung vor die Nase, doch so, daß er sie nicht erreichen kann, und wenn er dann bei diesen Qualen dem Ende nahe ist, so schneidet man ihm den Kopf ab und tut ihn in diese mysteriöse Schachtel. Die Geisterseherin fragt den Wißbegierigen, ob die Person, die da zitiert werden soll, am Leben oder tot sei. Lebt sie noch, so spritzt die Hellseherin das Wasser mit einem kleinen Stabe nach dem Befrager, ist sie schon verstorben, so geschieht das Bespritzen vermittelst eines Zweiges von irgend einem Grabkranze (Totenfetischzauber). Dann noch eine Beschwörungformel und der herbeigerufene Geist spricht durch die Weissagerin und sie beantwortet alle an sie gestellten Fragen in mehr oder minder klarer Weise. Seitdem sich die Japaner von europäisch-amerikanischer höheren Kultur beeinflussen lassen, sieht sich die alteinheimische Hellseherin wenigstens in den gebildeten und vornehmen Kreisen in ihrem Erwerbe von den weib-

---

[1]) Die ganze Sage bei F. A. Junker von Langegg, Japan. Theegeschichten, Wien 1884. S. 165—183.

[2]) Eufemia von Kudriaffsky, Japan. Vier Vorträge. Wien 1874. S. 39.

[3]) Dr. H. ten Kate, Globus 1906. S. 114.

lichen Medien sehr stark beeinträchtigt, die im Dunkeln alle möglichen und unmöglichen Geister aus der vierten Dimension herbeibeschwören. Die modernen Geister befassen sich auch mit Liebzauber und ebenso gern mit Heiratvermittlungen.

„Eine besondere Schwindelei betreiben Frauen, die sich Ichiko nennen und Tote zitieren, die dann durch ihren Mund die an sie gestellten Fragen beantworten“, sagt Frau von Kudriaffsky und vergleicht sie mit unseren Spiritisten[1]) richtiger wäre es wohl, sie weibliche Medien zu nennen, die man doch von ihren gläubigen Anhängern streng auseinanderzuhalten hat.

Wie in Japan ruht auch in China das Geisterbeschwören in Händen alter Weiber, die es sehr gut verstehen, als Medien durch ihren höchsteigenen Mund die irrenden Seelen die Zukunft voraussagen und allerlei Heilmittel verraten zu lassen[2]). Darin können sie sich getrost mit den südslavischen vračarice und bajalice messen.

Amulete. Amulete bilden einen Hauptbestandteil des japanischen Alltagglaubens. Leider geben uns die Berichterstatter keine nähere Auskunft, wie viele davon phallischer oder auch skatologischer Art sind. Dr. Emil Jung[3]) spricht im allgemeinen also: „Amulete trägt man viel, und an den Toren, die zu den Landhäusern reicher Japaner führen, sowie an den Türen der Stadtbewohner sind überall Mengen von solchen Schutz- und Trutzmitteln angeheftet. Denn jede Familie hat ihren Schutzheiligen und besonderen Lieblinggott, für den sie bunte mit Gebeten bedruckte Zettelchen für ein geringes kaufen können. Außerdem unternimmt man Wallfahrten zu den Miyas (Tempeln) und bringt von dort ebenfalls Zettelchen verschiedener Art mit. Dort treibt man auch einen einträglichen Handel mit Amuleten, von denen fast jeder Japaner eins oder mehrere an sich trägt. Freilich tragen nur Dienstboten und Leute geringeren Standes Amulete öffentlich um den Hals, Männer besserer Stände verbergen sie in ihren Tabak- oder Geldbeuteln oder sonst in ihrer Kleidung. Die Frauen tragen das Amulet in einem eigens für diesen Zweck angefertigten Gürtel, den sie höchstens im Badezimmer ablegen; es ist Nacht und Tag an oder bei ihnen. Oft nimmt ein solcher Gürtel bedeutende Dimensionen an, denn für alle möglichen Dinge erwirbt und trägt man diese Wundermittel. Da ist Kannon[4]), um Fähigkeiten und Glück zu geben; Gozo, für Kindersegen und Kraft, sie zu ernähren; Suii Tengu schützt vor Ertrinken; verschluckt man das Papier, wenn man in Gefahr ist zu ersticken, so ist man gerettet. Nitschiren's und Kolodaische's Bilder führt man, damit sie die Seele ins Paradies tragen. Seishko bringt Glück; Benten Schönheit und viele Bewerber; No Si no Kuro fuda bewahrt vor den Ränken des Kitsune, eines bösen Geistes in Fuchsgestalt; Chiriu Gongen schützt gegen Schlangen, in den Augen der Japaninnen das widerlichste unter der Sonne; Aisen macht Kinder liebenswürdig. Ganz junge Mädchen tragen ihre Amulete in der Regel in einem kleinen viereckigen Täschchen am Gürtel“.

---

[1]) Japan. Vier Vorträge. Wien 1874. S. 40.

[2]) Dr. J. J. Matignon, Superstition, Crime et Misère en Chine, Paris 1902[4], p. 43 sq.

[3]) Japanischer Aberglaube. Zeitschrift f. Ethnologie, Berlin 1877. IX. S. 333.

[4]) Die tausendarmige K'wan-non mit den elf Antlitzen hat in der Tat nur 40 Arme und 4 Gesichter.

Ein Amulet, das jedermann bei jeder Gelegenheit im Bedarffall zu Gebote steht, ist die Feige, in Japan, wie vielleicht überall bei den Völkern[1]).

Wenn z. B. die glühenden Holzkohlen des Feuerherdes oder Kohlenstoffes (hibachi) Funken sprühen, die auf den Matten am Boden (tatami) leicht einen, Brand verursachen könnten, so versucht man dies zu verhindern, indem man mit beiden Händen das phallische Zeichen mano in fica und dabei ein schreckenerregendes Gesicht macht[2]).

---

[1]) Vrgl. Dulaure, Die Zeugung in Glauben, Sitten und Bräuchen der Völker von Krauss, Reiskel und Ihm. Leipzig 1909, S. 112, Anm.

[2]) Dr. H. ten Kate, Globus 1906, S. 113.



VIII.

Das Menstrualblut. — Brauch und Zauber.

Bei den Japaninnen sind mehrere Ausdrücke für die Menstruation in Gebrauch. Der gewöhnlichste ist „Gek-ke", was einfach monatliche Regel bedeutet. Mengori oder Megori, das demnächst gebräuchlichste, etwas feinere Wort, ist wörtlich Zirkeltour oder das regelmäßig wiederkehrende. „Akane-Son-ke" (ein etwas ordinärer, vielfach in Volkliedern und Witzen gebrauchter Ausdruck) bedeutet Rotfärbung; Geshin heißt monatliche Botschaft oder Verkündigung, und Sakh einfach: Pflicht. Die beiden letzten sind schon etwas ungebräuchlicher [1]).

Die Japaner nennen das 16. Jahr bei einem Mädchen „das Jahr der sich spaltenden Melone" (Ehmann), wohl nur bildlich im Scherze, sowie die Serben von der dinja pukla (gesprungenen Melone) im Reigenlied singen.

Die in Japan gebräuchlichen Ausdrücke für die Menstruation liefern nach Wernich auch den Beweis, daß die Japanin das hierbei ausfließende Blut als eine höchst unreine, vielleicht sogar als die unreinste Aussonderung ihres Körpers betrachtet; aber nirgends tritt uns der Begriff entgegen, daß diese Aussonderung für den weiblichen Körper eine reinigende Eigenschaft besitze. In den mehr zugänglichen Teilen Japans trifft man für die menstruierenden Weiber nur sehr allgemeine Verbote. Sie sollen sich anstrengender Arbeit enthalten, sie sollen nicht baden, den Koitus meiden und sich vor Erkältung schützen, die sie sehr charakteristisch Shimokase, d. h. „Wind von unten" nennen. Das Theater dürfen sie besuchen, jedoch scheint man diese Vorschriften nicht streng einzuhalten.

Die Japaninnen befleißigen sich großer Reinlichkeit, wofür sie Blättchen feinen Papieres benutzen. Sie kneten aus einem der stets (zu verschiedenen Zwecken) in größerem Vorrat mitgeführten Papierblätter eine etwa knackmandel- bis walnußgroße Kugel und stopfen sich sie je nach Bedürfnis in die Vagina. Eine Frau, die während der Periode z. B. das Theater besucht, nimmt diese Prozedur auf dem Abtritt mehrere male vor. Sie weiß ziemlich genau, wenn die eingeführte Kugel vom Blut durchtränkt ist und knetet dann eine neue. Auch bei starkem Fluor albus hat Wernich solche Papierkugeln in der Vagina gefunden. Aus der Zahl nun, die während eines Menstrualtages verbraucht wird, für gewöhnlich sind es 6 bis 12 Stück, machen die Frauen einen Schluß auf den guten Ablauf der Periode und auf deren Reichlichkeit. Diese und eine kurze Dauer gilt vornehmlich für ein Zeichen guter Gesundheit; weit

---

[1]) Nach Ploss-Bartels a. a. O. Leipzig 1905[8]. I. Bd. S. 421. (in der 9. Aufl. ausgelassen).

weniger Gewicht legt man auf die Farbe, auf die Konsistenz und auf etwaige Beimengungen. Um die Papierkugeln in der richtigen Lage zu erhalten, legen die Frauen anstatt des gewöhnlich um die Hüfte geschlungenen Tuches eine wohlkonstruierte T-Binde an, die man Kama, d. h. Pferdchen, nennt. Bemerkt eine Frau das Aufhören des Blutflusses, so nimmt sie ein Bad, zieht andere Kleider an und legt die T-Binde wieder ab. Mit diesen Regeln, sowie mit der Auffassung des ganzen Vorganges macht man die jungen Mädchen frühzeitig bekannt, da sie den Gesprächen der etwas älteren Mädchen und der erwachsenen Frauen zuzuhören pflegen[1]).

Rohe Fische überhaupt und noch eine andere Art von Fisch (bodara, Gadus sp.) gelten als Heilmittel zu einer guten Menstruation[2]).

Menstrualblut ist nicht nur unrein, sondern es infiziert auch. Hat z. B. eine Frau während ihrer Katamenien die Latrine besucht und eine andere Frau benutzt sie unter gewöhnlichen Umständen gleich darauf, so ist es wahrscheinlich, daß die zweite vor ihrer Zeit von den Katamenien überrascht wird[3]).

Als ausgezeichnet wirksames Stillungmittel für den Monatfluß empfiehlt man etwas toshin (Lampendochtkohle oder Asche) mit Wasser zu vermengen und das Gemisch auszutrinken.

Wäscht sich ein Frauenzimmer ihr Haar während der monatlichen Reinigung, so wird sie an Fieberhitze versterben.

Um das Eintreten der Menstruation zu beschleunigen, fädle in eine Nadel einen roten Zwirnfaden ein und stecke die Nadel in die Abortwand. Behufs Verlängerung der Reinigung schreite über drei Azuki-Bohnen oder über uferähnliche Pfade hinweg, die Grenzscheiden bilden. Ebenso wirksam ist das Verschlucken einer Azukibohne[4]).

Wenn Mädchen das erstemal ihre Menstruation haben, so schreiten sie dreimal über die Öffnung der Latrine (chozuba) und singen dabei folgendes Liedchen, das als eine Inkantation aufzufassen ist:

Tsuki ni ichido,
Hi wa mika.
Awajima daimyojin

d. h. einmal im Monat, drei Tage. Awajima ist ein Adeliger[5]).

Der Abort ist ein beliebter Aufenthalt böser Geister, worüber man zahlreiche Belege in den Erhebungen zur Skatologie in den verschiedenen Bänden der Anthropophyteia nachlesen mag.

Bei gesunden Japaninnen dauert nach Wernich die Menstruation 3 bis 4 Tage; im Krankenhause bei den verschiedenen pathologischen Formen natürlich meist länger. Ein nicht sehr sauberes japanisches Volklied in welchem das Mädchen den Geliebten beklagt, daß er sich während dieser Zeit ohne normalen Genuß behelfen müsse, nimmt die Dauer der Periode auf 7 Tage an. Die Berechnung führt man sehr sorgfältig, da sowohl die Verkürzung der Menstruationtage als auch des freien Intervalles für ein Krankheitsymptom gilt[6]).

---

[1]) Nach Ploss-Bartels: Leipzig 1908, I. Bd. 493f.

[2]) u. [3]) Dr. H. ten Kate, Globus 1906. S. 127.

[4]) De Becker, The nightless city or the History of the Yoshiwara Yukwaku, Yokohama 1905, p. 199.

[5]) Dr. H. ten Kate. Globus 1906. S. 113.

[6]) Nach Ploss-Bartels: a. a. O. Leipzig 1908. I. Bd. S. 426. — (in der 9. Aufl. ausgelassen).

IX.

Die vaterrechtliche Ehe. — Shintomoralgesetze. — Die Ausübung des Beischlafes und die religiösen Anschauungen. — Die Ehe und die Baumseelen. — Kinderkeime. — Die Ehelosen. — Hochzeitgebräuche in der Vergangenheit und Gegenwart. — Der Ehevermittler. — Erotische Lieder. — Ehevorschriften. — Brautraub. — Ehewahl. — Brautzug. — Eheschliessung. — Besuche nach der Hochzeit. — Hochzeitreisen. — Geisterbannung. — Zauberglaube. — Vermählung Verstorbener. — Bewertung der Jungfräulichkeit. — Keuschheitprobe. — Vielweiberschaft. — Zeitehen. — Endogamie. — Ehescheidung, Baumseelen und Ehebruch. — Gattenmord. — Geschlechtliche Ungebundenheit der Bonzen. — Gattungwidriger Geschlechtverkehr. —

Das alte Shintomoralgesetz kennt nur wenige Sünden, von denen man sich bei der zweimaligen großen Reinigung im Jahre zu säubern hat, als da sind Blutschande, fleischliche Vermengung mit Tieren, Verwundung des Nebenmenschen, Zauberei und bestimmte Störungen des regelmäßigen landwirtschaftlichen Betriebes. Die Götter schauen nur darauf, daß ihnen kein wesentlicher Abbruch geschieht, sonst dürfen die Menschen tun und lassen, was ihnen behagt. Das Shinto, sowie jede Naturreligion lehrt uns deutlich, daß Religion und Moral von Anfang an miteinander nichts gemein haben.

Die Ausübung des Beischlafs hat vollends nichts mit der Religion zu schaffen, darum kennt das Shinto auch keine heiligen Heirat- oder Hochzeitgebräuche. Der erste Beischlaf mit einer Jungfrau pflegt mit einem Blutverlust der Braut zu enden und Blut verunreinigt. Darum gab es in älteren Zeiten überall in Japan Beischlafhütten für Brautleute. Man sucht zwar Jungfern zu Tänzerinnen vor Göttern aus, doch daran ist nicht viel besonderes. Wenn bei uns hochstehende Persönlichkeiten mit ihrem Besuche eine Kleinstadt oder ein Dorf auszeichnen, schickt man auch ihnen die besterhaltenen Jungfrauen zur Begrüßung entgegen und die sind ebensowenig als die japanischen Tänzerinnen verpflichtet, Keuschheit bis an ihr seliges Ende zu bewahren.

Vor fünfzig Jahren, so erzählte mir mein Vater, kam ein slavonischer Kaufmann zu Markt nach Pest. Nach Besorgung seiner Einkäufe sagte er zu seinem Geschäftfreunde: „Ich bin drei Wochen vom Hause weg und habe ein unbezwinglich Bedürfnis nach einem Frauenzimmer. Ein Bordell zu besuchen ist mir zu widerwärtig. Könnten sie mir nicht zu einer gesunden Hausmannkost verhelfen?“ — „Ohne weiteres. Das ist hier leicht zu haben. In der Q.-Straße wohnt im ersten Stock eine junge, schöne, gesunde Witwe. Die gibt sich Ihnen gern auch umsonst hin, wenn Sie ihr aber fünf Gulden spendiren, so kennt sie sich vor Freuden gar nicht aus“. — Auf des Slavoniers

Anläuten öffnet ein sauberes Stubenmädchen die Tür und bittet ihn rechts bei der gnädigen Frau einzutreten. Arglos öffnet der Kaufmann die Stubentür und will schnell zurück, als er in einem fein eingerichteten Salon eine wunderschöne Dame in Trauerkleidern vor einem Heiligenbilde auf dem Betschemel kniend erblickte, die Dame winkte ihm aber zu bleiben und sich auf dem Divan niederzulassen. In größter Verlegenheit setzte er sich und wartete noch gut eine Viertelstunde, bis die junge Frau ihre innige Andacht beendete. Dann setzte sie sich ihm gegenüber, blickte ihn mit ihren seelenvollen Augen an und fragte ihn voll freundlicher Anmut und Würde: „Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuchs?" — „Gnädige Frau, verzeihen Sie mir die Kühnheit meines Eindringens. Ich bin das Opfer eines schändlichen Bubenstreiches geworden, dessen Tragweite mir erst völlig klar wurde, als ich Sie im inbrünstigen Gebete versunken sah". — „Sie erschrecken mich, mein Herr, erzählen Sie mir doch alles genau!" flötete sie ihn mit ihrer bestrickenden Stimme an. Und er beichtete ihr alles offenherzig. Da lachte sie ihm fröhlich ins Gesicht, schwang sich ihm auf den Schoß, umhalste ihn und sagte lachend: „Mein liebes Äffchen! Dein Freund ist gerecht. Ich gebe Gott, was Gott gebührt, und den Männern was Männern gefällt!"

Das ist trotz aller Moralheuchelei auch bei uns der Standpunkt aller frommen und unfrommen Betschwestern und der Betbrüder nicht minder, die Japanin hat aber nie einen anderen gekannt. Deshalb muß man entgegen der Meinung Astons die Mitteilung eines modernen japanischen Schriftstellers, die jener für übertrieben ansieht, für volle Wahrheit gelten lassen, wenn er sagt: „Zu Ise öffnet heutigentags Laïs beinahe angesichts der heiligen Haine dem Pilgram die Tore". Die Annahme ihrer Einladung entwürdigt ihn weder vor seinen eigenen Augen, noch vor denen irgend eines anderen, so daß er ungeeignet erschiene, sein nachfolgendes frommes Vorhaben zu vollbringen. Eine einmalige Lustrationhandlung stellt sowohl seine sittliche als physische Reinheit wieder her. Der Japane hat dieselbe Anschauung wie unser Älpler: „Oben auf der Alm, da gibt's ka Sünd'!", doch beginnt bei ihm die Alm schon unten im Tal.

Sicher ist nur, daß der Japane als schweres moralisches Vergehen den Geschlechtverkehr mit der leiblichen Schwester von derselben Mutter verabscheut, der Halbschwester (vom Vater aus) aber nicht aus dem Wege geht. Aston glaubt, das Tabu stamme noch aus jener Zeit, als man die Verwandtschaft hauptsächlich nach dem Mutterrechte bestimmte, diese Annahme ist jedoch zweifelhaft, weil auch das Vaterrecht gegen die frühzeitige Vermählung der Töchter ist. Bis zum Jahre 1868 war es den verschiedenen Adelklassen nicht erlaubt, untereinander oder aus dem gemeinen Volke zu heiraten[1]).

* *
*

Bei den Chinesen und den Japanen schmückt man das herangereifte Mädchen mit der Haarnadel, dem Kopfputz der Frauen. Bei den Japanen ist dies ein Akt von besonderer Festlichkeit, und das durch die Ausschmückung mit den Haarnadeln nun für „erwachsen" erklärte junge Mädchen stellt man dann Anverwandten und Befreundeten vor[2]).

---

[1]) Küchler, Transact. As. Soc. Japan, XIII. p. 117. (Marriage in Japan).

[2]) Ploss-Bartels: a. a. O, 8. Aufl. Leipzig 1906. I. S. 46.

In Japan war es früher gebräuchlich, daß die Frauen, wenn sie heirateten, ihre Augenbrauen abrasieren ließen, da dichte und schone Augenbrauen als eine der schönsten Zierden des Weibes galten. Zu gleicher Zeit wurden nach Balfour ihre Zähne schwarz gefärbt was nur den Erfolg haben konnte, die Gattin dem Gemahl und auch anderen Männern minder begehrenswert zu machen (Balfour, „The Cyclopaedia of India, Band III, S. 252). Dies gemahnt uns an die weit verbreitete Sitte, die Frau ihres Schmuckes zu berauben, sobald sie heiratet[1]).

In Japan sind, wie Westermarck von einem Freund erfuhr, alte Jungfrauen und Junggesellen fast gänzlich unbekannt. Diese seltsame Erscheinung erklärt sich befriedigend dadurch, daß sich der gute Freund nicht bemüht hat, ein japanisches, statistisches Jahrbuch zu Rate zu ziehen, das ihn eines anderen belehrt hätte. Selbst in der südslavischen Hausgemeinschaft, wo jedes heiraten mußte, gab es alte Junggesellen und alte Jungfern, denn die Uranier und Urninden macht nicht einmal das Gewohnheitrecht zu Zeugungmenschen, dann kommen in Japan noch die Armen dazu, die sich den Luxus selbst des bescheidensten Familienlebens nicht zu leisten vermögen.

Unter der erst seit 1868 beseitigten Feudalherrschaft bestand in Satsuma ein den Geschlechtverkehr zwischen Mann und Weib erschwerendes Gesetz, das jedem jungen Manne unter 30 Jahren die Berührung eines Weibes bei Todstrafe untersagte. Dies Gesetz war dadurch bedingt, daß die Bevölkerung von Satsuma einen äußerst kriegerischen Stamm bildet, von dem sich dauernd 10000 bis 20000 Mann auf Kriegzügen befanden und in beständiger Besorgnis um die Keuschheit oder Treue ihrer daheim gebliebenen Ehefrauen durch die Zudringlichkeiten des jugendlichen männlichen Nachwuchses hätten schweben müssen, wäre nicht durch Androhung mit Todstrafe dessen Begierde in Schranken gehalten worden. Gleichgeschlechtlicher Verkehr dagegen blieb den jungen Leuten frei und man übte ihn, so lange diese Verhältnisse bestanden, auch fleißig aus[2]).

* * *

Mit der ausgeprägten geschlechtlichen Sinnlichkeit, meint Karsch, wäre wohl die alte japanische Gesetzvorschrift in Zusammenhang zu bringen, nach der mit dem 17. Lebensjahre geheiratet werden soll; da jedoch die gesteigerten Ansprüche und Kulturbedürfnisse ein so frühes Heiraten heute nicht mehr gestatten, so kommen den Ärzten immer zahlreiche Fälle männlicher Hysterie mit häufigen unwillkürlichen Samenentleerungen zur Beobachtung[3]). Ethnologisch betrachtet hat die Gesetzvorschrift auch in Japan, wie sonst bei den Völkern, nur den einen wirtschaftlichen Zweck, der zugleich auch für die Weiterführung des Ahnenkultes vorsorgt. Mittelbar spricht dafür auch der Umstand, den Karsch im Anschluß daran hervorhebt, daß nämlich dem Ja-

---

[1]) Westermarck: Geschichte der menschlichen Ehe. Aus dem Englischen von Leopold Katscher und Romulus Grazer. Bevorwortet von Alfred Russel Wallace. Jena 1893. S. 118.

[2]) F. Karsch-Haack, Das gleichgeschlechtliche Leben der Ostasiaten, Chinesen, Japaner, Koreer. München 1906. S. 60f.

[3]) Nach A. Wernich, zit. v. Karsch-Haack, a. a. O. S. 68f. — Ebenda nach Ed. Hildebrandt.

paner die vom Abendlande künstlich gezogene Abgrenzung zwischen Ehe und Prostitution völlig fremd ist. Die Ehe wird als das angesehen, was sie auch in Europa in den meisten Fällen ist, als ein gutes (ich sage wieder, in 95 von 100 Fällen als ein fragwürdiges) Geschäft, und die Prostitution erscheint als eine in den Verhältnissen begründete Notwendigkeit, der ein moralischer Makel nicht anhaftet[1]).

„Mit Anhänglichkeit auf der einen Seite und Arglist auf der anderen", sagt Griffis, „kann ein gewissenloser Vater tun, was er will . . . . Die japanische Maid, so rein wie die reinste christliche Jungfrau, tritt morgen auf den Befehl ihres Vaters in das Bordell ein und prostituirt sich für ihr ganzes Leben. Nicht ein Seufzer entweicht ihren Lippen, während sie derart gehorcht"[2]).

Über die Ehen entschließen die Baumseelen oder was nach japanischem Volkglauben fast dasselbe ist, die Ahnen, die ein neuer Bund am meisten angeht. Man glaubt, alljährlich im zehnten Monat versammle „Gott" Iyahiko sämtliche Kami (d. h. Baumseelen) im Tempelhaine von Namiki im Gebiete Idzumo an der Meerküste, um die Menschenschicksale, Geburten, Heiraten und Tod für das kommende Jahr mit ihnen zu beraten[3]).

Japanen und Chinesen beziehen folgerichtig auch ihren Nachwuchs von den Baumseelen und es liegt daher Brautleuten ob, sich deren Wohlwollen zu erwerben.

Die japanische Braut bekommt verschiedene Fische und Meergras, deren Seelen in die Braut eingehen, um die Befruchtung oder die Nachkommenschaft zu sichern. Man überträgt so die Kinderkeime. Das ist das Überlebsel einer uralten, in der Welt allgemeinen Anschauung aus einer Zeit, wo man den Zusammenhang zwischen Beischlaf und Empfängnis noch nicht genauer kannte, sondern die Befruchtung auf die Geisterwelt zurückführte[4]).

Der Missionar Krósczyk berichtet vom Glauben der Miaotze einer vorchinesischen Bevölkerungschichte in der Kantonprovinz, wonach die Kinderseelen in einem Garten leben und, wenn die Frauen unfruchtbar sind, dort von Geistern zurückgehalten werden, die man Fa-kung-mo, Blumengroßvater und -Großmutter nennt. Um sie zu bewegen, die Kinderkeime herauszugeben, vollzieht man die Kan-fa-Zeremonie, d. h. das Blumenanbeten. Dies alte Paar kommt auch in den japanischen Eheschließungbräuchen vor. Man hängt es als Bild (Kakemono) im Hochzeitzimmer auf und bezeichnet es als ein Ehepaar, das miteinander hundert Jahre in Frieden gelebt. Oder man stellt es plastisch mit Besen und Rechen in der Hand dar, neben ihm einen Kranich

---

[1]) Küchler, „Marriage in Japan", Trans. As. Soc. Japan, XIII. p. 115.

[2]) Griffis „The Mikado's Empire", S. 124, 147, 555.

[3]) Fr. A. Junker von Langegg, Midzuho gusa. Leipzig 1880, S. 289, Anm. fügt hinzu: „So wurden denn auch in Japan, wie bei uns, die Heiraten im Himmel (von den Göttern) beschlossen". — Ist denn ein Tempelhain der Himmel?! Über die vorgefaßte Meinung japanischer Theologen, daß die Kami Himmelgötter seien, kam auch Junker, wie vielleicht alle andere Gelehrten, die über japanischen Glauben schrieben, nicht hinweg, obwohl die Ungereimtheit offenbar ist.

[4]) Vrgl. Ferd. Freih. v. Reitzenstein, Der Kausalzusammenhang zwischen Geschlechtverkehr und Empfängnis in Glaube und Brauch der Natur- und Kulturvölker. Zeitschrift f. Ethnologie, 1909, Hft. 5. S. 666.

(den japanischen Storch) und eine Schildkröte unter einer Kiefer[1]). Die Überlieferung in einer anderen Fassung S. 104.

Hochzeitgebräuche in der Gegenwart. Die alten Bräuche schwinden mit der Internationalisirung immer mehr und nur alte Männer und Frauen wissen noch darüber Bescheid, sagt Pfarrer Martin Ostwald, der auf Grundlage von vielen verschiedenen Schriften[2]) einen Aufsatz über japanische[3]) Hochzeitgebräuche verfaßt hat. Unter Auslassung einiger belangloser Ausführungen wiederhole ich ihn hier, und ergänze sie nach Möglichkeit, um Glauben und Gewohnheitrecht darzulegen. Das vorliegende Material bedarf aber noch neuer Erhebungen. Auch aus den für die breite Öffentlichkeit bestimmten Beschreibungen südslavischer Hochzeitbräuche läßt sich die üppige Sexualität des Bauernvolkes kaum herausfühlen und es wäre ein arger Fehlschluß, daraus auf ihren Mangel im Volke zu schließen. Wie unsere weiteren Mitteilungen, so gering sie an Umfang einstweilen noch sind, dartun, liegen die wirklichen Verhältnisse in Japan nicht viel anders als bei den Südslaven oder bei den Indern. Wo man zudem, wie in Japan, bei Hochzeiten erotische Bilderbücher und -Rollen verschenkt, wie wir solche als Probestücke beibringen, dort stellt sich auch das lebenfreudige Wort zur höheren Steigerung der Lieblust ein. Man halte sich auch vor Augen, daß uns Ostwald und die anderen Gewährmänner nur die Hochzeit aus der höheren, der wohlhabenden bürgerlichen Schichte schildern, nicht jedoch, die des Bauernvolkes, das in Japan, wie überall in der Welt, bei diesem Anlaß sexuelle Ungebundenheit pflegt und mitunter urälteste Sitten und Bräuche immer wieder neu betätigt. Das japanische Volk harrt noch seiner folkloristischen Entdecker.

Miai, die erste Begegnung. Ein altes Sprichwort sagt: „Wenn ein Mädchen aus einem Hause geheiratet wird, so wird sie zur Frau, läuft sie aus dem Haus hinaus, so wird sie zur Konkubine'. Der Effekt ist natürlich in beiden Fällen derselbe. Das Sprichwort lehrt uns aber mittelbar, daß auch in Japan, wie z. B. unter den Serben die Zugelaufene (samodošla), die da aus Liebe dem Manne ihrer Wahl folgt[4]), eine nicht ungewöhnliche Erscheinung ist. Das Zusammenziehen, Zusammenwohnen und Zusammenleben eines Paares genügte auch in Japan zur Schließung einer rechtgiltigen Ehe. Das feierliche Zeremoniell bezieht sich dagegen auf die von den beiderseitigen Eltern eines Brautpaars durchgeführte Hochzeit.

„In Japan haben heiratfähige Jünglinge und Jungfrauen (der bürgerlichen Klasse) wenig Gelegenheit, das Herz zum Herzen sprechen zu lassen. Konzerte,

---

[1]) Vrgl. die Parallalen aus dem Völkerglauben bei Fr. v. Reitzenstein, Kausalzusammenhang zwischen Geschlechtverkehr und Empfängnis usw. Ztschft. f. Ethnologie 1909, 5. Hft. S. 671ff.

[2]) Japanische Hochzeitgebräuche. Mitt. d. Deutschen Gesellschaft f. Natur- u. Völkerkunde Ostasiens. Tokyo 1904—1906. X. S. 251—271.

[3]) a) Tadei Sekizo, Konrei no Kagami. — b) Ishii Taijiro, Konrei chiyo Kagami. — c) Naomi Tamura, Warum heiraten wir? Gedanken eines modernen Japaners über Ehe und Frauenleben. Wiesbaden 1898. — d) Dr. Riōtarō Hata, Gedanken eines Japaners über die Frauen. Wien 1896. — e) Mrs. R. Kurczuka, Japanese Wedding Cremonies, old & new. Tokyo. — f) Alice Bacon, Japanese Girls & Women, Boston 1903. (Chap. 3. Marriage & Divorce). — g) A. B. Mitford, Tales of old Japan (Appendix 13. The Marriage Ceremony, übersetzt vom Sho-Rei-Hikki).

[4]) Vrgl. Krauss, Die Zuchtwahlehe in Bosnien. Anthropophyteia. IV. S. 46—74.

Tanz, Kirchgang und andere Gelegenheiten, wo junge Leute einander kennen lernen könnten, gibt es nicht, wie in anderen Ländern. Wenn man von der weltbekannten chinesischen Mauer redet, so könnte man ebensogut von einer japanischen Mauer sprechen, die zwischen den beiden Geschlechtern errichtet ist. Es ist der alte konfuzianische Moralkodex, der beide Geschlechter trennt. Bis zum 5., 6. Jahre verkehren Knaben und Mädchen ohne jede Schranke in ganz natürlicher Weise miteinander. Von da an tritt eine strenge Scheidung ein, die auf dem Konfuzianischen Sittengesetz basiert ist, wonach ein Knabe von sieben Jahren und mehr mit Mädchen nicht einmal im selben Zimmer sitzen soll."

„Ein Mittelmann (nakōda) sucht die Braut für einen jungen Mann und der heiratet sie nach einer einmaligen Begegnung[1]). Nun ist es in Japan nicht so schwer, das Äußere eines jungen Mädchens nach einer einmaligen Begegnung genau zu beurteilen. Es fallen so viele Dinge, worauf andere Rassen zu achten gewohnt sind, hier fort. Einmal ist das Äußere der japanischen Frau, Haarfarbe, Figur, Gesichtfarbe, Hände usw., ziemlich gleichmäßig, zum anderen ist der Schönheitbegriff für den Japaner, was das weibliche Geschlecht angeht, viemehr generell als individuell. Wenn daher die jungen Leute keinen großen bemerkbaren Fehler haben, bricht man nicht so leicht das ordnungmäßig gegebene Eheversprechen, wenn auch später andere Umstände dagegen wären."

„Das Miai, die Begegnung, bestimmt der Vermittler. Man unterscheidet ihrer drei Arten. Die erste ist ein Besuch des jungen Mannes mit dem Vermittler im Hause des Vaters des jungen Mädchens, wobei sie dem ihr ausersehenen Manne die zwei Tassen Tee reicht. Bei der zweiten Art verabredet man eine Begegnung auf der Brücke oder im Garten des Vermittlers und sie verläuft gleichfalls beiderseitig stumm. Nach der dritten Art trift man einander im Theater in einer Loge. Hier ist wenigstens Gelegenheit für die jungen Leute, sich einen ganzen Tag lang auszusprechen, wenn auch vor Zeugen. Besser sind die in Iyo, der nordwestlichen Provinz von Shikoku daran. Es ist ihnen erlaubt, auf der Veranda des väterlichen Hauses in Mondnächten zusammenzusitzen und miteinander zu plaudern, um sich gegenseitig kennen zu lernen. In einzelnen anderen Provinzen herrschen noch freiere Sitten[2])."

Das ist die offizielle Heuchelei gleich der bei islamitischen Völkern. Daß solche Vor- und Umsicht für die Katze ist, beweist überall die üppige Liebelyrik. Ein Tor ist immer willig, wenn eine Törin will, sagt Goethe. Ein klassisches Beispiel von der Schlauheit Liebender erzählt Ljuba T. Daničić, Anthropophyteia VII. S. 112—116. Der eigentliche Brauch besteht in der listigen Übertölpelung elterlicher Wachsamkeit, während den Vermittlern wesentlich nur die geschäftliche Abwicklung der zwischen Liebenden getroffenen Abmachung obliegt. Darum eben erscheint der Vermittler den Eingeweihten häufig als wie ein Zwillingbruder des Kupplers.

---

[1]) Den Ehevermittler kennen selbstverständlich alle Asiaten, voran die Chinesen: les mariages mettent toujours en action des intermédiaires, des femmes en général qui se chargent de trouver un gendre ou une bru pour la famille qui leur confie ce soin. (Dr. J. J. Matignon, Superstition, Crime et Misère en Chine. Paris 1902. [4] p. 32 sq.)

[2]) Im Bauernvolke die der Probenächte. K.

Gegen die lieblose Verschacherung zur Ehe an unbekannte Männer sprechen die endlos zahlreichen Liebelieder der heiratreifen Jünglinge und Mädchen. Ein Dichter, der im Stillen liebt, wünscht, daß seine Neigung so verborgen sei, wie die schlanken Rohre, die in Ono's Moor wachsen. Da aber die Liebe zu heftig wird, gleicht sie der Asajiublüte und entfaltet sich nun sichtbar vor den Augen der Geliebten. Wieviel Schwärmerei und Innigkeit liegt in diesen wenigen Worten; es sind wahre Stimmungbilder[1]). Eine abwechslungreiche Auswahl derartiger lyrischer Zeugnisse eines gleich dem unsrigen üppigen Verliebtenlebens voll Wonne, Lust und Leid gab Florenz in feinsinnigen Verdeutschungen heraus[2]). Bedauerlich ist dabei nur das eine, daß die Sammlung lediglich Stücke enthält, die das Entzücken romantisch angehauchter Pensionatfräulein erwecken müssen, der Anthropophyteiaforscher jedoch fast leer ausgeht, für den gerade die unterdrückten derbsinnlichen Aeußerungen und Schilderungen aus der Folklore von größtem Werte sind.

Die erotischen Lieder (Toki-wasu) hat, nach Junker von Langeggs Meinung erst anfangs des XIX. Jahrh. Komoji Daiyu[3]) in die Mode gebracht. Daß derlei Dichtungen immer bestanden haben müssen, bedarf für den Folkloristen keines Beweises. Ihren Stoff bilden meist Liebabenteuer, Entführungen und gemeinschaftlicher Selbstmord unglücklich Liebender. Meist tragen Kinder in öffentlichen Häusern die Lieder vor und die Kleinen quiecken mit ihren hohen Stimmen oft äußerst schlüpfrige Stellen mit der größten Unbefangenheit

Die Buhllieder (Shinnai) soll Tsuruga Shinnai im ersten Viertel des XIX. Jahrh. erfunden haben. Sie behandeln Abenteuer berühmter Kurtisanen und ihrer Galane. Es gibt ihrer nach Junker v. Langeggs Auffassung[3]) zwei Klassen, eine die sich noch innerhalb der Grenzen des (nach deutscher prüder Professoren Geschmacke) Erlaubten hält und eine andere, die reich mit Zoten und Zweideutigkeiten gewürzt ist.

Bei der Hochzeitfeier nimmt man vom Vermittler keine Notiz, vielmehr begeht man sie vorzüglich in einer Stimmung, als ob die Ehe nur die Folge einer unüberwindlichen Herzenneigung sei. Das beweisen auch die üblichen Hochzeitlieder, zumal das stereotype, das in ganz Asien bekannt und endlos oft variirt erscheint:

Will die Liebe, will des Schicksals Walten
Zu einander ziehn zwei Menschenseelen,
Kann sie keine Macht zurücke halten
Sich zu nähern und sich zu vermählen.
Wenn zehntausend Meilen sie auch scheiden,
Werden dennoch endlich Eins die Beiden[4])

Die schönen Lieder sind allzuhäufig, wie auch in Europa ein klangreicher Ausdruck gesellschaftlicher Verlogenheit, denn den Ausschlag für den Bund gibt gewöhnlich die geschäftliche Überlegung der beiderseitigen Herren Eltern.

Aus dem Widerspruch zwischen der Absicht der Eltern und der Neigung der Tochter entstehen wie anderswo in der Welt auch in Japan Schwierigkeiten, die darin ihre endgiltige Lösung finden, daß die Tochter zuguterletzt

[1]) E. v. Kudriaffsky, Ausland 1879. S. 527.

[2]) Dichtergrüße aus dem Osten. Von Dr. Karl Florenz. Leipzig 1902, 8. Aufl.

[3]) Midzuho-gusa, Leipzig 1880, III. S. 357 u. 358ff.

[4]) F. A. Junker v. Langegg, Midzuho gusa. Leipzig 1880. I.S. 247.

die störigen Eltern vor die Wahl stellt, entweder ihr verbofeltes Töchterlein zurück nach Haus zu zwingen oder es dem Manne ihres Herzens zu überlassen. Das ist ein beliebter und noch lange nicht erschöpfter Vorwurf auch japanischer Erzähler[1]).

Man beachte auch die Sprichwortweisheit des Japanen, die da genug bezeichnend lautet:

„Mit dem roten Unterkleide verschwindet auch die Liebe"; rote Unterkleider tragen nämlich nur Mädchen, nie Frauen. Wir zitieren ähnlich Schiller: „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier, reißt der schöne Wahn entzwei" oder volktümlich: Die Ehe ist der Liebe Grab.

Allen tatsächlichen Erscheinungen des Lebens zum Trotz wagte es der Japane Naomi Tamura in seinem im Sommer 1908 erschienenen Buche über die japanische Frau, die Liebe als unbekanntes Surrogat der japanischen Ehe hinzustellen. Dabei gibt er arglos die 13 japanischen Ehegebote an, deren viertes seine Behauptungen ad absurdum führt. Er läßt sich also aus:

„In Japan heiratet niemand aus Liebe. Wenn sich ein Mann von dieser Regel entfernt, wird er als unmoralischer und minderwertiger Mensch angesehen. Seine eigenen Eltern erröten bei diesem Gedanken, weil die Liebe zu einer Frau auf der niedrigsten Stufe der Wertschätzung des menschlichen Geisteslebens steht. Diese Idee stammt jedenfalls aus dem Buddhismus, der die Frau für ein Wesen erklärt, „das so unrein ist wie Schmutz". Dieser Satz hat auf das japanische Leben einen unheilvollen Einfluß ausgeübt. Es wird kein Unterschied zwischen der idealen und der körperlichen Liebe gemacht. Für beides hat die japanische Sprache nur einen Ausdruck. Das Wort „okama", auf eine Frau angewendet, wird immer nur im körperlichen Sinne verstanden und hat einen verächtlichen Beigeschmack. Es ist schmerzlich, daß wir den Unterschied zwischen Liebe und sinnlicher Leidenschaft nicht fixiren können. Wir verstehen die Süßigkeit der ehelichen Liebe nicht. Und diese Leere in unseren Herzen erklärt es, daß die Liebe aus unserer Ehe verbannt ist.

Anderseits sehen wir Japaner in der Eheschließung nur eine Formalität, von Wichtigkeit allerdings, aber ohne jeden heiligen Charakter. Auf welchen Grundlagen ruht demnach unsere Ehe? Ehe ich dies erkläre, ist es nötig, die Leser mit einem Denkelement bekannt zu machen, das im Leben des Japaners den ersten Platz einnimmt: die Idee der Rasse.

Das Leben eines Menschen hat weniger Bedeutung als die Idee der Rasse. Das Leben eines Menschen hat weniger Bedeutung als das Leben der Familie. Zur Zeit des feudalen Regimes war die furchtbarste Strafe die Verachtung einer ganzen Familie, die vielleicht Jahrhunderte oder Jahrtausende existirt hat, und auch heute noch glaubt jeder gebildete Japaner, daß die Vernichtung der Rasse das größte Unglück ist, das die Menschen treffen kann. Der Japaner trachtet, sein Blut in aller Reinheit zu bewahren. In europäischen Kreisen findet man oft drei oder vier Mischungen und Kreuzungen, und diese Erscheinung wird als eine ganz natürliche betrachtet. Bei uns hingegen ist dies ganz unnatürlich, weil die Familie bei uns keine kosmopolitische Angelegenheit ist.

---

[1]) Vrgl. z. B. Nozomi no hoshi. Sterne der Hoffnung. Von Shun- und Nakamura. Deutsch von A. Wendt, Halle a. S. 1904. — Man vergl. auch die schönen Ausführungen F. Freih. v. Reitzensteins, Liebe und Ehe in Ostasien, Stuttgart, o. J. (1909) S. 40 ff.

Vor jeder Eheschließung wird daher der Stammbaum der Braut auf das genaueste untersucht. Die Frau soll ja die Familie fortpflanzen und daher muß sie von solchem Blute sein, dessen sich der Gatte nicht schämen muß. Daraus folgt, daß die Frau einzig und allein als Fortpflanzungmittel der Familie des Mannes angesehen wird, und darnach bestimmt sich auch ihre Position im Leben. Die dreizehn Gebote, die jede Mutter ihrer Tochter am Hochzeittage lehrt, lauten:

1. Wenn du verheiratet bist, bist du nach dem Gesetz nicht mehr meine Tochter. Du mußt deinen Schwiegereltern gehorchen, wie du früher deinen Eltern gehorcht hast.

2. Dein Gatte wird dein einziger Herr sein. Sei ihm ergeben und liebe ihn. Gehorsam gegen den Gatten ist die vornehmste Tugend der Frau.

3. Begegne der Familie deines Mannes mit Ehrfurcht.

4. Sei nicht eifersüchtig, weil man mit Eifersucht nicht die Liebe des Mannes gewinnt.

5. Sei geduldig und fügsam. Willst du deinem Manne widersprechen, so tue es nur, wenn er vollkommen ruhig ist.

6. Kümmere dich nicht um die Nachbarn, rede niemandem Übles nach und lüge nie.

7. Stehe früh auf und gehe spät zu Bett. Trinke wenig Wein und gehe vor deinem fünfzigsten Jahre nicht in Gesellschaft.

8. Lasse dich nie beglückwünschen.

9. Sei sparsam und halte Ordnung in deinem Haus.

10. Gib dich nie mit öffentlichen Mädchen ab.

11. Trage niemals helle Kleider.

12. Brüste dich nicht mit deinem Vermögen oder mit der Familie deines Mannes und sprich niemals vor der Mutter oder der Schwester deines Mannes davon.

13. Mißhandle deine Diener und Mägde nicht.

Unter diesen dreizehn Geboten ist das wichtigste, das einzig wichtige vielleicht jenes, das den Gehorsam vorschreibt. Das ganze Leben der Familie ist auf diesen beiden schrecklichen Tugenden aufgebaut: der Demut und der Unterwürfigkeit. Die Frau spricht mit ihrem Manne auf den Knien. Die Frau hat nicht das Recht sich zu beklagen. Die Frau darf nicht sehen, was ihr Mann macht. Alles in allem, die Gattin ist nur eine vorgezogene Sklavin.

Vom ersten Tag der Ehe an kommt sie in strenge Zucht.

In Japan ist diese glückliche Zeitspanne durchaus unbekannt. Die ersten Wochen der Ehe sind für die junge japanische Frau sehr beschwerlich. Sie muß sich des Morgens als erste erheben und des Abends als letzte zu Bett gehen. Sie muß die Familie des Mannes besuchen und sie kennen lernen. In der ersten Zeit sprechen die Frauen mit ihren Männern nur sehr wenig und auf die Fragen der Männer haben sie nur mit Ja oder Nein zu antworten. Am fünften Tag der Ehe muß die Frau eine Handarbeit für die Schwiegermutter anfertigen. Eine Woche später kehrt sie in ihr Elternhaus zurück und verweilt da vier bis fünf Tage. In dieser Zeit besucht sie ihr Gatte einmal, bei welcher Gelegenheit er alle ihre Familienangehörigen beschenkt. Es geschieht manchmal, daß die junge Frau nicht mehr zu ihrem Gatten zurückkehren will. Aber der Fall ist äußerst selten. Das sind japanische Flitterwochen."

* * *

Auch in Japan war die Sitte des Brautraubes nicht ganz unbekannt. In Fukuoka, in der Provinz Chikozen (Kyushu), besorgten das zwei oder drei Freunde eines jungen Mannes, der sein Auge auf ein junges Mädchen geworfen hatte. Mit blauweißen Tüchern um den Kopf gewunden, um sich unkenntlich zu machen, lauerten sie dem Mädchen Abend für Abend solange auf, bis sie sie einmal unbeschützt erwischen konnten. Sie brachten die Jungfrau dann in schnellem Lauf zum Hause des Freundes, wo man ihr die Hochzeit nahelegte, — oft fand sie auch gleich am selben Abend statt. In ältesten Zeiten ist das gewiß auch ohne Einverständnis der Eltern geschehen, späterhin hat sich die Sitte dahin gemildert, daß die beiderseitigen Eltern zuvor ihre Einwilligung zur Eheschließung gaben.[1])

Noch freier waren die Sitten in Hyōgo und anderen Fischerdörfern, wo die Töchter der Fischerbevölkerung die Wahl ihrer Männer selber übernahmen. In Mondnächten gingen die Mädchen auf die Bräutigamschau aus und warben selber um den Mann ihrer Wahl. Umgekehrt war es in Shizuoka am Tōkaido, wo sich die jungen Männer zur Zeit der Reisernte unter den auf den Feldern arbeitenden jungen Mädchen ihre Braut nach ihrem Geschmack aussuchten.[2])

Auf der Insel Hachijō-Oshima besteht die Sitte, dem jungen Manne für Wochen eine kleine Ecke im Hause der Erwählten zum Nachtlager einzuräumen. Er hat sein eigenes Bettzeug am Abend auf seinem Rücken mitzubringen, darf aber während der Prüfungzeit keinerlei Versuche einer Annäherung an das junge Mädchen machen, auch an den Mahlzeiten des Hauses nicht teilnehmen. Überzeugten sich die Eltern vom braven Charakter des jungen Mannes, so hält man die Hochzeit ab.[3])

Die Wahl zur Ehe. Ostwald führt an: ‚Ein Mädchen soll nicht nur eine schöne Gestalt haben, sondern auch tugendhaft und keusch sein. Reichtum soll niemals die wichtigste Sache für einen Ehebund in Japan sein.‘ Das ist wohl ein frommer Wunsch, dem die Tatsache entgegensteht, daß man unbedenklich Mädchen aus den öffentlichen Freudenhäusern zu Ehegattinnen wählt. Das dürfte nicht geschehen, legte man auf die Keuschheit irgend einen besonderen Wert. Ein Mädchen soll die gute Zeit nicht mit Wählen verpassen. Ein altes Sprichwort sagt: Musume hitori ni muko hachi nin (acht Bräutigame für ein Mädchen). Jetzt ist es umgekehrt und zehn Mädchen wollen einen „studierten“ Mann haben. Ein anderes Sprichwort: Die Kluge fällt einem gemeinen Mann zu, wenn sie sich auf ihre Klugheit verläßt, die Schöne verpaßt oft ihrer Schönheit halber einen guten Mann.

Alle Abmachungen fallen den Vermittlern von Seiten der Eltern der Braut und des Bräutigams zu. Sie besorgen all das Geschacher wie bei den polnischen Juden die Schadchonim, die da am Hochzeitfeste einander zutanzend singen:

Hast du mich betrogen, hab ich dich betrogen.

---

[1]) Vrgl. die gleichartigen Verhältnisse in Bosnien, Anthropophyteia IV. Die Zuchtwahlehe usw. S. 73 f. über den Frauenraub vrgl. A. H. Post, Grundriss d. ethnolog. Jurisprudenz, 1894, S. 261 ff.

[2]) Vrgl. Dr. Berthold Laufer, die Ausnutzung sexueller Energie zu Arbeitleistungen. Anthropophyteia VII, S. 295 f.

[3]) Vrgl. Sartori, Sitte u. Brauch, Lpzg. 1910, S. 51 mit Hinweis auf Globus 68, S. 270 f. Das ist wohl bloß eine Art verfeinerter Probenächte unter elterlicher Aufsicht.

Darum mögen die länglichen blos den Firlefanz der braven bürgerlichen japanischen Biedermeyer beschreibenden Abschnitte Ostwalds über die Beratung der Ehe, das Auswechseln der Ehrengeschenke, über die Ausschmückung des Hochzeitzimmers und andere für unsere Forschungen belanglose Schilderungen hier wegbleiben.

Brautaustattung. „Bei reichen Leuten, Vornehmen und Fürsten kam es früher vor, daß man für die Brautaussteuer ein neues Kura (Schatzhaus) im Hause des Bräutigams bauen mußte, um alle Sachen unterzubringen. Seitdem man den Wert des Bargeldes höher einzuschätzen gelernt hat, änderte sich das. Zur Brautausstattung gehören auch zwei Betten mit allem, was ein japanisches Nachtlager erheischt. An Kleidern darf man unter keinen Umständen sparen, sie sollen für die ganze Lebenszeit der Braut reichen und zwar für alle Jahrzeiten. Daran soll man erkennen, wie hoch die Eltern ihre Tochter schätzten und wie lieb sie sie hatten. Alle diese Dinge verbleiben Privateigentum der Braut. Im Fall einer Scheidung bringt sie sie wieder in ihr Vaterhaus zurück. Es ist nicht fein, wenn die Frau gleich in den ersten Wochen und Monaten gezwungen ist, ihren Gatten um Geld für die Befriedigung ihres eigenen Bedürfnisses bitten zu müssen.

„Die Ausstattung muß man auf Sänften tragen, nicht fahren. [Das ist ein Überlebsel aus der Zeit, als man noch die Wagen nicht kannte, wie z. B. in der Lika die Beförderung der Toten zu Schlitten in jeder Jahrzeit.] In früheren Zeiten ging auch die Lieblingmagd mit ihrer Herrin ins neue Haus über, um ihr weiter zu dienen. — Das Hochzeitgewand muß weißfarben sein. Wählt man aber ein schwarzes Gewand, so soll es bis zur Kniehöhe mit Kiefern, Kranichbildern oder sonst mit glückverheißenden Blumen geschmückt sein. Die Unterkleidung ist hellrot, sodaß wieder die zwei Glückfarben weiß und rot übereinander erscheinen.

Der Brautzug. „Zum Abschied trinkt man der Reihe nach eine Schale mit Wein, dann eine mit Wasser. Die zweite bedeutet angeblich den Abschied für immer, wie bei einem Begräbnisse oder beim Auszug zum Krieg. — Um die Stirn bindet man der Frau ein rotes Tuch. Zur Toilette gehört auch das Abrasieren der Augenbrauen, wie es stets von verheirateten Frauen geschieht. Fraglich ist das Zähneschwärzen, denn an manchen Orten vollzieht man es beim Eintritt der Mädchen in die Pubertät.

„Im Fukui-Bezirk (Echiken) reicht man der Braut am Haustor des Bräutigams eine Schale mit Wasser, die sie nach dem Trunke zerbricht.[1])

„In Uken ziehen die Kinder Strohseile über den Weg, den der Brautzug passieren muß. Die Braut löst sich mit kleinen Gaben aus. In Fukushima verkleiden sich Freundinnen der Braut als Bettler in Strohmänteln und binden sich Tücher um den Kopf. Sie lauern dem Zuge auf und bringen der Braut, auf dem Wege kriechend, ihre Glückwünsche dar. In Echigo und Gifu bearbeiten die Männer des Dorfes die hölzernen amado's (Schiebtüren) mit ihren Fäusten oder mit kleinen Steinen, um Glück zu wünschen, oft genug mit dem Erfolg, daß sie sie zerbrechen und daß dann Streitigkeit oder Geschläge entsteht. In Ōshu bemalen sich die Hausdiener im gegenseitigen Spiele mit schwarzer Tusche. Dasselbe widerfährt der Braut, wenn sie unter sie geraten

---

[1]) Vergl. Sartori a. d. O., S. 72, Anm. 4. Wie mir Dr. Giuseppe Pitrè einmal brieflich mitteilte, ist der Brauch in Süditalien, sowie in ganz Europa bei den Juden allgemein als ein Opfer aufzufassen.

sollte. All dies lärmende Treiben hat zum Zweck die Vertreibung der bösen Geister."

Mittel zur Abwehr böser Geister beim Einzug der Braut gibt auch ein Märchen an, das da offenbar volktümliche Gebräuche auf den Könighof überträgt: „Beiderseits des Haupteingangs zum Prinzenschloß waren große Scheiterhaufen und Pechpfannen aufgestellt, die man anzündete, sobald die Braut die Schwelle überschritten. Rechts im Flur saß eine Frau, links ein Mann, die in Mörsern Reis mahlten, nachdem die Braut vorübergegangen, trug man den linken Mörser nach rechts und vermengte seinen Inhalt mit dem des andern. Auch hefanden sich rechts und links im Flur eine brennende Kerze, von denen man sodann die erstere nach links trug und beide, nachdem die Dochte mit einander in Berührung gebracht, gleichzeitig auslöschte[1]).

Die Eheschließung. „Man trägt die Braut mit dem Rücken gegen die Tür ins Haus des Bräutigams hinein. Die Trauung vollzieht man durch dreimaligen Schalenwechsel. Ob die Eheschließung ursprünglich eine religiöse oder nur eine bürgerliche Bedeutung gehabt, ist eine für den Ethnologen erledigte Frage und sie bedarf hier keiner neuen Erörterung.

„Nach alter Sitte trug man vor und während des Schalenwechsels verschiedene symbolische Zeichen und Speisen vor dem Brautpaar auf besonderen kleinen Gedecken auf, die Brautleute rührten sie aber nicht an. Dann begann die Feier mit dem Auftragen des Glückzeichens, der Glückmuschel und des Meergrases. Während des Saketrinkens trug man weiter Muschelsuppe, Fisch, gesalzene Pflaumen usw. auf. Als Überrest dieser alten Form erhielt es sich bis heute, daß beim Hochzeitschmause diese Speisen, besonders aber die Muschelsuppe nicht fehlen dürfen![2])

Nach Frau von Kudriaffsky „stellt man bei Hochzeiten zwei Bachstelzen auf den Tisch auf, weil angesichts dieser Vögel das Götterpaar Izana-gi und Iza-na-mi, wie es heißt, „die Liebe erfunden haben". Das ist natürlich eine jüngere Erklärung, denn ursprünglich war die Bachstelze wie der Kranich gleich dem Storch unseres deutschen Volkglaubens blos als Kinderbringerin gedacht und so hält es wohl auch in Japan noch das Bauernvolk, während die reichen Leute ihrem Stand und Rang gemäß die höheren Gottheiten für sich heranziehen, weil das nobler ist. „Auf dem Teebrett ist die Abbildung der Insel Taka-Sago. Auf ihr steht nämlich ein Baum, genannt. „Die Fichte des gemeinschaftlichen Alters". Die Wurzel ist aus einem Stück, teilt sich aber in zwei Stämme, und man stellt zuweilen bei Hochzeiten auch das Modell dieses Baumes auf. Daneben befinden sich zwei Figuren, die guten Geister des Baumes. Es ist nicht schwer, hier eine Ähnlichkeit zwischen dieser Sage und jener des griechischen Paares Philemon und Baucis heraus

---

[1]) F. A. Junker von Langegg, Japan. Teegesch., Wien 1884. S. 298.

[2]) Die Muschelsuppe ist wahrscheinlich ein Ersatz für die ursprünglichere Verwendung von Harn. Bei vielen afrikanischen Negerstämmen wäscht oder bespritzt man das Brautpaar mit Kuhharn oder gibt ihnen welchen zu trinken. Bei manchen nordasiatischen und nordamerikanischen Stämmen dient der Urin als Rausch- oder Begeisterungmittel. Vergl. A. Treichel, Pilz-Destillate als Rauschmittel. Jahrbücher d. Preuss. Botan.-Ver. 1897/8 S. 54 (38), 56 (40). — Wo man noch bei den Tschucksechen und Eskimos dem Gaste zur Nacht die Hausfrau oder Haustochter zur Beischläferin gibt, muss er vorher eine Schale von ihrem Harn austrinken. So wird er ihr für die Nacht förmlich angetraut. K.

zufinden“[1]). Leichter, weil naheliegend ist doch wohl ein Hinweis auf die vielfach mißverstandenen indischen Baumhochzeiten, bei denen man das Brautpaar unter den Schutz der Baumseelen stellt und die zugleich zu Zeugen des Lebensbundes macht.

„Während der Zeremonie soll absolute Ruhe herrschen, um die Feierlichkeit des Augenblicks anzudeuten. — Am Abend, wenn sich Braut und Bräutigam niedergelegt, trat die Frau des einen Vermittlers noch einmal an ihr Lager und reichte ihnen eine Schale Wein, die sie austrinken mußten. Nach dem Vermählungakt legt die Braut himmelblaue oder hellgrüne Gewandung an und auch die Hochzeitzimmerblumen wechselt man des öfteren, um immer neue Farben zu zeigen.

„Eine Art von Hochzeitreise fand schon in alter Zeit statt, kam aber im Mittelalter wieder ab. Das junge Ehepaar besuchte in jener Zeit die Tempel der Sonnengöttin in Ise. Ein alter Vers spielt auf die Hochzeitreisen jener Tage an: „Am Wege nach Yamato gingen wir an einem vollaufgeblühten Kirschbaum vorüber, der blühte so prächtig, als habe er auf mein junges Weib gewartet.“ Räuber hatten sich gerade diese Straße zur Ausführung größerer Raubtaten ausgesucht. Seitdem unterbleiben die Reisen immer mehr“. — Von der Beliebtheit der Hochzeitreisen sprechen noch deutlicher unsere Bilder aus früheren Jahrhunderten. Sie zeigen uns deutlich, daß man mit Vorliebe Schiffreisen unternahm, um sich an landschaftlichen Schönheiten zu ergötzen, was bei dem hochentwickelten Naturgefühl der Japaner leicht verständlich ist. Das Bilderbuch oder die Bilderrolle diente der Braut gleichzeitig als ein vade mecum im Reich der sinnlichen Liebe, für die der nicht zur Askese erzogene Asiate stets eine unbegrenzte Verehrung hegte.

Besuche nach der Hochzeit. „Am 3., 5. oder 9. Tage nach der Hochzeit macht die Frau ihren ersten Besuch (Satobiraki) in ihrem elterlichen Haus. Wie oft wird dieser erste Besuch zur völligen Rückkehr, wenn die junge Frau durch nichts zu bewegen ist, zu ihrem Manne und besonders zu ihrer Schwiegermutter zurückzukehren.“ [Das Sprichwort: ‚Schwiegermutter, des Teufels Unterfutter‘ variirt man auch in Japan]. „Bald hernach folgt der Schwiegersohnbesuch (mukoiri). Bei einem daran sich anschließenden Familienfest trägt man Reisbrot in Gestalt von drei Kranicheiern auf. Das soll bedeuten, daß man Kinder zu bekommen wünscht, die wie der Kranich bis in den Himmel hineinschreien können, also kräftige, gesunde Kinder. Den Reis tut man in ein Lackkästchen und hüllt dies in ein weißes Seidentuch ein. Auf dieses Tuch (fukusa) sollen ein Kranich mit seinen Jungen und eine Kiefer aufgestickt sein. Nach Erledigung aller der umständlichen Nichtigkeiten stattet die Schwiegermutter mit ihrer Schnur bei allen Freunden und Verwandten Besuche ab, um ihnen die junge Frau vorzustellen“.

Den Abschnitt über die Belohnung der Vermittler können wir uns füglich erlassen, denn soviel ist gewiss, daß sie sowie die Spielbank zu Monaco immer im Gewinn bleiben. In neueren Zeiten ist ihnen allerdings mit der Heiratannonce in den japanischen Tagblättern und die Europa und noch mehr den nordamerikanischen Freistaaten abgeguckte moderne Frauenrechtlerinnenbewegung eine empfindliche Konkurrenz erwachsen. Der Ruhm des männlichen G'schaftlhubers, Vereinmeiers, Politikasters und des Tintenkulis lockt auch die Japanin auf den Kampfplatz hinaus und verleitet sie zur Ver-

---

[1]) Japan. Vier Vorträge. Wien 1874. S. 64 f.

leugnung ihres Geschlechtberufes, den Mann anzulocken, zu umgarnen und zu ihren Füßen niederzuzwingen, um sich den Ernährer für ihre Vöglein und den Sklaven für ihr eignes Wohlergehen zu sichern.

Die junge Braut tritt, wenn die Schwiegereltern am Leben, ganz aus dem Verband ihrer Familie und mit den Eltern ihres Gatten in kindliches Verhältnis ein. Solang die Schwiegermutter lebt, bleibt sie Herrin des Hauses. Sind des Gatten Eltern zur Zeit der Hochzeit verstorben, so führt der Bräutigam die Braut nach dem Hochzeitmahl vor die Totentafeln: Ibai, vor denen sie beten und ihnen ihre Huldigung darbringen muß. In diesem Falle löst sich das alte Verhältnis zwischen Eltern und Tochter nicht auf. Ist kein Sohn vorhanden, so tritt der Eidam in die Rechte eines Sohnes ein und erbt den Familiennamen und den Besitz der Brauteltern[1].)

Über Hochzeitgebräuche verbreitet sich Teijō an verschiedenen Stellen seines Buches, die F. Thiel aneinanderreihte[2]):

„Bei der Hochzeit findet eine akuma barai genannte Zeremonie statt (Teufelaustreibung), bei der sich eine Frau das Gesicht möglichst bunt schminkt, ihre Haare verwirrt herunterhängen läßt und die Rolle des Teufels spielt. Das mag so Sitte sein, in unseren alten Zeremonialbüchern steht aber nichts davon[3]).

Es ist jetzt Sitte, daß die Braut in einer Sänfte in das Haus ihres Bräutigams getragen wird, wie man sie bei Beerdigungen benutzt. Als Grund für diese Sitte gibt man an, daß wie der Tote nicht in diese Welt zurückzukehren, so auch die Braut die Braut die Absicht habe, nicht mehr in das Elternhaus zurückzukehren. Darum sitze sie verkehrt herum in der Sänfte. [Die Meinung Teijōs, es sei nur eine Nachahmung des Trauerzeremoniells, ist irrig].

„Es ist jetzt Sitte in Tokyō, am dritten Tage nach der Hochzeit im Hause der Braut und im Hause des Mannes je 587 Knödel aus mochi (Klebreis) zu machen und in einen Strohsack zu stecken und die Boten damit so abzuschicken, daß sie sich unterwegs treffen und die Säcke mit Knödeln austauschen. Auch diese Sitte ist nicht in den alten Vorschriften begründet. Wohl war bestimmt, daß am 8. Tage Mochi-Knödel angefertigt werden sollen, sie waren aber auf vier Tellern den Gottheiten Izanagi und Izanami (je zwei für jeden) zu opfern. Außerdem war vorgeschrieben, daß die Braut am dritten Tage den beiderseitigen Eltern Mochi-Knödel in einem Kasten als Gratulationgeschenk zu senden hätte.

„Auch die jetzt bestehende Sitte, wonach den Neuvermählten noch eine Sakeschale ins Schlafzimmer neben das Bett gestellt wird (tokosakazuki), die sie in Intimität mit einander austrinken, ist ungehörig . . .

„Man hüte sich, bei freudigen Anlässen Anspielungen auf unerfreuliche Dinge zu machen [favete linguis! bei den Römern] oder Geschenke darzu-

---

[1]) F. A. Junker von Langegg, Japan. Teegeschichten, Wien 1884. S. 289.

[2]) Mitt. d. D. Ges. f. Natur- u. Völkerkunde Ostasiens, Tokyo 1905. X, 2, S. 145—148.

[3]) Deswegen bestand aber der Brauch dennoch im Volke. Es handelt sich um Vertreibung böser Geister, wie beim Polterabend und beim Eintritt der Braut ins Haus bei den Deutschen. Vrgl. Sartori, Sitte u. Brauch. 1910 S. 71 u. 84. Nach indischem Hochzeitrituell schießt man mit Pfeilen gegen die Luftgeister. M. Winternitz: Das altindische Hochzeitrituell. Mit Vergleichung der Hochzeitgebräuche bei den übrigen indogerm. Völkern, Wien 1892. S. 60f. Diese Abhandlung enthält eine höchst wertvolle Parallelensammlung zu allen den hier angeführten japanischen Hochzeitbräuchen und dazu vortreffliche Erklärungen.

bringen, in denen solche Anspielungen erblickt werden könnten. Daher darf man nicht auf einem affenfarbigen Pferd reiten (weil saru = Affe, auch „sich trennen“ heißen kann, daher eine Anspielung auf eine mögliche Ehescheidung enthält), man darf keinen mit Affenfell überzogenen Köcher tragen. Bei der Bezeichnung der Gänge soll man angeblich nicht shi no zen sagen dürfen, sondern yo no zen, für viertes Glas nicht shi konme, sondern yo konme[1]) . . .

„Im Festzimmer baut man einen großen Karpfen auf, ebenso Fasanen und Geflügel auf einem Doppeltisch, und diese Speisen opfert man den Göttern. Dies geschieht, weil unter den Fischen der Karpfen und unter den Vögeln der Fasan als der wertvollste geeignet ist, den Göttern als Opfer zu dienen. Später hat man den Tai als den wertvollsten Fisch und den Kranich als den wertvollsten Vogel bezeichnet[2]).

„Auf diese Opferidee ist die Gewohnheit zurückzuführen, beim Hochzeitfest, beim Gumbukufest, beim öffentlichen Erscheinen der Shoguns und bei anderen Festlichkeiten Karpfen und Fasanen aufzubauen. Die Behauptung, daß es sich hierbei lediglich um einen Zimmerschmuck handelt, ist irrtümlich. Jetzt nimmt man häufig künstliche Karpfen und Fasanen. Eigentlich müßten es echte sein . . . Bei gewöhnlichen Festlichkeiten genügt ein Karpfen und ein Fasanenhahn. Bei Hochzeiten müssen zwei Karpfen und zwei Fasanen aufgestellt werden.

„Hochzeiten finden abends statt. Früher pflegte man dabei vor der Tür ein Freudenfeuer anzuzünden, und die Frauen des Hauses hatten Kerzen anzustecken und der Braut entgegenzugehen. Die Männer nämlich sind dem männlichen Prinzip, die Frauen dem weiblichen untertan. Dem männlichen Prinzip gehört die Sonne und der Tag an (Sonne = taiyō, das große männliche Prinzip), dem weiblichen die Nacht. Daher ist es richtig, die Frau zur Nacht einzuholen[3]). Auch in China finden die Hochzeiten abends statt.

---

[1]) Thiel bemerkt dazu: „Shi = vier ist gleichbedeutend mit shi = Tod. Man setzt auch heute noch in vielen Verbindungen mit Zählwörtern chinesischen Ursprungs aus diesem Grunde statt der chinesischen Zahl shi die japanische yo“. Man erinnert sich dabei an die Ausmerzung des Wortes sedam im serbischen und an seine Ersetzung durch das deutsche siebene. Sedam bedeutet auch „ich setze mich“ und der launige oder boshafte Zuhörer sagt darauf na moj kurac (auf meinen Zumpt hinauf). Bei Tisch in anständiger Gesellschaft nennt man eine Ente stets mala guska (kleine Gans) statt patka, denn das Wort bedeutet auch Voze. Bei uns in Österreich vermeidet man ähnlich den Gebrauch des Wortes Nudel, weil es gemein auch für Zumpt gebraucht wird.

[2]) Die Auslegung Teijōs ist gar keine. Ebensowenig die Junker von Langeggs, Jap. Theegeschichten, 1884, S. 94. Anm.: „Da Fische zu Paaren schwimmen, ist der Karpfen auch ein Sinnbild der Heirat und des ehelichen Glückes“. Für Zumpt sagt man vielleicht überall in der Welt Fisch und zwar bevorzugt man den Karpfen, wie es z. B. im serbischen Volkliede heißt pička peča šarana = die Voze bäckt den Karpfen. Fasan und Karpfen sind aber wie bei den Deutschen Adebar der Storch Vögel, die man mit der Geburt in Verbindung setzt. Man vergleiche dazu unser Bild mit den zwei eine schwangere Frau behorchenden Kranichen. Man opferte also mit Bedacht den Göttern die Sinnbilder des Zumptes und des Kinderkriegens und zwar je eines für den Bräutigam und die Braut, für die man die Geneigtheit der Götter erflehte. Vrgl. Dr. Aigremont, Volkerotik und Pflanzenwelt. Halle a. S. 1908, II. S. 50: Storchenschnabel, und desselben Autors Fuß- u. Schuhsymbolik und Erotik. Leipzig 1909, S. 19 und 70 (Der Storch als Fruchtbarkeitträger).

[3]) Die Feuer dienen zur Verscheuchung böser Geister, wie überall, nicht der Freude. Wie bei den übrigen Asiaten fängt auch bei den Japanern der neue Tag

„Die Daimyohochzeiten hält man entgegen diesem Brauch bei Tag zur Stunde des Pferdes, von 11 bis 1 Uhr mittags ab.

„Bei der Übergabe der Tragbahre, in der die Braut sitzen soll, muß der Übergebende die Vorderseite des rechten Tragbalkens anfassen. Der die Tragbahre in Empfang Nehmende hat dagegen die Vorderseite des linken Tragbalkens anzufassen. Der Übergebende hat dabei die Handfläche nach oben, der Empfangende nach unten zu richten. Der linksstehende vertritt das männliche, der rechts das weibliche Prinzip. Die Handhaltung mit den Flächen nach unten bedeutet das männliche, die mit den Flächen nach oben das weibliche Prinzip.

„Bei der Hochzeit pflegt man einen Kaioke (= Muschelkasten) zu überreichen. Der Sinn ist, daß wie sich die Hamagurimuschel mit keiner anderen Muschel deckt, eine anständige Frau auch nur ihrem eigenen Manne angehören soll. Auch symbolisiere es den Wunsch, daß sich die Frau nicht ein zweitesmal verheiraten möge[1]).

„Der dritte Tag nach der Hochzeit wird roken no hi (Tag der Entdeckung) genannt, denn die Hochzeit ist eine Familienangelegenheit und man teilt sie in den ersten zwei Tagen nur den nächsten Angehörigen mit, erst am dritten Tag findet die allgemeine Bekanntgabe statt".

Frauen, die im Monat des Pferdes (uma), zusammentreffend mit dem Zeichen des Zodiacus (Hi no E) geboren wurden, kommen in den Verdacht, ihre Männer zu töten. Wenn also jemand ein Mädchen gern heiraten möchte, so läßt er zuvor im geheimen nachforschen, ob sie vielleicht zu diesem unglücklichen Zeitpunkte geboren ist. Ist das wirklich der Fall, so tun die Eltern ihrerseits alles, um diese traurige Tatsache zu verbergen[2]).

In Hochzeitglückwunschbriefen wäre es taktlos, Wörter zu gebrauchen, die den Gedanken an eine Trennung der Neuvermählten wachrufen könnten, wie insbesondere noku, shirizoku, saru, kaeru, die alle soviel bedeuten, wie sich zurückziehen, sich aus der Affäre ziehen, oder auch utsura zu einem anderen hinüberziehen, kasanete aufs neue (nähmlich heiraten), ja sogar das an sich durchaus harmlose und unverfängliche Wort nao nao noch einmal[3]).

In einem Märchen heißt es: Man wählte einen glücklichen Tag zur Vermählungfeier. Von nun an vermied die Braut ängstlich, Tee oder heißes Wasser beim Mahle in den roten Reisbräu zu gießen, damit es nicht etwa am Hochzeitabende während ihrer Einholung regne[4]).

Aus Muttermalen (hokuro) auf der Haut der Innenseite der Schenkel bestimmen Frauen und Mädchen, ob sie viele Sorgen in Verbindung mit ihrer

---

mit Anbruch der Nacht an. Die zwei Prinzipe sind eine chinesische Gelehrtenerfindung, wovon schon früher die Rede war.

[1]) Die Auslegung Teijōs ist wieder haltlos. Vrgl. Dr. Aigremont, Muschel und Schnecke als Symbole der vulva ehemals und jetzt. Anthropophyteia VI. S. 35—50. Die Muschel ist das Wahrzeichen des Mutterschooßes wie der vulva.

[2]) Dr. H. ten Kate, Globus 1906, S. 127.

[3]) W. Müller, über den japanischen Briefstil, Mitt. d. D. Ges. f. Natur u. Völkerkunde Ostasiens. Tokyo 1907—1909, XI. S. 220.

[4]) F. A. Junker von Langegg, Japan. Theegesch. Wien 1884. S. 296. Roten Reisbrei, Kowa-meshi oder Seki-han, eine Mischung von ausgekochtem Reis und kleinen, roten Azukibohnen (phaseolus radiatus) setzt man auch als Speiseopfer auf den Altar der Kami oder Shin.

Ehe haben werden[1]). Das ist nur ein Abart der den Japanern wie den Chinesen geläufigen Schulterblattwahrsagung[2]).

Beim Hochzeitfeste stellt man dem Brautpaar das Bild Fuku Roku Jin's vor, der ein Gott des langen Lebens und des Glückes ist und wünscht ihnen, ihrem Bunde möge sein dauernder Segen zu Teil werden[3]). Seinem Aussehen nach ist er ein Doppelgänger des Knechtes Ruprechts deutscher Weihnachtstuben.

Die Freundinnen der Braut verkleiden sich als eine Art von Bettlern in Strohmäntel und bringen ihr kriechend Glückwünsche dar. Von Reitzenstein erblickt sinnig darin Nachklänge eines Zaubers, dessen Ausübende deutlich als die irdischen Vertreter von befruchtenden Waldgeistern zu erkennen seien.

Die Japaner sind der Meinung, auch die Seelen Verstorbener könnten miteinander rechtgiltige Ehen eingehen. Diese Überzeugung entquillt ihrem Baumseelenglauben. Eine Bestätigung hiefür vom Juni 1910, wie folgt:

In London eingetroffene japanische Zeitungen schildern eine seltsame Zeremonie, die jüngst in einem an der Küste der Insel Honshiu gelegenen japanischen Fischerdorfe in Szene gesetzt wurde: es handelt sich um eine posthume Eheschließung zweier Liebenden, die gemeinsam in den Tod gegangen waren. Er, der japanische Dorfromeo, war ein Hafenfischer, während sie, seine Julia, der etwas leichtsinnig veranlagte Sproß eines uralten Adelgeschlechtes war. Die Eltern des vornehmen Mädchens hatten sich einer ehelichen Verbindung des Liebepaares energisch widersetzt; da die Liebenden aber nicht von einander lassen konnten oder wollten, beschlossen sie gemeinsam in den Tod zu gehen. In einer jener herrlichen Nächte, wie man sie nur im Zauberlande der Chrysanthemen erlebt, verließ das Mädchen heimlich das Schloß der barbarischen Eltern und eilte zu dem Geliebten, der es schon voll Sehnsucht in seiner Barke erwartete. Nachdem die Segel richtig eingestellt waren, fuhr das Schifflein der Liebenden, — genau wie es in Gottfried Kellers wundersamer Geschichte von „Romeo und Julia auf dem Dorfe" geschildert wird — vom Ufer weg und kreuzte, solange der Mond am Himmel stand, sozusagen unentschlossen vor dem Heimatdorfe. Als aber am Himmel die Morgenröte aufstieg, beschloß das Liebepaar, seinen traurigen Vorsatz auszuführen. An der Lehne des Schiffleins stehend, banden sie sich mit starken Stricken fest aneinander und sprangen, als die Sonne in ihrer ganzen Pracht am Himmelgewölbe erschien, mit einem Aufschrei ins tiefe Meer. Am Vormittag desselben Tages noch warf die Flut die beiden Leichen an den Strand. Man leitete sofort eine Untersuchung ein, und der Gemeindevorsteher machte, nachdem er durch glaubwürdige Zeugen von den Ursachen der Tragödie hinlänglich unterrichtet war, den trauernden Eltern des Selbstmörderpaares den Vorschlag, die beiden, die im Leben nicht hatten zusammenkommen können, wenigstens im Tode ehelich zu verbinden, auf dass die gütigen Götter sie auch in der anderen Welt beisammen lassen mögen. Den Vorschlag erkannte man allgemein als sehr vernünftig an und billigte ihn und die Trauerzeremonie

---

[1]) Dr. H. ten Kate, Globus 1906, S. 114.

[2]) Vrgl. K. Florenz, Japanische Mythologie, Tokyo 1901, S. 21, 197 und R. Andree, Skapulimantia, Boas Anniversary Volume, New-York 1906, S. 143—165.

[3]) F. A. Junker von Langegg, Japan. Theegeschichten. Wien 1884. S. 11.

ging mit allen landüblichen Riten vonstatten. Die Angehörigen des Bräutigams und der Braut beglückwünschten sich gegenseitig; nach altem Brauch tauschten sie bei der traurigen Hochzeitfeier auch Geschenke aus. In die standamtlichen Register wurde sofort die amtliche Notiz über die vollzogene Eheschließung eingetragen; dann erst die Todnachricht registrirt. Jetzt, wo sie auf Erden nach allen Anforderungen des Gesetzes vereint sind, können die Seelen der beiden Liebenden glücklich und sorglos in den paradiesischen Garten eingehen, der sich nach einer uralten Legende hoch in den Lüften über Japan ausbreitet.

* * *

Die Eheschließung mit einem Verstorbenen ist auch den Chinesen nicht abartig, wie Dr. Matignon bezeugt, indem er von den Bräuten spricht: Si son fiancé meurt, elle prend le deuil. Souvent elle refusera de se marier, „brulant de chasteté perpétuelle", suivant l'expression chinoise; car le mariage serait vue insulte à la mémoire du défunt. Elle peut même venir se suicider dans la maison de son fiancé et alors, considerée, grâce à sa mort, comme femme légitime, elle pourra reposer à côté de lui dans le cimetière de famille[1]). Das geschieht alles bei Völkern, die nach vielfachen Zeugnissen von der Liebe nichts wissen, und bei denen Ehen nur durch Heiratvermittler geschlossen werden! Für die Vereinigung der toten Liebenden im Grabe mag auch die weitverbreitete Anschauung entscheidend sein, das ein lediger Mensch im Jenseits keine Ruhe finde oder nicht in die Seligkeit eingehe. So schreitet z. B. bei den Chrowoten nach altem, jetzt verschwindenden Brauche, dem Sarge eines unverheiratet gebliebenen Mannes ein Mädchen im Brautstaat nach, und hatte er keine Braut, so spielt die Rolle irgend ein dem Verstorbenen vielleicht ganz fremd gewesenes Frauenzimmer. Auf dem Grab des Liebepaars pflanzt man zwei Bäume, deren Gezweige sich späterhin vereinigt. Das ist ebenso bei den Südslaven als bei den Japanen und Chinesen Brauch, der dem Baumseelenglauben sichtbaren Ausdruck verleiht[2]).

In China pflegt die kaiserliche Regierung altem Brauch zufolge Männern und Frauen, deren Verdienste man erst spät nach dem Tode erkannte, Orden und Würden nachträglich zu verleihen. So hat z. B. auch die k. serbische Akademie der Wissenschaften und Künste in Belgrad einen im J. 1909 in einem armseligen ostserbischen Städtchen verstorbenen pathologischen Geizhalse, der ihr sein ganzes Vermögen im Betrage von 200000 Denaren vermacht hatte, hinterher zum Ehrenmitglied für ewige Zeiten erkoren. Bei manchen primitiven Völkern findet man in den Hütten die mumifizirten Leiber oder bloß Köpfe der Vorfahren aufbewahrt, die Römer hatten in Holz und Stein die Laren und Penaten daheim aufgestellt und wir errichten unseren Massenmördern, d. h. den Kriegshelden, Rossebändigern, allerlei Ungetier, zuweilen auch Dichtern und Denkern Denkmäler aus Stein oder Erz. Immer hallt der Seelenkult der Urzeit nach.

* * *

---

[1]) Superstition, Crime et Misère en Chine, Paris 1902⁴, p. 99 sq.

[2]) Vgl. dazu Gaidoz' Umfrage in der Mélusine 1885 ff. über die ineinander verschlungenen Bäume.

Bewertung der Jungfräulichkeit. Herangewachsenen Mädchen ziemt es sich nicht, außerhalb des Elternhauses Gefahr zu laufen, sich Blicken fremder Männer zu zeigen. Das dürfen wohl Mädchen niedrigen Standes wagen, ohne ihren Ruf zu gefährden, und auch die nur in Gesellschaft der Eltern bei Volkfesten und im Tempel oder in Begleitung einer älteren Frau, wenn sie zu Markte gehen, Kaufläden besuchen oder geschäftlich über die Straße müssen. Junge Damen höheren Ranges bleiben sittig daheim und verlassen das Haus nur in Sänften mit entsprechendem Geleite.[1])

Nach den Angaben so vieler Japanschilderer hätte die Keuschheit oder Jungfräulichkeit im Volke geringen oder so gut wie gar keinen Wert. Dem jedoch widersprechen Glaube und Recht. Die Ursache für eine höhere Wertschätzung der unbefleckten Jungfrau ist im Glauben etwas verschieden als im Recht, doch ihre Wirkung ist für den Tatbestand gleich. Nicht bloß die Jungfrau ist mit einer höheren Macht begabt, sondern es übergeht etwas davon auch auf die Sachen, die ihr gehören. Ein Beispiel: Beim Reiskochen fangen die großen Metallkessel oft zu klingen und zu summen an. Auch das ist von Bedeutung. Man merke, wie der Ton beginnt. Ist er zuerst schwach und schwillt allmählig an, so bedeutet das Glück: tönt der Kessel aber sofort mit lautem Klang, so nehme man schnell das Unterkleid einer weiblichen Person, womöglich das einer Jungfrau und schlage es um den Kessel.[1]) Solcher Zaubereien mit dem weiblichen oder jungfräulichen Unterkleide gibt es unzweifelhaft viel. Bei den Südslaven tritt dafür das Hemd ein und es verlohnt sich darüber die ungemein lehrreiche Studie Ljuba T. Daničićs nachzulesen, die uns den tiefsten Einblick in die Sexualpsyche des Weibes auf primitiver Stufe eröffnet.[2]) Auch die Südslavinnen sind wegen ihrer von den Reigenliedern bezeugten lockeren Sitten bekannt, wie die Japaninnen wegen der Yoshiwaraeinrichtungen, doch damit verträgt sich auch eine davon wesentlich abweichende Wertschätzung der Jungfräulichkeit.

Im Kriegerstande bestrafte man vor 1868 die Verletzung der Keuschheit an beiden Teilen mit Strafversetzung oder mit Hausarrest. Doch konnte man die Sache mit einer Heirat oder auf eine andere Weise ausgleichen. Im Bauernvolke hat man es nicht so streng genommen.[1])

Auch die Eltern haben ein Tötungrecht bezüglich der verlobten Tochter, die sich mit einem andern vergeht und bezüglich ihres Mitbeteiligten sofern man sie auf frischer Tat ertappt.[2])

Herr Aston macht mich brieflich auf einen alten japanischen Brauch aufmerksam, der entgegen allen anderweitigen Berichten als ein Zeugnis für die Bewertung der Jungfrauschaft zumindest in den reichsten oder bevorrechtetsten Adelkreisen spricht, doch auch dahin aufgefaßt werden kann, daß man ein Ehebündnis für geschlossen erst dann betrachtet, wenn man den offenkundigen Beweis für den richtig vollzogenen Beischlaf vor sich sah.

---

[1]) F. A. Junker von Langegg, Japan. Theegesch. Wien 1884, S. 288.

[2]) Dr. Emil Jung, Japanischer Aberglaube, Zeitschrift f. Ethnologie 1877, IX., S. 332.

[3]) Anthropophyteia VII. (1910), S. 54 ff., Das Hemd in Glauben, Sitte und Brauch der Südslaven.

[4]) Karl Friedrichs und J. Kohler, Zum japanischen Recht. Zeitschrift f. vergl. Rechtwissenschaft, Stuttgart 1892. X, S. 360.

[5]) J. Kohler, Studien aus dem japan. Recht. Zeitschrift f. vergl. Rechtwiss. X, S. 387.

„Wenn in früheren Zeiten in einer vornehmen japanischen Familie eine Hochzeit stattfand, versammelten sich alle Freunde und Verwandten, und man traf Vorbereitungen zur Festlichkeit, doch harrten zunächst alle Gäste, bis sich der Bräutigam mit der Braut zurückgezogen. Nach einer gewissen Weile erschien eine alte Frau vom Hausgesinde mit einem blutigem Hemd. Das war das Zeichen für die Gäste, sich dem Hochzeitschmaus hinzugeben."

Ob man solchen Keuschheitbeweis allgemein forderte, oder ob es sich dabei nur um einen hie und da vorkommenden Brauch gewisser Gesellschaftkreise handelte, läßt sich vorläufig nicht entscheiden. Nach einem alten Gedichte dürfte einmal an dessen nicht mehr genau bestimmbaren Entstehungorte sogar die Enthaltsamkeit vom Beischlaf in der Brautnacht üblich gewesen sein. Der Beleg dafür findet sich in einer Göttersage und die Götter in Japan richteten ihre Lebensweise wie ihre himmlischen Geschwister bei anderen Völkern, nach der ihrer Verehrer ein.

„Der Gott Ya-chi-hoko („achttausend Speere") hat um die Nuna-kahahime geworben. Sie nimmt die Werbung an und singt:

Wenn hinter den grünen Bergen
Die Sonne untergeht,
In der wie die Nuba-Frucht (schwarzen)
Nacht werde ich hervorkommen.
Wenn wie die Morgensonne
Lächelnd und strahlend Du kommst,
Dann (sollen Deine) Arme, die weiß sind,
Die Seile aus Papiermaulbeerbaumrinde,
(Meine) wie schmelzender Schnee
Weiche Brust
Sanft klopfen;
Und (uns gegenseitig) klopfend und uns umschlingend,
Und Juwelen-Arme (d. i. schöne Arme),
Die wahrhaften Juwelen-Arme
Ausstreckend und (gegenseitig) zum Kopfkissen machend,
Wollen wir (mit einander) schlafen
Mit ausgestreckten Beinen,
Sprich mir nicht von Liebesehnsucht
Allzusehr
Du Hoheit, Gott
Der achttausend Speere!
Die Erzählung auch
Von der Sache
Diese!

Daher pflegten sie in dieser Nacht keinen Beischlaf, aber in der Nacht des folgenden Tages pflegten sie erlaubten Beischlaf mit einander" (Florenz).[1]

Von der Zeitehe. „Die Ehen werden auf Zeit geschlossen: von anständigen Personen beiderlei Geschlechts auf fünf Jahre, in den niederen Ständen auch auf kürzere Zeit. Dabei findet aber höchst selten, nur bei wirklich offenkundigem Unglück und bei Vorhandensein wohlgebildeter lebender Kinder fast nie ein Auseinandergehen der Eheleute statt, — im Gegenteil

[1]) Vrgl. Ploss-Bartels a. a. O. 9. Auflage, Leipzig 1908. I, S. 574f.

sind die meisten dieser Zeitehen ebenso glücklich, wie die ja auch durch ein höchst einfaches und dem japanischen sehr ähnliches Zeremoniell trennbaren jüdischen Ehen.“ [1])

Von der Vielweiberschaft. Über Mehrweiberei läßt sich das 52. Gesetz Iyeyasu's aus dem Jahre 1615 wörtlich so aus: „Zwischen Ehefrau und Beischläferin soll derselbe Unterschied bestehen, wie zwischen Herrn und Diener. Der Kaiser (Tenshi) hat zwölf Beischläferinnen, die Daimiyo haben fünf und die Krieger zwei Beifrauen; alle Personen von niederem Stande sollen nur ein eheliches Weib haben. Also haben es die Weisen in dem Buche Raiki angeordnet und so ist es seit den ältesten Zeiten Brauch gewesen. Toren, denen das wichtige Verständnis dieser Sitte fehlt, und die aus leidenschaftlicher Liebe zu ihren Beischläferinnen ihr rechtmäßiges Weib vernachlässigen, freveln gegen die Grundgesetze der menschlichen Gesellschaft und der Untergang so mancher Länder und der Fall vieler Schlösser im Altertume rühren alle davon her.“

Daraus erkennt man, daß das Gewohnheitrecht zwischen rechtmäßiger Ehefrau und Kebsin nicht unterschied und daß das neue Gesetz zu Gunsten der begüterten und darum bevorzugten Gesellschaftkreise geschaffen wurde. Nach älterer Volkrechtauffassung galt ein Weib soviel wie das andere und die Kinder aller waren gleichmäßig legitim. Erst der Gesetzgeber hob eine Ehefrau vor den übrigen hervor, stattete sie mit Vorrechten aus und erniedrigte die geschlechtliche Leistung der anderen, die durchaus von der der privilegirten Frau nicht abartig sein konnte. Auf diese Weise wurde der Gesetzgeber in Japan zum Schöpfer der Prostituierten.

Das Konkubinat ist in dem neuen Gesetze nicht als ein Rechtinstitut anerkannt. Die Konkubinenkinder hießen tsosi, das bedeutet jetzt: anerkannte uneheliche Kinder überhaupt, im Gegensatz zu den sisesi, den heimlichen Kindern, die der Vater nicht anerkennt. Früher bestand das Konkubinat, wenigstens in den höheren Schichten, ähnlich wie in China. Noch im Kamporitsu (aus d. J. 1742) wird der Ehebruch der Nebenfrau dem Ehebruch der Frau gleichgestellt. Die Kebsinnen des Mikado hießen früher miogo, über ihnen stand die chingu, das zweite Weib. Die Fujiwaras (Hausmeier vor Yoritomos Zeit) wußten die Mikados an sich zu ketten, in dem sie ihnen ihre Töchter als Konkubinen oder als zweite Frauen gaben. [2])

„Der berühmte Feldherr Hide-Yoshi (um das J. 1600) heiratete der Reihe nach sechs Frauen, jede verschiedenen Ranges. Nach Landsitte lebte er mit allen in Polygamie und hielt sie gleich in Ehren, die teuerste seiner Frauen aber blieb ihm stets seine erste Gattin, seine Jugendliebe, die Gefährtin seiner früheren Armut und Lebenskämpfe, gleich ihm ein Bauernkind.“ [3])

Polygamie, so sagt Rein, war im alten Japan eine weit verbreitete

---

[1]) A. Wernich, Geographisch-medizinische Studien nach den Erlebnissen einer Reise um die Erde Berlin 1878. S. 137. Zit. nach J. Bloch, Das Sexualleben. 1907. S. 269. Bloch erinnert dabei, daß Goethe in den Wahlverwandtschaften einen ähnlichen Vorschlag mache und wohl den japanischen Brauch gekannt haben dürfte.

[2]) J. Kohler, Studien aus dem japanischen Recht. Zeitschrift f. vergleich. Rechtwissenschaft, Stuttgart 1892. X, S. 448. — Auch J. J. Rein a. a. O. I^2, S. 585f.

[3]) Junker u. Langegg, Midzuho gusa, Leipzig 1880, III, S. 184.

Sitte. Iyeyasu spricht in seinen Gesetzen dem Mikado das Recht zu, sich ein Dutzend Nebenfrauen zu nehmen; den Daimyo und Hatamoto werden darin acht Konkubinen erlaubt und den gewöhnlichen Samurai zwei. Aber nur in seltenen Fällen machten sie davon Gebrauch, und dann geschah es wohl, daß die Frau, die ihre Kinder selber und lange säugt und verhältnismäßig früh alt wird, dem Manne selber eine Mekake oder Konkubine zuführte[1]).

Von einer Polygamie der Japaner zu reden, ist wissenschaftlich unhaltbar; denn die Ehe in Japan war ursprünglich keine Zwangehe oder Monopolehe, vielmehr eine Ehe auf Zeit. Der Mann war zu ehelicher Treue nicht verpflichtet und durfte sich darum seinen Vermögenverhältnissen nach soviel Frauen nehmen, als er zu erhalten in der Lage war. Das ist aber keine Polygamie, Vielehe, sondern eine Polygynie, eine Vielweiberei, und es ist selbstverständlich, daß dann alle Frauen des Mannes gleichermaßen legitim oder illegitim gegen den Mann berechtigt oder unberechtigt waren. Die Gesetze setzten nur der Zahl der Frauen eines Haushaltes eine Grenze, um den Mann vor dem wirtschaftlichen Niedergang zu behüten. Gleichartige Zustände obwalteten auch anderswo in der Welt, z. B. in China, im alten Mexiko und Peru zur Zeit der Inkas. Führte die erste Frau selber dem Manne eine zweite Beischläferin zu, so tat sie nur klug daran, daß sie sich ihre Gesellschafterin selber auswählte und die Bestimmung nicht der alleinigen, unberechenbaren Neigung des Gatten anheimstellte.

Von der Blutschande. In Japan bedingt der Geschlechtverkehr mit der Konkubine des Vaters oder Großvaters oder mit der Gattin des Sohnes beziehungweise Enkels dieselbe Strafe wie der Geschlechtverkehr mit einer väterlichen Tante oder Schwester[2]).

In der ältesten Gesetzsammlung (Kojiki) geschieht der Geschwisterehen, auch der Ehen mit Tanten, Nichten und Stiefmüttern Erwähnung. Die Ehe mit der Schwester scheint so gebräuchlich gewesen zu sein, daß der Name Imo das Weib und die jüngere Schwester bezeichnete. Dagegen erhob sich die chinesische Kultur. Im Kojiki s. XCVII, S. 230 wird der Inzest zwischen Eltern und Kindern als Verbrechen erwähnt. Den neuen Anschauungen entspricht es daher, wenn in Iyeyasus 100 Gesetzen a. 45 bestimmt ist, daß man das Weib nicht aus dem eigenen Geschlecht nehmen soll, doch hat sich das Gebot der Exogamie in Japan nie auch nur annähernd so streng wie in China entwickelt[3]). Die außerordentliche Typeneinförmigkeit der Japaner beweist mittelbar, daß geschlechtlicher Verkehr unter nahen Blutverwandten lange Zeiträume hindurch die Regel gewesen sein muß, was bei einer auf soviele Inselchen verteilten Bevölkerung oft einem Gebot der Zwangverhältnisse entsprach. Zugleich zeitigte die Inzucht eine Reihe von Eigenschaften, die für das japanische Volk bezeichnend geworden sind.

In älteren Zeiten scheint die Endogamie in Japan gewiß allgemein gewesen zu sein. Die älteren Gesetzbücher verbieten sie zumindest nicht. Prof. Hozumi als Rechtgelehrter meint: „Der Grund scheint zu sein: damit ein Ahne nur den Kult seiner Blutverwandten erhalte, so wurde die Ehe zwischen Personen ein und desselben Standes, d. h. zwischen Personen,

---

[1]) Rein, J J.: Japan nach Reisen und Studien im Auftrage der Königl. preußischen Regierung dargestellt. Leipzig 1905. I². S. 585 f.

[2]) Longford, „Summary of the Japanese Penal Codes". Trans. As. Soc. V. S. 87.

[3]) J. Kohler, Zeitschrift f. vergl. Rechtwissenschaft. 1892 X. S. 361 Anm.

die von demselben Ahn abstammen, vielleicht eher begünstigt, als die Verbindung mit einer Person eines anderen Stammes, weil dann der Abkömmling der Ehe das unvermischte Blut des Ahnherrn hätte"[1]). Das ist eine auf Unkenntnis der Familienverbandentwicklung beruhende Schlußfolgerung. Die Endogamie ist ein zuverlässiger Beweis unentwickelter Geschlechterverfassung und ihr Fortbestand in höherer Kultur eine Rückständigkeit, ein Überlebsel aus ältesten Zeiten. Darüber mag man bei Kohler und Post[2]) nachlesen.

Von der Ehescheidung und dem Ehebruch. Das im Hausgesetz (Kriyo) des Taiho-Kodex festgelegte Gewohnheitrecht besagt: Um eine Frau zu verlassen, muß einer der folgenden sieben Scheidunggründe vorliegen: 1. Unfruchtbarkeit, 2. Ehebruch, 3. Ungehorsam gegen Schwiegervater oder Schwiegermutter, 4. Schwatzhaftigkeit, 5. Diebstahl, 6. Eifersucht, 7. Schlimme Krankheit. Wenn einer dieser Gründe besteht, kann man die Frau verlassen. Der Ehemann unterschreibt die nötige Urkunde, die der nächste Verwandte mitunterschreiben muß. Kann eine dieser Personen nicht schreiben, so mag man an Stelle der Unterschrift das Zeichen des Daumenabdrucks setzen[3]).

Einen Ehebruch des Gatten kennt das japanische Gewohnheitrecht ebensowenig als das südslavische, was ja der Natur der Kauf- und Raubehe entspricht, in der das Weib in die Muntschaft des Mannes eintritt.

Die Ausstellung von Urkunden und dergleichen vor Zeugen vorgenommene Auseinandersetzungen weisen auf eine gesellschaftliche Ordnung hin, die nicht vom Anfang an bestanden hat. Ist die Ehe ursprünglich durch die Baumgeister zuwege gekommen, so muß es wohl auch in der Macht derselben Geister gelegen sein, die Ehe aufzulösen. So ist wirklich das ate Gewohnheitrecht der Japanen, das nur noch beim Bauernvolke gilt.

Der Baum Ikonoki (Salisburia adiantifolia) ist ein einfacher Vermittler von Ehescheidungen. Er soll dem Grab einer Japanin entsprossen sein, die die erste im Lande Nippon gewesen, die sich von ihrem Manne lossagte. Wollen sich nun zwei Ehegatten scheiden, so begeben sie sich in aller Stille zu diesem Baum und legen das Scheidunggelübde ab. Zur Erinnerung und als einzigen Tribut des Vorgangs hängt der Ehemann an den Ikonoki eine Votivtafel, worauf sich die Bilder eines Mannes und einer Frau befinden, die einander den Rücken zukehren[4]).

Dr. H. Fehlinger führt an: „Um die Jahrhundertwende trafen auf 100 000 Einwohner die meisten Scheidungen in Japan, und zwar 215; die Rassenzusammensetzung und die sozialen Verhältnisse sind dort freilich ganz andere wie in den Ländern des europäischen Kulturkreises, unter denen die Vereinigten Staaten mit 73 Scheidungen auf 100 000 Einwohner obenan stehen; dann folgen die Schweiz mit 32, Sachsen mit 29, Frankreich mit 23, Rumänien mit 20, Dänemark mit 17, Preußen mit 15, Serbien mit 13, Norwegen mit 12, Bulgarien und Ungarn mit je 11 Ehescheidungen auf 100 000 Einwohner[5])."

---

[1]) Unser Vaterland Japan. Leipzig 1904. S. 278 f.

[2]) Dr. Albert Hermann Post, Grundriß der ethnologischen Jurisprudenz. Oldenburg 1894. I. S. 32—47.

[3]) Vergl. Unser Vaterland Japan — S. 280 f. mit den Erläuterungen Prof. Hozumis, der als Rationalist und Jurist spricht.

[4]) Eufemia von Kudriaffsky, Flora japonica, Ausland, Stuttgart 1879. S. 502.

[5]) Ehescheidungen und ihre Ursachen in den Vereinigten Staaten. Sexual-Probleme, Zeitschrift für Sexualwissenschaft und Sexualpolitik. Hrg. von Dr. Max Marcuse, Frankfurt a. M 1910. S. 579.

Die statistischen Angaben sind diesmal für die Vergleichung recht fragwürdiger Art, weil die japanische Zeitehe mit der europäischen und amerikanischen Lebendauerehe nicht gleichwertig ist. Der Vergleich mit den Ehen im serbischen und rumänischen Gebiet ist auch unzuläßig, weil die Mehrheit der Bevölkerung einer der japanischen nicht unähnlichen Eheform den Hauptvorzug gibt und die Statistik nur die staatlich anerkannten Ehen berücksichtigt.

Der Japaner kann sich ohne besondere Gründe von seiner Frau trennen, und er darf sich danach so oft wieder verheiraten, als er will, nur nicht mit der leiblichen Schwester der Frau oder einer Schwester einer vorigen Gattin.

Der Frau „drei und eine halbe Zeile geben", heißt, ihr den Scheidebrief zu geben, der unveränderlich denselben, aus drei und einer halben Zeile bestehenden Wortlaut hatte[1]).

In der Kriegerkaste stand dem Ehemanne das Recht zu, seine Frau zu töten, aber nur, wenn er sie im Ehebruch überraschte. Ebenso durfte er auch den Mitschuldigen erschlagen und es ist auch tatsächlich von dieser Befugnis Gebrauch gemacht worden[2]). Die Gesetze Iyeyasus bestätigen dasselbe Recht auch für die niederen Stände. Im Kamporitsu wird das Tötungrecht gegen beide Mitschuldige statuiert, doch auch gegen denjenigen, der sich nur zum Zweck des Ehebruchs einschleicht).

Über den Ehebruch der Frau entscheidet, zweifellos im Sinne des Gewohnheitrechtes, das 48. Gesetz Iyeyasus so: Wenn Ehefrauen mit anderen Männern heimlich geschlechtlich verkehren, so freveln sie gegen die Grundsätze der menschlichen Gesellschaft und der Ehemann hat das Recht, die Schuldigen zu töten oder über den Ehebruch Klage zu führen. Tötet er aber bloß einenTeil, den anderen jedoch nicht, so wird er selber eines Verbrechens schuldig. Wenn er aber vor Gericht Klage führt, ohne die Schuldigen zu töten, so wird es seinem Ermessen anheim gestellt, ob sie mit dem Tode bestraft werden sollen oder nicht[4]).

Ploss-Bartels bemerken: „Auch in Japan scheint es früher wenigstens gebräuchlich gewesen zu sein, daß sich der Ehegatte mit dem Schwerte an dem Schänder seiner ehelichen Ehre rächte. Das ist in einer japanischen Enzyklopaedie aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts dargestellt, der die Abb. 363 [Das Weib in der Natur- u. Völkerk. I. S. 717] entnommen ist. — Später ist dann eine Geldstrafe an die Stelle der Tötung getreten, und noch heute besagt eine scherzhafte Redensart: „Der Preis des Ehebrechers beträgt $7^1/_2$ Goldstücke". Sie wird nach Ehmann gebraucht, um im Scherz vor intimen Beziehungen zu der Frau eines andern zu warnen". Bei dem sehr losen Ehegefüge im älteren Japan ist wohl die Wahrscheinlichkeit sehr gering gewesen, daß sich der Ehebrecher einer Lebensgefahr ausgesetzt habe. Im gemeinen Volke gewiß am allerwenigsten, eher bei der vornehmen, begüterten Klasse, wie ja auch das erwähnte Bild auf ein reiches Haus hinweist. Die Regel war unzweifelhaft von allem Anfang an, daß sich der in seiner Gattenehre tief gekränkte Ehemann mit einer Geldbuße des elenden Eheschänders gern zufrieden gab. Wäre die Taxe nicht so gering gewesen, so wäre un-

---

[1]) Ploss-Bartels: a. a. O. I. S. 697 und 704.
[2]) K. Friedrichs a. a. O. S. 364.
[3]) J. Kohler, a. a. O. . S. 387.
[4]) F. A. Junker von Langegg, Midzuho-gusa. Leipzig 1880. I. S. 287 Anm.

möglich das zuvor angeführte Sprichwort entstanden. Das beweist alles während das Bild möglicherweise seine Entstehung dem Wunsche eines japanischen Ehekeuschheitfanatikers oder Sittenrichters verdanken mag.

Kohada Kohejie, ein Schauspieler des XIX. Jahrhunderts, hatte ein treulos Weib. Sie beschloß, sich seiner zu entledigen. Ihr mitschuldiger Geliebte lauerte dem überflüssigen Ehemann auf, als er in der Provinz auf einer Reise war und ermordete ihn. Wer beschreibt sein Entsetzen, als er bei seiner Rückkehr zu seiner ehebrecherischen Geliebten fand, daß der Geist des Gemordeten ihm vorausgeeilt war? Auch verließ das Gespenst das schuldige Paar nicht und die endliche Folge war die Entdeckung der Untat[1]).

Über Gattenmörderinnen verhängte man die Strafe der Kreuzigung.

Nach dem geltenden Strafgesetz wird eine verheiratete Frau, die ein Priester entehrt, selbst im Falle erwiesener Notzucht, strafbar. Man scheert ihr den Kopf und bringt sie darauf in ein Kloster. Man bestraft auch eine Verlobte, die sich von einem anderen als dem Bräutigam verführen läßt. Man verstößt sie aus ihrem väterlichen Hause, und das Gericht verweist sie in ein Bordell[2]).

Geschlechtlicher Umgang der Bonzen mit dem Weibe galt ehemals als ein Hauptverbrechen, war sogar bei Todstrafe verboten, „sodomitische Sünden“ (d. h. urnische Liebbetätigung) dagegen waren in den Augen der Bonzen keine verabscheuungwürdige Unflätigkeit, wurden vielmehr für ein Spiel, eine Harmlosigkeit, ja beinahe für etwas löbliches gehalten[3]).

In den Shinto-Ritualen, deren erste Niederschrift im Jahre 927 unserer Zeitrechnung veröffentlicht wurde, steht der Beischlaf mit Tieren unter den „Sünden der Erde“ ausdrücklich angeführt[4]). Was die Priester zu diesem Verbot bestimmt hat, wissen wir nicht. Möglich ist es, daß sie in allen Tieren Baumseelengestalten vermuteten und darum einen geschlechtlichen Verkehr mit ihnen für verderblich oder sündhaft erachteten.

---

[1]) Dr. Emil Jung, Zeitschrift f. Ethnol. Berlin 1877. IX. S. 335.
[2]) Siebold, Ph. Fr. v., Nippon. Leipzig 1897. I S. 418.
[3]) F. Karsch-Haack, a. a. O. S. 77.
[4]) F. Karsch-Haack, a. a. O. S. 97.



X.

Die Stundenehe. — Charakteristik der geschlechtlich Preisgegebenen. — Die städtischen Freudenhäuserviertel. — Geschichte der käuflichen Liebe. — Die freie Liebe in Japan ein Überlebsel aus der Zeit des Mutterschaftrechtes. — Die Stundenehe als Vorspiel zur bedingten Dauerehe. — Die staatliche Aufsicht. — Ethnologische Parallelen zur Zeitehe. — Die Sprache im Yoshiwara. — Zauberglaube und Bräuche der Freudenmädchen. —

Wie die Prostitution, so ist auch die sexuelle Genußmannigfaltigkeit ein tief im Menschen wurzelnder Hang zur geschlechtlichen Ausschweifung, es ist eine primitive, exquisit anthropologische Erscheinung, die von der Kultur nicht verstärkt, sondern gemildert wird. Charles Darwin weist mit Recht darauf hin, daß die Verabscheuung der Unzüchtigkeit und geschlechtlicher Verirrungen eine „moderne Tugend" ist und dem zivilisierten Leben angehört, aber dem Wesen des primitiven Naturmenschen ganz fremd ist. Dieser schwelgt (worauf auch Wilhelm Roscher hinweist) in wilder Unzucht, geschlechtlicher Perversion und Ausschweifung. Die sexuellen Verirrungen der Kulturvölker sind meist Nachahmungen der von primitiven Völkern gegebenen Beispiele, sagt Iwan Bloch[1]) und weist nur nach, daß bei den Primitiven die gleichen Reizmittel und die Prostitution wie bei den höchststehenden Kulturmenschengruppen vorkommen, aber daß die letzteren die Nachahmer wären, dafür mangelt jeder Beleg. Es ist auch völlig unerfindlich, woher unsere Lüstlinge eine Kenntnis von den Übungen der Primitiven haben und was sie zur Nachahmung reizen sollte, wären diese Dinge nicht in der menschlichen Natur begründet. Auf seltsamste Wolluststeigerungen kommen die Menschen überall durch ihre eigene Findigkeit.

Die Prostitution, sowohl die weibliche als die männliche, tritt überall in der Welt auf, und wo man sie unterdrückt, gedeiht sie nur im Verborgenen weiter. Sie ist gar nicht auszurotten, weil sie überall einem Bedürfnisse geiler Männlein und Weiblein entspricht[2]). Das höchste was sich erreichen läßt, ist eine Einschränkung ihrer üblen gesundheitlichen und wirtschaftlichen Folgen. Man bleibe dabei immer der weisen Bemerkung Karschs eingedenk, daß bei uns zwischen Ehe und Prostitution eine künstliche Abgrenzung gezogen wird. Die Prostitution ist sogar unter Völkergruppen auf primitiver Kulturstufe nachweisbar, wo bei einem Überfluß an Grund und Boden zur Bestellung und reichen Jagdgebieten, selbst bei einem Überwiegen der Männer- über die

---

[1]) Das Sexualleben unserer Zeit. Berlin 1907. S. 513.

[2]) Vrgl. dazu den lehrreichen Bericht Dr. Hermann Rohleders von der Prostitution in der Weltausstellung in Brüssel, Sexual-Probleme hrsg. v. Dr. M. Marcuse, Frankf. a. M. 1911. VII. S. 27—38.

Weiberzahl, jedes gesunde Frauenzimmer Aussicht auf eine lebenlängliche Versorgung durch einen Ehegatten und jedes Weib viele Bewerber um ihre Hand hat. Ein bestimmter Prozentsatz unter den Frauen fühlt sich geschlechtlich nur in einer Polyandrie glücklich, die wir mit dem Namen der Prostitution brandmarken. Daß so veranlagte Frauen von vornherein schlecht sein mussen, ist bei uns eine landläufige Meinung, die allerdings eine Stütze in der Erfahrung findet, nach der ein ungezügeltes Geschlechtleben selten oder nie edlere, altruistische Gefühle auslöst, im Gegenteil Grausamkeit fördert und schmutzige Habsucht züchtet.

Behufs leichterer Befriedigung des starken Geschlechtbedürfnisses hat in Japan nicht nur jede große Stadt und jeder Handelplatz öffentliche Mädchenhäuser, sondern auch jeder Seehafen, ja jedes kleinste Dorf. Und diese Häuser der Wollust: Yoshiwara, Youjowa oder Kouromou, werden nicht etwa als Plätze der Lüderlichkeit oder unanständige Orte betrachtet, sondern selbst von bestbeleumundeten Personen aufgesucht. Diese Lusthäuser gehören zu den schönsten und prächtigsten Häusern im Lande und sind nicht selten an die Tempel der japanischen Gottheiten angebaut. Sie sind Staatinstitute, gleichwie Zuchthäuser. Im J. 1845 führten die Genji mit dem Heishi einen gegenseitigen Vernichtungkampf. Der obsiegende Held Hojo Toki Masa veranstaltete die sorgfältigsten Nachforschungen, um jedes Kind männlichen Geschlechtes, ohne Rücksicht auf das Alter, das mit den unterlegenen Taira in Blutverwandtschaft stand, zu ermorden. Von den gefangenen Frauen wurden einige Beifrauen der Sieger, andere retteten sich durch Selbstmord vor der tiefsten Entweihung ihres Geschlechtes, der ein Teil zum Opfer fiel. Noch heutzutage (ums J. 1880!) befinden sich in den Freudenhäusern von Shimonoseki Abkömmlinge dieser Unglücklichen, denen als Epigonen der Taira-Frauen gewisse Privilegien gestattet sind[1]). Arme Eltern können ihre Töchter dem Staate verkaufen, der sie schon in den zartesten Kinderjahren übernimmt und sich zugleich auch zu ihrer Erziehung verpflichtet. Sie lernen lesen, schreiben, spielen auf den Saiteninstrumenten und nützliche Handarbeiten, um herangewachsen, je nach ihren körperlichen und geistigen Vorzügen in öffentlichen Häusern verschiedener Kategorien untergebracht zu werden. Die schönen, witzigen und guterzogenen Mädchen aller dieser Staatanstalten werden meist liebvolle Frauen und gute Mütter. Die Mehrzahl der armen Japaner wählt angeblich, ihre Ehefrauen aus diesen Häusern. Die japanische Gesellschaft nimmt, wie Enthusiasten behaupten, keinerlei Anstoß an ihrer Vergangenheit, wie das „christliche“ Europa, das ihren in ähnliche Lage gedrängten Geschöpfen alle nur erdenklichen Hindernisse bereitet. Das japanische Prostitutionwesen stehe als ein abgegrenztes moralisches Quarantänsystem unter strengster gesetzlicher und polizeilicher Kontrolle. Regierung und verlottertes Volk führen am besten dabei, sagt man. Eine Schattenseite der japanischen Prostitution sei lediglich die Ausbreitung und Entwicklung des Syphilis.

Das Kurtisanenviertel von Yeddo, dem heutigen Tokyo, Yoshiwara, um 1600 in der Nähe des Palastes der Shogune angelegt, 1637 durch Brand zerstört, wurde im Norden der Stadt, wo es sich heute befindet, neu aufgebaut und mit Gräben umzogen. Der Zugang zu ihm führt durch ein einziges Tor. Es wird durch sich kreuzende Straßen parzelliert. In den „grünen Häusern“ wohnen die wie Prinzessinnen erzogenen und früher einer altertümlichen Sprache

---

[1]) F, A. Junker von Langegg, Midzuho gusa. Leipzig 1880 S. 400.

beflissenen Oiran. Jeder sind zwei jüngere Kamuro beigegeben, die später selber zu Oiran aufrücken. An der großen Mittelstraße liegen die Teehäuser. Die beherbergen die zu einem „ehrbaren" Benehmen verpflichteten Geishas (Sängerinnen). Ein amtlich gestempeltes Beschwerdebuch ist dort ausgelegt und ein Yakunin (Polizeibeamter) in großer Gala führt im Empfangsalon die Aufsicht, da die ganze Einrichtung auf Autorisation der Regierung beruht und dem Staatfonds zugute kommt. Die Teehäuser sind im ganzen Land der Mittelpunkt des geselligen Verkehrs. Nichts die Grenzen des Anstands Überschreitendes ereignet sich dort, da dem Japaner eine „offizielle Abgemessenheit" angeboren ist. Da diese Teehäuser auch von dem weniger bemittelten Japaner regelmäßig besucht zu werden pflegen, so bilden sie, in großer Anzahl vorhanden, zugleich eine Hauptquelle für polizeiliche Erhebungen[1]).

A. H. Exner berichtet kurz und bündig über die Abschließung von Zeitehen in Japan: „Die Geishas sind meist von niederer Abkunft und den in diesen Kreisen herrschenden moralischen Begriffen entsprechend jederzeit bereit, mit Zustimmung ihres Herrn sich durch Vertrag auf einen Monat oder längere Zeit an einen Einheimischen oder Fremden zu vermieten".

Der Spezialbericht der Kaiserlichen Universität zu Tokyo[2]) führt als merkwürdigen Beweis von Aufopferung an: „Es ist ein Fall bekannt, in welchem ein junges Mädchen, um zu den Erziehungkosten ihres jüngeren Bruders beizutragen, den Beruf einer Geisha ergriffen hat, — ein Beruf, der nicht als ein ehrenvoller betrachtet wird, keineswegs aber ein erniedrigender zu sein braucht". Was ist daran seltsames in einem Lande, wo Eltern ihre Töchter in die Bordelle hineinverkaufen, um von der Preisgebung zu profitiren? Das ist doch auch bei uns an der Tagordnung, daß ganze Familien von der Schande ihrer weiblichen Angehörigen leben und zehren. An gewissen Universitäten führt der Aufstieg zu einer Lehrkanzel sogar nur über den lebendigen Leichnam der Ordinariustochter. Die mag eine Hopfenstange sein, Triefaugen haben, an Roheit und Unbildung mit einer Kneipendirne wetteifern, ihre Wahl entscheidet jedoch trotzdem im Professorenkollegium. Im Vergleich zu ihr ist die letzte Geisha eine hochachtbare, ehrenwerte Persönlichkeit.

„Nicht zu verwechseln mit den Geishas sind die zahlreichen Vertreterinnen der japanischen Halbwelt, deren große Zahl und soziale Stellung wir mit den alten japanischen Sitten entschuldigen müssen. Diese Mädchen werden, beziehungweise wurden — denn die Verhältnisse beginnen sich auch auf diesem Gebiete jetzt langsam zu ändern — in jugendlichem Alter von ihren Eltern an gewisse Häuser verkauft, beziehentlich vermietet. Hier erhalten sie bequeme, reinliche Zimmer und werden täglich im Samisenspiel, Singen, im Briefschreiben usw. unterrichtet; kurz, man sucht sie so präsentabel als möglich für die Männerwelt zu machen. Die älteren unterrichten die jüngeren, und diese wiederum dienen den ersteren als Dienerinnen. Ist die Zeit, für die sie verkauft waren, abgelaufen, und haben sie sich inzwischen verheiratet, so werden sie bei dem gewöhnlichen Volke als ehrbare Frauen betrachtet. Die Schuld ihres früheren Lebenwandels wird ihren Eltern und Verwandten zugeschrieben, die sie zu solch einem Leben verkauft haben. Die Mädchen selbst können ihres jugendlichen Alters wegen hierfür nicht verantwortlich

---

[1]) F. Karsch-Haack a. a. O. S. 69 ff., wo in Anmerkungen die Quellen für die Angaben im einzelnen gewissenhaft vermerkt sind.

[2]) Unser Vaterland Japan, Leipzig 1904, S. 211.

gemacht werden, und da sie in der Regel gut, ja besser als die gewöhnliche Klasse der japanischen Frauenwelt erzogen sind, so hält es meistenteils nicht schwer, einen Gatten aus dem geringeren Volke für sie zu finden. . .

„Nach dem Urteil aller, die die einschlägigen Verhältnisse genauer kennen, erscheinen die Zugehörigen der japanischen Halbwelt nie auf einer so niedrigen, rohen Stufe, wie so häufig die Demimondainen unserer großen Städte. Andererseits werden die Bewohnerinnen der Yoshiwara auch von dem besseren Teil der Gesellschaft nicht verachtet, sondern nur bemitleidet, befinden sie sich doch hier nicht aus eigener Schuld und Neigung, sondern meist auf Befehl ihrer Eltern, d. h. in Ausübung des schuldigen, kindlichen Gehorsams und der Kindliebe.

„Im Hinblick auf die milde Beurteilung, die man im ganzen Lande den Yoshiwaras und ihren Bewohnerinnen zuteil werden läßt, wird es nicht sonderlich erscheinen, daß noch heutigentags der Weg zu dem größten Heiligtum des Landes, dem Tempel der Sonnengöttin zu Ise, durch ein im ganzen Lande berühmtes Yoshiwara führt“[1].

Joshiwara ist das Blumenviertel oder der Schilfgrund, wo man den Ausdruck Blume gern „in der Blume“ anwendet. Scherzweise nennt man die Freudenmädchen „Professoren, die in der Botanik unterrichten“. Die meist sehr zweideutigen Vergleiche sind der Blumenwelt entlehnt, Blumen und Vögel in prachtvoller Stickerei auf ihren Gewändern angebracht, „ihre Züge lächeln wie der Pflaumenbaum, sie sind wie Äpfelblüten von Tautropfen befeuchtet; ihre Schönheit erinnert an die Weide zur Sommerzeit“. Blumennamen legt man zumeist jenen Mädchen bei, die von ihren Eltern an die Besitzer der Teehäuser verkauft werden und die den Besuchern nur unter diesen Namen: Kleine Fichte, Blumendorf, Kirschwald, Chrysanthemum bekannt sind[2].

Man nennt die Bewohnerinnen des Yoshiwara Gift (doku) und man gebraucht auf sie gemünzte Sprichwörter, wie: „Such nicht Wahrheit bei einer Hure!“ und „Wenn du eine aufrichtige Buhlerin und ein viereckig Ei findest, so wird es Vollmond zur Zeit des Neumondes“.

Fein zartfühlend deutet Frau von Kudriaffsky „notwendigerweise jene Klasse von Frauen an, die durchaus nicht zu den tugendhaften, wohl aber zu den gebildeten und mitunter gelehrten gehören“. Zur Erklärung teilt sie die Gechichte der Kasernirung im XVI. Jahrh. aus mehreren Straßen nach Yoshiwara, dem Binsenmoor mit, doch führt sie auch Siebolds Bemerkung an: ‚Auf uns machte die Gruppe dieser unglücklichen, in gezwungener, aber anständiger Haltung zur Schau ausgestellten Geschöpfe einen traurigen Eindruck. Das Amazonen-Carré mit seinen Resten weiblicher Schönheit und jugendlieher Blüten schien uns ein vom Sturm verwehtes Blumenbeet zu sein‘. Die Patrioten, die das Quellenbuch „Unser Vaterland Japan“ (Leipzig 1904) herausgaben, erwähnten, wie schon früher einmal bemerkt, mit keiner Silbe der Yoshiwara, offenbar weil sie es sich zur Aufgabe stellten, den sogenannten

---

[1]) A. H. Exner: Japan. Skizzen von Land und Leuten mit besonderer Berücksichtigung kommerzieller Verhältnisse. Leipzig 1891. S. 79 f. — Ausreichende Belehrungen über das Yoshiwara gewährt das allgemein zugängliche Werk von Ploss-Bartels: Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Leipzig 1908, 9. Auflage. I. S. 606—611 und vollends ausführliche, zum Teil auch folkloristisch höchst wertvolle, das Buch De Beckers, das auch mit vorzüglichen Bildern geschmückt ist.

[2]) Eufemia v, Kudriaffsky, Flora japonica, Ausland 1879, S. 504.

glänzenden Aufschwung des Reiches zu verherrlichen und sich um Kleinigkeiten, wie eines das Los von viermalhunderttausend in städtischen Bordellen eingekastelten Frauenleibern ist, nicht zu bekümmern brauchen.

Eine ganz eigenartige Begeisterung erweckte das Yoshiwara bei dem Deutschen namens Dr. Rob. Brunhuber aus Köln, der wie folgt im Berliner Tagblatt v. 15. Dezember 1907 unter anderem also seinem Freudgefühle Luft zu machen versuchte:

„Kasernierte Dirnen! Auch der, der intellektuell über den Dingen steht, sträubt sich mit seinem ästhetischen Empfinden gegen die verletzende Häßlichkeit derartiger Einrichtungen, wie er sie von Deutschland und anderen europäischen Staaten gewohnt ist. Kasernierte Dirnen! So weit Japan von unserem Kontinent, so fern diese Nation unserem Volkcharakter, so verschieden die Formen der Sinnenlust hier und dort. Keine Verletzung, eine Bereicherung der ästhetischen Werte hat uns Yoshiwara gebracht, Tokios Vorstadt mit den goldenen Palästen der 30000 kasernierten Hetären.

Durch das Tor, mit grünem Reis umwunden, mit seidenen Flaggen aller Nationen — eine zarte Anspielung — geschmückt, treten wir auf einen breiten Boulevard, der nur Fußgängern geöffnet ist. In der Mitte eine Anlage blühender, duftender Sträucher, in deren Ästen die Lampions in allen Farben tanzen. Eine entzückende, weite Perspektive eröffnet sich: zu beiden Seiten hellerleuchtete Läden und Teehäuser, an denen vorbei sich die tausendgliedrige Schlange buntgekleideter Menschen wälzt. Endlos läuft der Blick hinab an dem lieblichen Blumenbokett, dessen rotglühende Mittelkette weißleuchtende Lichterbogen unterbrechen. Das ist der Vorhof zum Tempel der Liebe. Nirgends in der Welt hat sich die verschwenderische, leichtlebige Göttin der Sinnenlust einen üppigeren, riesigeren Tempel errichtet als hier in Yoshiwara.

Ein Blick in die Wirklichkeit genügt und niemals mehr schwindet das Bild dieser exotisch-schönen Welt aus unserer Erinnerung. Aber mit den Mitteln des Wortes diesen unermeßlichen, blendenden Glanz beschreiben, die schillernde Hülle rauschender Lebenslust schildern zu wollen, muß ein vergebliches Mühen bleiben.

Licht, Farbe und Schönheit vereinigen sich zu einem überwältigenden Hymnus. Dunkel liegen die Seitenstraßen des großen Hauptweges. Mit dem Raffinement des Theaterdekorateurs hat man jedes Seitenlicht vermieden, dessen Reflexe das Auge stören könnte. Der Blick wird einzig gebannt durch die buntleuchtenden Bilder, die von den erhöhten Parterres der Häuser herabgrüßen.

In prunkvolle Rahmen sind diese Bilder gefaßt. Die herrlichen, dunkelvergoldeten Holzschnitzereien, die in den ostasiatischen Tempeln eine so prächtige Wirkung ausüben, sind am meisten als dekorativer Hintergrund benutzt. Große Spiegel in der Mitte und die Seitenkulissen dienen als Reflektoren für die verschwenderische Lichtfülle, die aus verdeckten Quellen hervorströmt.

In diesem zitternden Fluidum von Licht und Farbe sitzen, vom Publikum durch schmale Gitterstäbe getrennt, die zierlichsten japanischen Frauen. Das Haar in prächtiger Coiffüre, das Gesicht nach Landsitte stark geschminkt und gepudert und angetan mit den schönsten Erzeugnissen der japanischen Seidenindustrie. Kimonos in dunkel gesättigten Farben, um die schlanke Taille den Obi in pikanter Abtönung. So reiht sich ein überraschend schönes Bild an das andere. Relief und Staffage ändern sich von Haus zu Haus. Hier eine Senzerie in buntfarbigem, modernsten Jugendstil mit Mädchen in großblumigen

Gewändern. Dort eine japanische Ebenholzgarnitur, dunkle, tieffarbige Möbel- und Teppichstoffe, von denen sich das weiche Heliotrop der Kimonos schmeichelnd abhebt. Wieder weiter auf leuchtendem Goldgrund das glänzende Schwarz der Kleidung, die als dunkle Leiste das bleiche zarte Gesichtchen der Djoros wirkungvoll umrahmt.

Zu fünfzehn, zwanzig, dreißig hocken sie in ihren goldenen Käfigen, regunglos, eine neben der anderen in langer Reihe auf dem teppichbedeckten Boden. Aufmerksam mustern die scharfen Augen den vorbeirauschenden Menschenstrom. Das Spiegelchen mit dem Puderquast und der Schminke weicht nicht von der Seite; unablässig wird das winzige Pfeifenköpfchen nach den obligaten drei Zügen in den messing-getriebenen Feuerkasten entleert.

Stumm sitzen die schönen Pagodenbilder. Selten wird ein Wort untereinander, noch seltener eins mit der Außenwelt gewechselt. Nichts Obszönes beleidigt den Blick, nichts belästigt den staunenden Fremden, den häufig ein lächelndes Kopfnicken, ein freundliches Zuwinken der schmalen Hand begrüßt. Doch auch keine Frauenehre wird hier in gemeiner Häßlichkeit beschmutzt. Ein Hauch jener hellenischen, antiken Auffassung der Liebe und Sinnenlust begegnet uns hier in der Moderne, die den Adel des Geschlechttriebes nicht in der gebuchten Ehrbarkeit, also einer Standesfrage, sondern in dem mit Schönheit gepaarten Anstand der Persönlichkeit sah. Hier ist dies Ideal verwirklicht.

An der glänzenden Lichterfülle der ewig wechselnden Bilder gleitet die nach Tausenden zählende Menge im Schatten der Straße scherzend, jauchzend vorüber. Wir schwimmen in dem Strome mit, kreuz und quer in dem Gewirr der Straßen, Gassen, Gäßchen. Es ist Mitternacht geworden, und der Jubel der Menge hat sich zu einem dionysischen Dithyrambus gesteigert. Aus den hellen, offenen Fenstern schallen Gesänge, von der Gitarre begleitet, Aus den Teehäusern steigt ein Jauchzen froher Lust.

Wir erreichen unseren Wagen wieder, und zurück geht es in demselben wilden Jagen durch das nächtige Tokio. Sinnend denken wir der seltsamen Welt, die sich uns eröffnet. Undurchdringliche Finsternis um uns. Aber drüben an den Wolken des Himmels leuchtet ein schwacher Abglanz der strahlenden Lichterfülle Yoshiwaras. Und durch die Stille der Nacht dringt herüber das Brausen der Stimmen, vereinigt zu einem wilden dumpfen Schrei bacchantischer Lust. Das ist nicht der Schrei einzelner, das ist der instinktive Taumel eines ganzen Volkes in seiner ungehinderten Sinnenfreude".

Mögen alle diejenigen Mächte, die über Wohl und Gedeihen des deutschen Volkes wachen, dazu schauen, daß unser Volk niemals in einen ähnlichen instinktiven Taumel verfalle, niemals dumpfe Schreie bakchantischer Lust ausstoße angesichts namenloser Verelendung tausender deutscher Mädchen!

Im Jahre 1617 siedelte man zuerst auf Ansuchen der vereinigten Bordellwirte alle Prostituierten der Hauptstadt in einem besonderen, für sich abgeschlossenen Stadtteil an. Ausschlaggebend war für die Behörde dabei der Umstand, daß die Wirte zu Polizeikonfidenten wurden, die über die Besucher eine zielbewußte Aufsicht zu führen hatten.

Das Yoshiwara von Tokyo — jedes Provinzialstädtchen weist, wie bemerkt, eines nach diesem Vorbild auf — hat außer Dr. Brunhuber noch so manchen begeisterten Lobredner gefunden, „wie die Japanen eine viel umstrittene Frage aller Zeiten gelöst haben". Ist das eine Lösung, daß man die wirtschaftlich schwächsten Frauenzimmer zu Wollustsklavinnen macht, ein-

kerkert und zur Auswahl den Lüstlingen ausstellt? Den wirklichen Vorteil ziehen daraus die Unternehmer, einen eingebildeten die Toren, die solche Stätten der Verderbnis und der Fäulnis aufsuchen, indem sie das unersetzliche Gut, ihre Gesundheit aufs Spiel setzen und dafür auch noch zahlen müssen. Wie mir scheint, empfiehlt uns Dr. K. Hintze in Rostock sehr ohne Überlegung die Nachahmung dieser japanischen Einrichtung[1]) und ich will seine Ausführungen kurz glossieren, weil sie, soviel ich sehe, sogar den Beifall des Geheimrates Dr. Julius Wolf, ord. Prof. der Staatswissenschaften in Breslau fanden[2]).

„Es ist hier nicht der Ort, in eine Erörterung hierüber einzutreten, ob kasernierte Prostitution vorzuziehen sei oder nicht kasernierte, nur auf zwei Punkte möchte ich noch hinweisen. Der eine ist die außerordentliche Ruhe, Ordnung und Sicherheit, welche innerhalb und außerhalb des Viertels herrscht. In welcher Stadt der Welt wäre es möglich, in einem Stadtteil, welcher von nahezu 3000 Prostituierten bewohnt wird, inmitten einer nach Hunderten, ja nach Tausenden zählenden Menge von Männern, Frauen und Kindern jeden Alters, zwischen welchen sich zweifellos eine Reihe dunkler Existenzen befinden, ruhig auf- und niederzugehen, ohne auch nur im geringsten belästigt zu werden? Wie Puppen sitzen die aufgeputzten Mädchen in ihren Käfigen hinter den Stäben, ein farbenprächtiges Bild von vollkommener Ruhe.

„Eine unmittelbare Folge dieser strengen Zentralisation ist das Fehlen der vagabundierenden Prostitution. Zu keiner Zeit und auch nicht an den entlegensten Orten ist etwas davon zu bemerken. Das ist aber ein Vorzug, der gar nicht hoch genug zu schätzen ist und die japanischen Städte nach dieser Richtung hin weit über die europäischen und amerikanischen stellt. Denn gerade diese vagabundierende Prostitution ist es, welche am meisten anlockt und die meisten Opfer fordert, da sie nie so genau zu kontrollieren ist wie die kasernierte.

„Der zweite Punkt ist die außerordentliche Höflichkeit, Bescheidenheit und — sit venia verbo — die Beständigkeit der japanischen Prostituierten. Diese Eigenschaften sind natürlich nicht eine Folge der Kasernierung, sondern Wirkungen der japanischen Frauenmoral, die selbst auf dies dunkle Gebiet nicht ohne Einfluß geblieben ist. Nach den Lehren des japanischen Sittenlehrers Weibara Ekken, welcher die im Volke seit langem bestehenden Anschauungen über Frauenmoral in seinem Werke „Onna Daigahu“ zusammengefaßt hat, sind die Haupttugenden einer Frau: unbedingte Unterordnung unter die elterliche Autorität, Selbstaufopferung, Zurückhaltung, Bescheidenheit, Nachsicht, kurz Uneigennützigkeit im weitesten Sinne. Nur aus dieser Auffassung heraus ist es zu verstehen, daß auch heute noch in Not geratene Familien ihre Töchter gegen einen Betrag von so und soviel auf eine Anzahl von Jahren einem Bordell überlassen“.

Darauf ist zu entgegnen: Die Yoshiwaraweiber sind für die Ausübung ihres Berufes staatlich und polizeilich privilegirt. Frauenzimmer, so da es versuchen, für eigene Rechnung auf den Strich zu gehen, um Männer abzufangen, greift die hochwohllöbliche Polizei auf und steckt sie ins Yoshiwara, damit man außerhalb des Bannkreises seine liebe Ruhe habe. Die besseren

---

[1]) Zeitschrift f. Bekämpfung der Geschlechtkrankheiten 1907.

[2]) Zeitschrift f. Sozialwissenschaft 1907. X. 640f.

Halbweltlerinnen treten als Geishas in den öffentlichen Vergnügunghäusern auf und sind entsprechend teuerer als die kasernirten Fachgenossinen hinter den eisernen Gitterstäben; die anderen, die nicht singen, springen und tanzen können, verdingen sich als Stützen trostbedürftiger Hausherren oder Hausherrensöhnchen oder zugereister Fremden oder finden sich bei freundlichen älteren Frauen zur Herrenunterhaltung ein. Das Yoshiwara bleibt somit eigentlich für die ortunkundigen Zugereisten, für die Talmiehemänner und deren Gefolge vorbehalten. Die lockt und verlockt der falsche Glanz und die Täuschung des Yoshiwara mächtiger und unwiderstehlicher an, als es etwa armselige Vagabundinnen vermöchten. Die Wahrscheinlichkeit sich im Yoshiwara zu verseuchen ist bedeutend größer als bei einem Strichmensch. Jene im Yoshiwara muß sich jedem preisgeben, diese wählt sich ihren Kunden aus und kann sich besser schonen, und, weil sie ihre Freiheit behält, hat sie eher eine Möglichkeit, sich zu verheiraten und bürgerlich ehrbar zu werden, als die kasernierte Genossin.

Sowie deutsche Bordellmädchen auf Knigge's sehr moralischen „Umgang mit Menschen", so pfeifen ihre Yoshiwaragenossinnen auf Waibara Ekkens „Onna Daigaku". Die Mädchen stehen nämlich unter allergrausamster Bordellhauszucht und müssen sich unterordnen. Der Yoshiwarafriedhofanblick mit seinen vielen Opfern lehrt sie Gehorsam.

Bei uns in Wien kriegt kein Mädel ein Gesundheitbüchel, wenn die Eltern oder der Vormund nicht ausdrücklich und schriftlich bei der Polizei ihre Einwilligung zu der Berufwahl des Weibsbildes erteilen. Auch bei uns überlassen in Not geratene Familien ihre Töchter gegen einen Betrag von soundsoviel einem Bordell, doch ehrenwerte Eltern tun derlei bei uns ebensowenig als in Japan, wo man die heranreifenden Mädchen mit denkbar größter Wachsamkeit vor Verführung schützt, um sie rein und keusch dem Bräutigam zu übergeben, ganz wie bei uns. Um dies darzutun, führte ich so breit die Hochzeitbräuche an, aus denen unwiderleglich klar hervorgeht, daß in Japan die Familie nicht um ein Haar weniger sittlich hoch steht als bei uns in den ehrlich arbeitenden, staaterhaltenden, die überwiegend große Mehrheit der Bevölkerung darstellenden Gesellschaftschichten.

Der japanische Staat ist gleich allen Großstaaten eine kriegerische Gründung und hat die Grundzüge seines Ursprungs bis auf die Gegenwart bewahrt. In ihm gilt der Kriegerstand und sein oberster Befehlhaber alles. Ihnen zur Erhaltung und Unterhaltung diente und dient das ganze übrige Volk, zumal das Weibervolk. Für die unbeweibte Soldateska sind in erster Reihe die Yoshiwara bestimmt worden und überall, wohin japanische Truppen siegreich vordringen und festen Fuß fassen, verbreitet sich, wie Dr. H. ten Kate sagt, die Unsittlichkeit, oder wie er als Ethnolog hätte feststellen müssen, erscheint ein Yoshiwara — zum Schutz der einheimischen Weiber vor Belästigungen durch die Soldaten. So findet der japanische Krieger allwärts seine ihm liebtraute Bordellhäuslichkeit wieder und bleibt auch außerhalb seiner alten Heimat der Heimat treu. So hat der Staat die Lösung des Bequemlichkeitproblems seiner Werkzeuge, nicht etwa, wie Dr. Hintze meint, die der Prostitution entdeckt. Für das Weib tut sonst die kriegerische Organisation gar nichts. Für sie ist das Weib lediglich ein unentbehrliches Mittel zur Befriedigung der Wollust und zur Kindererzeugung.

* * *

Neben dem eigentlichen Yoshiwara mit seinen 5—6000 Insassinnen (i. J. 1880, und mit 30000 i. J. 1907 nach Brunhubers Angabe) befindet sich in Tokio noch ein zweites kleineres Blumenviertel, das Haifischviertel (Fuka-gawa) und in vielen Teehäusern (Cha-ya) der Vorstädte, namentlich in der Hafenstadt dienen Freudenmädchen angeblich als Aufwärterinnen. Die sogenannten Höllenweiber (Ji-goku-onna) pflegen ihres Gewerbes heimlich in ihren eigenen Häusern.

Außer der Zahl der Frauenhäuser kamen daselbst etwa noch 400 Teehäuser bereits im J. 1869! vor, die als Stelldichein mit den Najaden des Schilfmoors benutzt wurden. [Bei uns heißt man solche Frauenzimmer Strandhuren]. Ihre zeitweise Mietung bezahlen dann nicht die Herrengäste, sondern die Besitzer der Frauenhäuser, die die Damengesellschaft beistellen. Auch ist es Mode unter der Jeunesse dorée in diesen Teehäusern Gastgelage und Abendunterhaltungen mit Vorstellungen von Geisha und Maiko und von Possenreißern zu veranstalten [1].

Sehr hübsch fügt unter anderem Junker von Langegg hinzu: „der öffentliche Anstand und die Sitte werden durch die Prostitution nicht wie in europäischen Städten verletzt. . . . Die Venus vulgivaga ist aus den Straßen der japanischen Städte verbannt. Das Laster kommt nicht lockend entgegen, sein Magnet zieht aus der Ferne an“. Um diese magnetische Anziehung zu veranschaulichen bringe ich unter Nr. 91 eine japanische Abbildung.

In Japan sind die Regierung und deren Werkzeuge groß und mächtig, das Volk ist wirtschaftlich schwach und hinfällig geworden und was noch bei weitem schlimmer ist, man hat das alte Volktum ins Wanken gebracht, ohne aus dem Auslande vollwertigen Ersatz dafür herbeizuschaffen. Aller Reichtum und alle Macht, die nicht im Volktum fest wurzeln, tragen schon vom Anfang an die Ansätze zum Verfall in sich. Die unbedingt harmlosen phallischen Denkmäler entfernte man von den Straßen und Wegrainen, die Yoshiwara dagegen ließ man sich zu unglaublichster Blüte entfalten. Auf der Wahlstatt der neuen europäisierten japanischen Großmacht krümmen und winden sich schmachvoll hunderttausende japanischer Mädchen und Frauen als Opfer unglückseliger, unheilvoller militärischer und kapitalistischer Raubbauwirtschaft. Ihrer viermalhunderttausend und mehr noch verkümmern und verkommen in Bordellen, an zweimalhunderttausend schlucken täglich zehn bis zwölf Stunden lang den Staub und Gestank von Fabrikräumen in sich hinein, hundertundfünfzigtausend vertrocknen in Frauenklöstern und wohl hunderttausend Familien hausen und heimen in ewig dunklen, weil fensterlosen Gelassen der Großstädte und verdorren gleichwie der Mob von Madrid, London und New-York. Oben der Glanz, unten der Tanz.

* * *

Aus der behördlichen Bordellordnung muß die Bestimmung hervorgehoben werden, wonach kein Gast länger als 24 Stunden in einem Freudenhause verweilen durfte. Das ist schwerlich eine Neuerung, vielmehr nur die Kodifizierung des uralten Brauches der auf einen Tag und eine Nacht berechneten Zeitehe. Das Frauenzimmer heißt man nicht wie bei uns eine Hure oder Metze, sondern ein Zeitweib, ein „temporary wife“, wie De Becker

---

[1]) F. A. Junker von Langegg, Midzuho-gusa, Leipzig 1880. III. S. 364 f

das japanische Wort ins englische übersetzt. Im Empfangzimmer erwartet den Gast ein dreimaliger Reisbiertrunk, der zur Vollziehung des Heiratbrauches (San-san-ku-do) unerläßlich ist und der einer sonst üblichen Heiratzeremonie gemäß kredenzt wird. Das Mädchen erscheint mit einer Shinzo, die das Paar unter Hersagung der gebräuchlichen konventionellen Redenarten anata und konata vereint und die „unheilige Ehe", wie De Becker sagt, ist geschlossen[1]).

Unholy marriage sagt De Becker! Ja, warum unholy?! Ist denn sonstwie die japanische marriage „holy"?! Wäre die Zeremonie eine Verhöhnung oder Blasphemie auf den anderen Eheschließungbrauch, so verfehlte sie ihre Absicht, weil sie nicht vor vielen Zeugen geschieht, die den Spaß würdigen müßten, und dann ist das auch kein Spaß mehr, was sich regelmäßig abspielt und abspielen muß. Wenn auch die Ehe dem Japaner keine heilige Institution ist, einen Spaß macht er sich aus ihr doch nicht, zumindest keinen blöden Spaß.

Es ist sicher, daß in Japan in älteren und ältesten Zeiten neben oder mit dem Vaterrecht auch das Mutterrecht bestand. Das Mutterrecht beruht darauf, daß der Kindererzeuger nur gelegentlich mit einer Frau eine Zeitehe eingeht und alle Rechte und Pflichten der Kinder sich nur auf die bekannte Mutter, nicht aber auf den unbekannten Vater beziehen[2]). Das ist ein durchaus ehrsames Verhältnis. Wie der Ägypter des Altertums, so bewahrt auch der Japaner seine ältesten gesellschaftlichen Einrichtungen mit und neben allen anderen neueren Entwicklungformen. In Japan ist das Vaterrechtsystem vorherrschend geworden, doch hat man das Mutterrechtsystem nicht ausgerottet, sondern nur die ihm gehorchenden Frauen kasernirt und unter den vollsten Schutz des Staates gestellt, um sie angeblich vor unbegrenzter Verelendung zu beschützen. Darum ist es ethnologisch unzulässig, das Yoshiwara unseren abendländischen Bordellstraßen gleichzusetzen und völlig verfehlt, die dem Anschein nach bürgerlich ehrsame Geisha mit der bei uns entrechteten, verknechteten, aus der bürgerlichen Gesellschaft ausgestoßenen Insassin eines Bordells zu verwechseln. Ebenso ist es ungehörig, die Japaner ein der Hurerei und Unzucht verfallenes Volk zu schimpfen; denn die Schmähung fällt auf den zurück, der sie hervorbringt.

Die pomphaften Aufzüge der Freudenmädchen der Yoshiwaras bei verschiedenen Festen, insbesondere bei Blumenfesten beschreiben viele Forscher und am eingehendsten verweilt dabei De Becker. Im prächtigsten Anzug und mit Schmuck überladen marschieren die Mädchen vor den Männern auf,

---

[1]) The nightless city, or the „History of the Yoshiwara Yukwaku", 2. Aufl. London 1905. S. 115f.

[2]) Vergl. Post, Albert, Herm.: Grundriß der ethnolog. Jurisprudenz. Leipzig 1894. I. S. 71ff.; 150ff.; 211. — Studien zur Entwicklunggeschichte des Familienrechts. Leipzig 1890. . S. 6ff. u. 260ff. — Hellwald, Friedr. v.: Die menschliche Familie nach ihrer Entstehung und natürlichen Entwickelung. Leipzig 1888. S. 208—226. Einrichtungen und Sitten im Matriarchat. S. 227—240. Die Bündnisform im Matriarchat. — Unter Außerachtlassung unzähliger Tatsachen des Völkerlebens bestreitet C. N. Starcke, Die primitive Familie in ihrer Entstehung und Entwicklung. Leipzig 1888. S. 260ff. das Vorkommen des Matriarchats — De Beckers wiederholte Klage, daß im Yoshiwara die Männer gründlichst ausgebeutelt werden, beweist nur, daß der Mann sowohl in der Zeit- als in der Dauerehe gewöhnlich der Gerupfte ist. Wer bei seinem Geld bleiben will, muß die geschlechtliche Liebe aus seinem Gefühlregister streichen oder sich mit einem Säckel voll Hecketaler versorgen.

um sie zur Tag- und Nachtehe oder nur zur Stundenehe anzulocken, aus der aber auch unter besonders günstigen Umständen eine mehrjährige Dauerehe werden kann. Es ist sehr wenig wahrscheinlich, daß diese öffentlichen Reizeausstellungen auf einer modernen Erfindung industrieller Yoshiwarahäuserwirte beruhen, vielmehr dürften sie, wie soviele andere Bräuche des streng konservativen japanischen Volkes eine uralte Vergangenheit haben. Sie sind jedenfalls ein Pendant zu den allgemeinen Blumenfesten der im Familienverband verweilenden Frauen. Eine ethnologisch sehr wertvolle Parallele zu den Insassinnen der Yoshiwara bietet uns der Bericht Dr. Alexander Mitrovićs von den Zeitehen in Norddalmatien dar. Haben heiratfähige Bauernmädchen genügend Silbermünzen (Kronen- und Guldenstücke) erworben, — wie sie ein solches Vermögen auf kürzestem Wege und auf leichteste Art gewinnen, ist klar — so behängen sie sich mit einem Gjendar, der mit ihrem ganzen Schatz geschmückt ist und begeben sich zu Markt. Tritt ein Bursche auf das Mädchen zu, dem sie zu Gesicht steht, so führt er sie ab und tanzt mit ihr einen sogenannten Reigen (Kolo). Ein eigentlicher Reigen ist es freilich nicht, weil den Tanz nur das Paar allein aufführt. So vor den Augen der Mutter und mitunter auch des Vaters einhertanzend, vereinbaren sie miteinander das erforderliche. Die Hauptsache, die sie festsetzen, ist die, daß der Bursche das Mädchen noch in derselben Nacht zu sich heimführen werde. Von dieser Nacht ab werden sie wie Mann und Weib leben und sich späterhin (vielleicht) trauen lassen[1])

Die Einrichtung der Probeehe ist unter den Naturvölkern weit verbreitet, wie dies H. Berkusky neuerdings unter Anführung von Belegen nachwies[2]). „Ein junger Mann darf eine gewisse Zeit lang mit einem Mädchen im Konkubinat leben; ist dazwischen keine Schwangerschaft eingetreten, so gilt das Verhältnis als gelöst und beide können sich einen neuen Liebhaber suchen. So kommt es wohl vor, daß Mädchen jahrelang ihren Liebhaber wechseln bis dann schließlich durch die Geburt eines Kindes eine endgiltige Ehe zustande kommt. Bei den Voilakerta auf Madagaskar, bei einzelnen Stämmen der Igorroten auf Luzon, bei den Tschuktschen, den Onondaga-Indianern, den Schamakoko in Paraguay und vielen anderen Naturvölkern kann ein Mann längere Zeit mit einem Mädchen im Konkubinat leben, das nur dann zu einer Heirat führt, wenn eine Schwangerschaft eintritt. Auch bei den Wasotiko in Ostafrika kann der Mann eine Versuchehe abschließen, die erst dann perfekt wird, wenn er den vollen Brautpreis an den Vater des Mädchens bezahlt hat. Häufig kann sich die Dauer dieser Probeehe über einen ziemlich langen Zeitraum erstrecken; bei den Guinanen und Quianganen in Nord-Luzon kann die Ehe nach einem Jahre wieder gelöst werden, wenn die Frau innerhalb dieser Zeit nicht schwanger geworden ist, während sich bei den Silipanen der Mann erst nach sieben Reisernten von seiner unfruchtbaren Frau trennen kann."

Die japanische Zeitehe war bis vor zwei Jahrzehnten auch nur eine Probeehe auf eine bestimmte Zeit. Erst die Geburt eines oder mehrerer Kinder gestaltete sie zu einer Dauerehe.

---

[1]) Anthropophyteia. IV. S. 38. Auf Dr. Mitrovićs Erhebungen, die wie Enthüllungen wirken, sei die Aufmerksamkeit der Soziologen mit allem Nachdruck gelenkt.

[2]) Die sexuelle Moral der Naturvölker. Zeitschrift f. Sozialwissenschaft, Leipzig 1909. XII. S. 720 ff.

In Japan übergeben die armen Eltern ihre Tochter einem Yoshiwarahause, in Norddalmatien führen sie sie zu Markte, da und dort tritt das Mädchen in einem mit Leibhingabe verdienten Aufputz auf. Der Zweck ist die endliche Erlangung eines ständigen Ehegatten mit Hilfe des erworbenen Minnesoldes vieler Vorgänger. In Norddalmatien sind die Verhältnisse nur noch primitiver und durchsichtiger als in dem kulturell hoch aufgeblühten Japan, doch in der Sache selbst ist weder bei uns noch im fernsten Ostasien ein wesentlicher Unterschied festzustellen. Die weltberühmten Derbyrennen in den Freudenau in Wien, in den Longschamps zu Paris und in Oxford unterscheiden sich auch nur durch den Prunk der Umgebung von den wilden Rennveranstaltungen der Cowboys in den Pampas. Die Zeiteheschließungen in den Yoshiwaras sind auch nur ein verzweifelter Versuch zur Lösung der Weibernot, die man bei uns schönrednerisch eine Frauenfrage heißt. Von der Männernot spricht man nicht so mit Entrüstung, weil die männliche Kanaille aus dem Jammer der Weiber ein Vergnügen schöpfen darf, während die Männer, die Männer sein wollen, — sie bilden noch eine unansehnliche Minderheit —, im Rate der Machthaber nicht mitzureden berufen sind.

* * *

Die Sprache im Yoshiwara. Im Yoshiwara spricht man selbstverständlich japanisch, De Becker aber meint, es sei eine eigens für diese Gattung von Frauen geprägte Mundart, Kuruwa-Kotoba oder Sato-Kotoba. Er gibt uns jedoch keine neue Mundart mit seinen Proben auf S. 136—140, sondern bloß eine Reihe von Idiotismen unter strengem Ausschluß derberotischer Ausdrücke, die uns gerade den besten Einblick in die in den Bordellen geübten Kunststücke käuflicher Liebe gewähren könnten. Die im Yoshiwara vereinigten Frauen gehören durchschnittlich der unteren Gesellschaftschichte an. Sie nehmen wohl die Prunkgewänder reichster Damen an, kopieren deren Betragen äußerlich, geben in der Mode wohl ab und zu den Ton an, doch fahren sie unmöglich aus ihrer Haut heraus, sondern beharren im Verkehr untereinander bei der Ausdruckweise, an die sie von Haus aus gewohnt sind. Neben den aus Armut ins Freudenhaus verdungenen Mädchen sind da gewiß in der Mehrzahl die erblich Belasteten, die geistig Minderwertigen, die Schlampen von Geburt, die Verbrecherinnen aus Neigung vertreten und sie behaupten auch hier die Kern- und Kraftausdrücke ihres eigentlichen Milieus, die bloß eine berufliche Zuspitzung erfahren. Sie haben für ihre schwachsinnigen Liebhaber, die Wurzen, wie man in Wien sagt, eigene lautmalende, bedeutunglose Koseworte, z.. B pochi-pochi oder chaki-chaki, ähnlich wie die Wiener Straßendirne ihren Verehrer mit Kiekl-Kökl verzärtelt. In erster Reihe dienen die Idiotismen dem Verkehr der Frauen untereinander, weil sie gegen den Unternehmer und noch mehr gegen die Besucher ein Chor der Ausbeutung und Rache bilden und sich gegenseitig unterstützen. Sie bedienen sich vielfach mundartlicher Worte und Wendungen, mit Vorliebe jedoch eigentümlicher Metaphern, die nur ihnen, den darin Eingeweihten verständlich sind. Darin gleichen sie vollkommen ihren Berufgenossinnen in anderen Weltgebieten, wie man aus einem näheren Vergleich der von De Becker beigebrachten Proben mit den einunddreißig in den Anthropophyteia B. II—VII abgedruckten Wörterbüchern der Erotik im Einzelnen bemerken kann. Daneben üben die Yoshiwarafrauen auch die geheimen

Sprachweisen, die durch Silbenumstellungen oder Silbeneinschiebsel entstehen. Ebenso können sie einander mit Musik, Klopflauten und Geheimzeichen Mitteilungen betreffs der Zahlungfähigkeit und sonstiger Tugenden ihrer Kunden machen, ohne daß das Rupfopfer davon etwas merkte.

Das Vorkommen beruflicher Worte und Wendungen ist wenig auffällig, mehr dagegen, daß man für gewisse Sachen abends ein anderes Wort als tagüber gebraucht. So z. B. sagt man anstatt Toshimi oder toshin (Lampenstrumpf) yase otoko (magerer Mann), anstatt su (Essig) amari[1]. Dahinter steckt unzweifelhaft ein Glaube, der den Nachtgeistern ihren Schabernack verleiden oder sie von einem Besuch abschrecken soll.

Zauberglaube und Bräuche der Freudenmädchen. Frauen sind überall in der Welt die Hegerinnen und Pflegerinnen des Zauberglaubens, zumal die verliebten und am allermeisten jene, so da von der Liebe leben und zehren. Die Liebhändlerin gleicht dem Waidmann, der auf Beute pirschend dem Zufall und Glück zu viel vertraut und das ihm günstige Geschick erzwingen möchte. Die eine wie der andere suchen Geister günstig zu stimmen oder abzuwehren, glauben an Träume, Vorahnungen und Vorzeichen, die ihnen Erfolg oder Mißerfolg andeuten. Solcher Glaube beeinflußt als Richtschnur all ihr Tun und Lassen in Worten und Handlungen. So z. B. vermeiden sowohl die Insassinnen des Yoshiwara als auch die Geishas das Wort cha (Tee) auszusprechen, weil es Unglück bringe. Es kommt nämlich in der Wendung o cha wo hiku (Tee zu Staub zerstoßen) vor; man gebraucht sie von einem übelbeleumdeten Frauenzimmer und sie bedeutet soviel als: ohne Beschäftigung, ohne Kunden sein. Man erzählt, ums Jahr 1596—1614 hätten die Dienerinnen in den verschiedenen Teehäusern zu Uji bei Kyoto ohne behördliche Bewilligung das Ewigweibliche den männlichen Besuchern preisgegeben. Ihre Mußezeit vertrieben sie sich mit Teereiben und daher soll die erwähnte Phrase herstammen. Statt Tee (cha) sagen die Freudenmädchen agaribana (die aufsteigende Blume) und bezeichnen damit einen die Stufen heraufsteigenden Kunden, oder Yamabuki (gelbe Rose) oder Uji (der Name des zuvor genannten Teebezirkes). Die Geishas sprechen vom Tee als vom o-de-bana (erhabene Ausgangblume), weil diese Wendung den Sinn ihres „Ausgangs" und Geschenkeinsammelns (hana bei den Kunden) ausdrückt. Auf den Treppenstufen zu sitzen, hält man für nicht ratsam, weil man glaubt, dies vermindere die Zahl der Besucher. Läuft eine Katze oder ein Hausgeflügel über den Wohnraum hin, so fängt man das Tier unverzüglich ab und trägt es geradaus wieder dorthin zurück, woher es gekommen, denn duldete man es, so zögen die Besucher, glaubt man, ohne im Hause zu verweilen, weiter.

Allabendlich verrichtet der banto (Bordellvater) vor dem Engi-dana Gestell des guten Glückes), das in früheren Zeiten mit Wahrzeichen des phallischen Kultes geschmückt war, ein Gebet, schlägt dann mit einem Bund Klöpfel, die an einem langen Strick hängen, einigemal an das Hausestrich und streicht hernach mit der flachen Hand über eine Säule des Hauses, um ein rattenähnliches Gequieke zu erzeugen. Dieser Zauber soll viele Kunden anlocken.[2].

---

[1]) Dr. H. ten Kate, Globus 1906. S. 113.

[2]) J. E. De Becker, The nightless City, or the „History of the Yoshiwara-Yukwaku, 2. Aufl. Yokohama 1905. S. 140 ff. Wo nicht ausdrücklich anders vermerkt, sind die Angaben über Zauber diesem Buche entlehnt.

Die Prostituirten (joro) sammeln die losen Strohhalme, die sich in jedem neuen Pack Papier vorfinden und verbrennen sie. Die Asche opfern sie mit einem Gebete Gott Inari[1]), dem Reisgott.

Besucht ein Samurai (Krieger) morgens ein Teehaus oder ein Bordell, so bedeutet das Glück. So auch wenn abends ein Priester (bozu) kommt. Daher der Spruch: Asa samurai, yuhi bozu. Bei dergleichen willkommenen Besuchern geben die Insassen jener Häuser den Laut: nezumi naki, Mäusegepiep, von sich, was glückbringend sein soll[2]).

Jippensha Ikku vermerkt in seiner Schrift Shobai Orai eine Reihe von gläubischen Anschauungen aus alter und neuer Zeit. Seine Meinung, ein Glaube sei schon darum alt und ausgestorben, weil er ihn selber nicht mehr gehört, sondern bloß in Schriften anderer verzeichnet vorgefunden, ist haltlos, weil er doch nicht alle Bordelle besucht und alle Freudenmädchen ausgeholt haben kann und weil sich der Glaube keineswegs nur auf die in solchen Häusern eingeschlossenen Frauen beschränkt. Folkloristisch muß man sagen, das man im Bordell nur Ableger des allgemeinen Weiberglaubens zu finden erwarten darf. Es kann sich eigentlich nur um die Feststellung des just für diese Umgebung vom übrigen ausgehobenen Glaubens handeln, und da zeigt sich die Ausbeute als außerordentlich dürftig und was sie darbietet ist bloß formell national japanisch bedingt.

Um eine ersehnte Person herbeizuzaubern tut man folgendes:

1. Man hält für ganz besonders wirksam, einen Aalbratspies in die Wand zu stecken und um das Kommen der herbeigesehnten Person zu beten. — Die Symbolik ist klar. Der Aal ist der Zumpt und das Loch in der Wand der weibliche Geschlechtteil. Im serbischen Reigenlied heißt es: pička peče šarana, die Voze brät den Karpfen, d. h. es findet ein Beischlaf statt, ähnlich in vielen anderen Sprachen.

2. Man falte ein Papierstück so, daß es einen Frosch darstelle, schreibe den Namen des Kunden auf die Rückseite, stecke eine Nadel hindurch und lege den Frosch an einen Ort hin, wo ihn niemand erschauen kann, dann muß die ersehnte Person unvermeidlich erscheinen. Sobald sie nun da ist, hat man die Nadel herauszuziehen und den Papierfrosch in den Fluß hineinzuwerfen.

3. Man schneidet einen Streifen weißen Papiers in der Größe von zwei Zoll im Geviert ab, faltet es zweimal, steckt es in einem Umschlag hinein und adressiert es an den erwünschten Kunden. Dieser Zauber ist in den Bordellen von Kyomachi stark im Schwang, in Yedo-cho aber noch nicht. In Masuro erwies er seine Kraft vorzüglich.

4. Man schreibe den Anfangbuchstaben des Namens samt dem Geburttag des Erwarteten auf ein Stück Papier, stecke es unter die dritte Stiegenstufe vom Aufgang, doch so geheim verborgen ein, daß niemand es auffinden kann und wenn da jemand an der Stelle seinen Schuh verliert und von der Treppe hinabfällt, so wirkt der Zauber sicherlich.

5. Wünscht eine Dirne einen bestimmten Kunden herbeizurufen, so bereitet sie einen Brief für ihn vor und schreibt auf den Umschlag Kogaruru

---

[1]) Dr. H. ten Kate, Globus 1906, S. 112. Inari ist einer der Schutzgötter der Geishas, die von ihm Geld, schöne Kleidung und Gesundheit zu erlangen hoffen. Vrgl. Aston, Shinto, 1905. S. 163.

[2]) Dr. H. ten Kate, Globus 1906. S. 112.

Kimi ye (An meinem geliebten Prinzen) und Go zonji yori (Von — du weißt schon, von wem). Dies Sendschreiben hat man auf einem Kreuzwege fallen zu lassen und hebt wer immer es auf, so verfehlt der Zaubor seine Wirkung nicht.

6. Nimm ein Stück hanshi-Papier, schneid es in Form eines Geschäftladenvorhangs (noren) und schreib auf jedes Blatt mit chinesischen Schriftzeichen das Wort Kitsune (Fuchs) auf. Steck es in die Innenseite eines Speiseschranks oder eines Schubkastens so ein, daß davon niemand etwas erfährt und bete um die rasche Ankunft der herbeigesehnten Person. Sobald sie erscheint, entferne insgeheim das Papier und wirf es weg.

7. Die Freudenmädchen betrachten ihr Beisammensein mit einem Kunden als eine Ehe, die sich von anderen bürgerlichen Ehen nur durch die Zeitkürze unterscheidet, dafür aber kann man sie nach Gefallen und beiderseitigem Belieben öfters wiederholen. Zu diesem Behufe stellen die Freudenmädchen einen Hochzeit- (en-musubi) spielzauber an. Man fertigt ein Paar Koyori (so heißt man ein zu Schnüren gedrehtes weiches japanisches Papier) an und hält sie in der Mitte fest, während eine Partnerin beide Enden verknüpft. Nun spannt man die Koyori durch Zerren aus und falls sie sich dabei verwickeln, so glaubt man, die Vermählung sei gesichert. Bindet man die dazu verwandten Papierseile an ein Tabakpfeifenrohr, so bewirkt dies zuverlässig das Erscheinen der Person, nach deren Gegenwart man sich sehnt.

8. Man faßt sieben Papierschnüre (Koyori) zusammen und hält sie in der Mitte fest, während man vier davon paarweise an dem einen Ende ergreift, die restlichen drei vereinigt man gleichfalls, zwei mit einer Schnur. Von den letzten zwei Schnüren stellt die eine den Liebhaber des Mädchens dar und man bezeichnet sie als solchen. Zieht man sämtliche Schnüre an, so verwickelt oder rollt sich mitunter keine davon ein, dagegen verwickelt sich hie und da eine von den drei abgesonderten Schnüren auf eine wunderliche Weise von selber mit den anderen. Indem man diese als die „Gemarkung" auffaßt, vergleicht man die Länge der anderen zwei Schnüre miteinander, wobei man die eine als den Mann, die anderen zwei als die Frau bezeichnet. Ist die männliche Schnur länger, so bedeutet dies die größere Tiefe seiner Liebe und vice versa. Verschlingten sich die Papierschnüre von selber auf eine glückverheißende Art, so muß man sie an den Zipfel des Koshi-maki (dem Nachtleibchen) befestigen und sie bewähren sich da als ein unwiderstehlicher Männeranlockungzauber. Trifft die herbeigesehnte Person endlich ein, so muß man insgeheim diese Koyori beseitigen und wegwerfen, so daß sie niemand auffinden kann. Sollte man einmal daran vergessen und begäbe sich das Frauenzimmer mit ihrem Buhlen zu Bett, ohne die Schnüre von ihrem Nachtleibchen loszulösen, so verlöre der Zauber künftighin seine Wirksamkeit.

9. Eine bei uns in Europa in spiritistisch gläubigen Kreisen hochgeschätzte Methode von Fernwirkung ist auch in den japanischen Freudenhäusern gang und gäbe. Abarten davon sind uns aus zahllosen mittelalterlichen Zauber- und Hexenprozessen geläufig, zumal aus dem Totenrufen. Ein zum Tod Verurteilter schwört vor seiner Hinrichtung er werde seinen Ankläger oder den Richter nach einer bestimmten Frist nachholen und richtig, stirbt der dann nach, so erzählt man davon und glaubt daran.

Das Frauenzimmer muß all ihre Sinnen und Gedanken auf die Wohnung ihres Liebhabers vereinigen, — kennt sie Straße, Hauszahl usw. nicht ge-

nauer, so genügt schon eine Annahme, als ob sie sie kennte — den Weg dahin und die Entfernung im Geiste abmessen. Sie muß sich dann einbilden, sie gehe von ihrer eigenen Behausung weg und zähle Schritt für Schritt den Weg von ihrem zu des Liebsten Hause ab. Nach einer kurzen Weile nimmt sie an, sie habe ihr Ziel erreicht, sei dem gesuchten Manne begegnet und dringe in ihn, sie unfehlbar noch am selben Abend heimzusuchen. Nachdem sie so sein Jawort erhalten, muß sie wieder in Gedanken denselben Weg, den sie schon gemacht, wieder auf die gleiche Weise zurücklegen. Alle diese Liebarbeit erledigt sie in der Fantasie und sogar in Anwesenheit eines anderen Kunden, ohne daß der die leiseste Ahnung davon bekäme.

10. Man nimmt ein Stück hanshi-Papier und schneidet sieben menschliche Gestalten, die miteinander verbunden bleiben, heraus. Sodann füllt man die Augen, Nasen und Mundöffnungen, doch nicht bei jeder Gestalt aus, indem man die eine und die andere ohne Nase oder Mund oder nur mit einem Auge beläßt usw. Auf den Bauch der Mittelgestalt schreibt man dreimal den Anfangbuchstaben des Liebstennamens und auf den der übrigen sechs Gestalten je fünfmal. Den Mittelbuchstaben der Mittelgestalt muß man mit einer Nadel nach aufwärts durchstechen und hierauf muß man feierlich allen den Gestalten geloben, daß man ihnen im Fall des Eintreffens des ersehnten Partners die ihnen fehlenden Organe ergänzen und sie in den Fluß werfen werde, damit sie fortschwämmen. Man hat hernach die Gestalten an einem Ort zu verbergen, wo sie niemand entdecken kann. Stellt sich nun die erwünschte Person richtig ein, so hat man den Gestalten die Organe zu vervollständigen und sie zuletzt in den Wassergraben oder in den Abort zu werfen.

11. Begib dich in früher Morgenstunde in ein gewöhnlich unbewohntes Zimmer mit Gassenaussicht, mach die Fensterläden (aus Papier, shoji) auf und leg deine Sandalen mit den Sohlen nach oben aufs Fensterbrett hin. Dann schreit durchs Zimmer auf die Veranda hinaus, steck die Hände in den Busenteil deines Oberkleides, schließ die Augen und wiederhole dreimal nacheinander ein wohlbekanntes altes Lied. Lauschst du alsdann aufmerksam hin, so wirst du eine lispelnde Stimme vernehmen, die dir verkündet, ob „er“ kommen wird oder nicht. Die Gehörhalluzination hilft dabei gewönlich mit und man hört tatsächlich die Antwort, die man erhofft. Wäre dies nicht der Fall, so unterließen es z. B. die chrowotischen Bäuerinnen Vilen zu beschwören, um mit ihnen Wahlschwesterschaft einzugehen. Nicht nur, daß ihnen die Vilen ihr Jawort gewähren, sie erscheinen ihnen auch leiblich und greifbar. So stark ist die Macht der Einbildung [1]).

Zauber zur Kundenanlockung bei flauem Geschäftgang Man verbrenne entweder ein dickes Stück moxa auf der Unterlage des Holzpolsters, das man täglich gebraucht oder binde zwei Pölster mit zwei Gurtbändern (obi) fest aneinander und schleudere sie in einen unbeleuchteten Raum hinein. Dieser Zauber soll außerordentlich wirksam sein.

Zauber zur Anlockung eines ungetreuen Mannes. Wünscht man einen treulosen Mann wiederzusehen, um ihm seine Unaufrichtigkeit vor-

---

[1]) Vergleiche Krauss, Die vereinigten Königreiche Kroatien und Slavonien, Wien 1888, S. 126—130. Welcher Art von Geist die Japanin zitirt, wissen wir nicht, doch dürfen wir annehmen, daß es eine Baumseele gleich einer serbischen Vila sei. In Liebsachen sind die Baumgeister überall freundliche Helfer der Menchenblüten.

zuhalten, so schreibe man zunächst alles, was man ihm sagen möchte und schütte all seinen Ingrimm wider ihn in einem Briefe aus. Dann verschaffe man sich einen Frosch, stecke ihm in den Rücken eine Nadel ein, lege den Brief vor ihn hin und gebiete ihm, das Sendschreiben an die bestimmte Adresse zu befördern, wobei man ihm die Nadel zu entfernen verspricht, falls es ihm gelänge, den Brief in des bewußten Mannes Ärmeltasche hineinzupraktizieren. Der Frosch erfüllt zuverlässig den Auftrag, kehrt wieder zurück und verendet unmittelbar darauf. Sowie nun der Treulose in seinem Ärmel den Brief entdeckt, so besucht er gewiß die Absenderin, um von ihr eine Aufklärung des Geheimnisses zu erlangen.

Zauber gegen einen lästigen Kunden. Die japanischen Zaubereien zur Entfernung eines lästig gewordenen Besuchers befremden uns Mitteleuropäer recht sehr. Ist bei uns ein Bordellbesucher ausgesackelt oder macht er sich sonst mißliebig und überflüssig, so ersucht man ihn mehr oder minder höflich, sich mit beschleunigter Geschwindigkeit das Haustor von außen zu begucken und man hilft ihm dabei zuweilen mit einem Nachdruck auf das Gesäß etwas nach. Die Yoshiwarastundenfrau muß sich aber für die Zeit ihrer bezahlten Ehe ducken. Sie, für die Zeit Geld und Freiheit bedeutet verkauft sich nicht aus eitler Liebe, sie will und muß den Tag abkürzen, denn nach statistischen Ausweisen kommen auf jede galante Dame ihrer 468 Kunden in den 300 Arbeittagen des Jahres. Macht einer Miene, seine 24 Stunden der Liebe voll auszunützen, so käme die Dame dabei geschäftlich zu kurz. Also, hinaus mit ihm. Nebenher bemerkt, ist die Yoshiwara-Insassin besser daran als ihre österreichische oder reichdeutsche Genossin im Bordell, weil die durchschnittlich an 1143, auch besser dran als die Straßenwandlerin, die an 14—1500 Besucher in den mensesfreien Tagen im Jahr zu empfangen hat, während es z. B. bei den chrowotischen Afterjungen, den Ärschlingen oder Pathikern als vielbewunderte Leistung gilt, wenn einer im Jahr einhundert Afterliebhaber zu befriedigen vermag.

Über die Benützunghäufigkeit deutscher Bordellmädchen teilt Camillo Karl Schneider aus eigener Erfahrung mit[1]: Bei besonderen Gelegenheiten, vor allem bei Volkfesten irgendwelcher Art, ist das Bordellmädchen oft gezwungen, sich sehr vielen Männern hinzugeben. Ich weiß positiv, daß 15 und mehr Besucher da keine Seltenheit sind. Zufällig war ich 1904 mal gelegentlich eines Kriegervereinfestes in einem Bordell in Gera (Reuß). Es war gegen 4 Uhr nachmittags. Da erzählte mir ein Mädchen, daß bei ihr bereits 18 Männer gewesen wären. Man denke, um diese Stunde! Die Hauptbesuchzeit sollte erst kommen! Ein Wiener Mädchen hat einmal 21 Besucher zwischen 4 Uhr nachmittags und 4 Uhr früh empfangen. Nach Dr. Neuenborn soll ein Bordellmädchen in Krefeld, wie K. Schewen (Ztschft. z. B. d. Geschlechtkrankheiten 1903 I, S. 375) berichtet, während eines Volkfestes an einem Tage mit 54 Männern verkehrt haben".

In Japan und in China ist man, zumindest in feinerer Gesellschaft, und dazu zählen sich auch die Freudenmädchen, außerordentlich artig. Man vermeidet es, gemein und pöbelhaft zu reden oder gar zu handeln, weil man niemand verletzen oder zu Beleidigungen herausfordern mag. Man geht fein diplomatisch vor und ruft die Vermittlung der Hausgeister an, damit sie gegen

---

[1]) Die Prostituierte und die Gesellschaft, Leipzig 1908. Zitiert nach der Zeitschrift f. Sozialwissenschaft, Leipzig 1908, XI. S. 644.

den, der da klebt, von ihrem Hausrecht Gebrauch machen. Man stellt dem Gast nicht den Sessel vor die Tür, doch bereitet man die ihm zugedachten Zaubereien so unauffällig auffällig vor, daß er den Braten bald riecht und verduftet. Er empfiehlt sich auf chinesisch. Die alten chinesischen Klassiker haben allein 300 Regeln für Zeremonien und 3000 für den Anstand aufgestellt, die Japaner aber dies alles von ihnen übernommen. Trifft es sich jedoch, daß einer weder auf die Geisterermahnung, noch auf den chinesischen Anstand etwas gibt, so tritt ein sichtbarer Hausschutzgeist in Gestalt eines Hausknechts aus dem Lande der aufgehenden Sonne auf dem Schauplatz der Handlung als Mitwirkender auf.

1. Man nehme einen Ko-yori, das ist ein spiralförmig gedrehtes Papier und gebe ihm die Gestalt eines Hundes. Das bringt man im Nebenzimmer am Kleider- oder Spiegelständer so an, daß das Hundgesicht dem Kunden zugekehrt sei. Man verlange wispelnd vom Bildchen sofortige Antwort, ob der Kunde gehen oder weiter verbleiben wolle. Man behauptet, der Zauber sei derart wirksam, daß ein Kunde, der sich zu entfernen beabsichtigt, auf der Stelle abgeht, während jener, der verbleiben will, das Engagement der Huldin erneuert, um seinen Aufenthalt bei ihr verlängern zu dürfen.

2. Knotet man den Zipfel des Unterjäckchens (Koshi-maki) ein, so verläßt einen der Kunde unverzüglich.

3. Man hülle ein wenig lauwarmer Asche in ein Stück Papier ein und berge das Päckchen im Bett zu den Füßen des Kunden, da wird er sich sogleich auf die Strümpfe machen.

4. Man stelle einen Kehrbesen im Winkel des Nebenzimmers zu dem Zimmer auf, wo sich der Kunde aufhält, auf, lege ein Paar Sandalen davor hin und spreche dazu wispernd: „Nun also, belieben Sie sich sogleich zu entfernen!" Und der Kunde geht.

5. Kommt ein langweiliger Besuch ins Haus, den man gern los sein will, so stelle man den Besen umgekehrt in die Ecke, wickle um ihm ein Handtuch und wehe ihn mit dem Fächer an, so wird sich der Gast schleunigst entfernen. Es versteht sich, daß der Betreffende den Vorgang nicht sehen darf. Hilft das Zaubermittel nicht, so tut man wohl Moxa, ein aus einer Beifußart geformtes Brennmittel in die Pantoffeln oder Sandalen des Besuchs [1].

6. Der Volkwitz empfiehlt Moxen als ein probates Mittel, lästige Besucher los zu werden. Man verbrenne eine Moxa am Fersenteil der Holzsohle der Straßensandalen (geta) des Besuchers, die man nach japanischer Sitte am Hauseingang zurückläßt. Als ein anderes sympathetisches Mittel empfiehlt man, in der Küche einen Besen mit dem Stiel nach abwärts zu stellen, den Besenteil mit einem Handtuch (te-ungui) zu bedecken und dann energisch zu fächeln. Diese Beschwörung wird die Lästigen ohne Fehl vertreiben [2].

---

[1]) Dr. Emil Jung, Japanischer Aberglaube. Zeitschrift f. Ethnologie, Berlin 1877. IX. S. 332.

[2]) F. A. Junker v. Langegg, Midzuho-gusa, Lpz. 1880, III. S. 342f. — Moxa ist der Name einer Baumwollart, die man büschelweis auf die kranke Stelle setzt und die angezündet die Haut in Tätigkeit bringen soll. Die Kur ist sehr schmerzlich gleich der Abart davon, dem Setzen von Schröpfköpfen, das noch auf Dörfern in Slavonien und Chrowotien alte Weiber ausüben.

7. Um einen lästigen Gast zu entfernen, stellt man einen suri nogi, das ist einen Stampfer, der einigermaßen die Form eines Phallus hat und zur Bereitung von miso (ein flüssig Gericht aus Bohnen, Mehl und Salz) dient, in den Ofen des ausgelöschten Kochherdes[1]).

Zauber zur Erkundung, ob ein erwarteter Kunde erscheinen wird oder nicht. 1. Man ziehe einen Faden aus dem Endstück eines Handtuchs heraus. Gelingt dies einem gut, so kommt der Kunde sicherlich, reißt jedoch der Faden, so stellt er sich nicht wieder ein.

2. Man nehme zu gleichen Teilen Sake, Weinessig, Sojabohnen (dolichos soja), Öl, ohaguro (eine Zahnputzpulvermischung), Wasser und eine Handvoll Toshin (einen Lampendocht aus Baummark), braue diese sieben Bestandteile zusammen und füge dem Absud ein Stück Papier hinzu, auf dem das Gemächte des Liebhabers abgebildet ist. Dann braue man das Ganze noch eine Weile lang und der Zauber wird gewiß den Mann von seiner Flatterhaftigkeit heilen.

3. In den frühesten Morgenstunden begebe man sich auf den Abort mit einem Stück roten Papiers und einer Schachtel Zündhölzchen. Zünde das Papier mit einem Streichhölzchen an und leuchte damit in die Abortschale hinunter und du wirst darin das Angesicht der Person erblicken, die da geheimnisvoll erscheinen möge. Lacht dich das Gesicht an, so ist dein Verhältnis zu dem Manne zu Ende und du mußt auf ihn verzichten, anderfalls, wenn es Zeichen von Angst und Kummer verrät, so wird er dich ehestens besuchen. Nach Beendigung des Zaubers lisch das Licht aus und wirf das Stümpchen Papiers in den Abort hinab. Läßt du aber zufällig ein brennend Stück auf das Geistergesicht fallen, so bleibt davon, sagt man, im Antlitz des wirklichen Mannes eine Narbe zurück.

Zauber zur Erlangung einer Gewißheit über das Wohlbefinden eines Mannes. Am frühen Morgen begebe man sich in ein unbewohntes Zimmer, darin acht Matten liegen. Nimm einen Besen mit, bekleid ihn mit Gewändern, als ob er ein Mensch wäre, bind ihm um die Taille ein Gurtband (obi) um und bedeck ihm den Kopf mit einem Handtuch nach der Art eines hokamuri, dann birg ihm im Brustlatz einen an deinen Freund adressierten Brief, indem du die stumme Gestalt beauftragst, ihn an den Adressaten abzugeben, eine Antwort abzuholen und sie in eine bestimmte Schublade hineinzulegen. Hierauf stell den angezogenen Kehrbesen in einen Winkel an die Wand hin und verlaß, ohne dich umzuschauen, rasch die Stube. Zuweilen fällt der Besen anscheinend von selber um, ohne daß ein Windstoß dies verursacht hätte. Fällt er um, so wird der Zauber wirken, eine Antwort findet sich in der gedachten Schublade vor und du erhältst Nachrichten von der erwünschten Person.

Zauber, um die Gesinnung eines Mannes zu erkunden. Während dein Kunde schläft, kriech zeitig morgen aus dem Bett heraus, hol vom Abort eine einzige Sandale und begib dich wieder ins Bett zurück, ohne den Kunden aufzuwecken. Liegt der Kunde in tiefem Schlafe, reib sehr sachte mit dieser Sandale seine Brust und befrag ihn gleichzeitig um seine wahre Gesinnung gegen dich. Er wird dir unter diesen Verhältnissen, wenn auch im Traume die gestellten Fragen beantworten und dir alle seine Geheimnisse enthüllen. Nach Erledigung des Zaubers mußt du die Sandale an ihren ur-

---

[1]) Dr. Hermann ten Kate, Aus dem japan. Volkglauben. Globus 1906, S. 112.

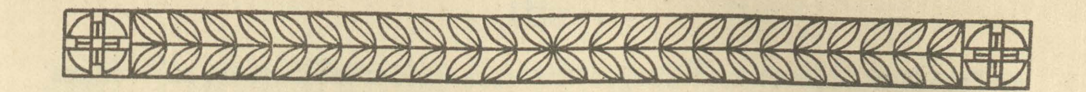
sprünglichen Lagerort zurücktragen und dich wieder ins Bett legen. — Einen ähnlichen Zauber üben slavonische Städterinnen, um sich der Treue ihres Gatten oder Buhlen zu vergewissern, nur halten sie ihm eine brennende Kerze vor, führen ihn auf den Abort und fragen ihn daselbst gründlich aus, während er über der Öffnung sitzt.

Zauber zur Geldeinforderung. Hast du von einem Kunden vergeblich Geld eingefordert, so bekleide einen Kehrbesen gleichwie einen Menschen, stell ihn auf der Seite auf und beklag dich zu ihm wegen des Wortbruches, als ob er ein menschliches Wesen wäre. Dann wirf die Besenpuppe zu Boden nieder und heiße ihr, unfehlbar am nächsten Tag das Geld herbeizubringen. Das bewirkt, daß der Mann von deiner Empörung wegen seiner Wortbrüchigkeit träumt, und er wird dich sogleich aufsuchen und das nötige Bargeld mitbringen.

Dem Wesen nach gleichartig dem japanischen ist der spanische Glaube der Bordellinsassinnen. Um Glück zu erlangen, werfen sie Lavendel in ein Kohlenbecken und steigen räuchernd, mit aufgehobenen Röcken die Treppe hinauf. Es bedeutet Glück für den Rest des Tages, dem ersten Gast den Inhalt des Nachttopfes vor die Füße zu gießen. Dasselbe gewährt auch ein Stückchen Zigarettenpapier, das man ins Feuer wirft und zufällig nicht verbrennt. Man hebt es sorgfältig auf, küßt es, steckt es ins Haar oder trägt es im Strumpf unterm Strumpfband. Das Strumpfband an der Krempe eines Herrenhutes bringt gleichfalls Glück. Sie nennen es Jungfrau, wie die erste Zigarette aus der Schachtel und noch viele andere Dinge, die Glück bringen sollen. Ein Zeichen der Ruhe dagegen ist es, findet man den Boden einer Schachtel[1]). Man vergleiche ferner auch den von E. H. Luedecke erhobenen und im IV. B. der Beiwerke mitgeteilten Glauben deutscher Freudenmädchen. Es ist das guter alter deutscher, wie auch der zuvor angeführte Glauben altspanischer allgemeiner Volkglaube ist. Wir gehen nicht irre mit der Annahme, daß auch im Yoshiwara altjapanischer Volkglaube weiterbesteht. Das Besondere daran ist überall die kleine Abweichung, die durch den eigenartigen Beruf und die außergesellschaftliche Stellung der Bewahrerinnen dieses Glaubens bedingt zu sein scheint. Das Wort „scheint" hat man zu betonen, denn die von keinem Salonfolkloristen umstilisirten Liebzauberangaben in den Anthropophyteia lehren uns deutlich, daß viele, weitaus weniger harmlose Mittelchen zur Korrektur des Liebglücks bei unverdorbenen, streng keusch gehaltenen Mädchen und Frauen im Volke üblich sind.

[1]) C. Bernaldode Quirós und J. M. L. Aguilaniedo, Verbrechertum und Prostitution in Madrid. Berlin 1910. S. 51 F.





XI.

Schwangerschaft, Niederkunft und Geburt. — Die Geburtgottheit. — Das Gebärhaus. — Die Hebeamme. — Nachgeburt und Nabelstrang. — Zauberglaube der Schwangeren und der Gebärerin. — Unfruchtbarkeit und Kinderlosigkeit.

Nach dem Spezialbericht der Kaiserlicheu Universität zu Tokyo haben ihre „medizinischen Autoritäten unwiderleglich bewiesen, daß bei den japanischen Mädchen die Pubertät nicht früher als bei ihren europäischen Schwestern eintritt. Die von fremden Völkern beliebte Theorie unserer schnelleren Reife und unseres rascheren Verfalls besteht ohne die denkbarste Begründung“[1]). Der Verfasser geht offenbar von der Meinung aus, Europa habe ein einheitliches Klima, eine einheitliche Bevölkerung und das Weibervölkchen sei absolut in Stadt, auf dem Flach- und im Gebirgland gleichgeartet. Im Durchschnitt könnte man die Japanin der Süditalienerin und Südspanierin gleichstellen, die da frühzeitig reifen und bereits mit 25 Jahren häufig matronenhaft verblühen. Daran trägt wohl die Hauptschuld die das Weib ausmergelnde Art und Weise der Beischlafausübung, die unseren Bildern nach auf die Schonung der weiblichen Reize keinerlei Bedacht nimmt.

Ziemlich allgemein ist der Glaube verbreitet, daß in Schaltjahren mehr Geburten stattfinden als in anderen Jahren[2]).

Mehrere große Helden der japanischen Überlieferung waren Jungfernkinder, die Mütter hatten sie von Sonnenstrahlen empfangen[3]).

Ein gewöhnliches Menschenkind braucht im Mutterleib der Japanin neun Monde, wie ein Kind anderswo, zu seiner Entwicklung, der Nationalheld Masa Shige aber volle 14 Monate[4]), während es in unseren Volksagen seinesgleicheu nicht unter neun Jahren tut. Ein Prinz brachte es bei den Japanern in alter Zeit einmal zu Wege, es volle drei Jahre lang im Mutterleib auszuhalten, dafür jedoch erlangte er allerdings auch die höchste Auszeichnung, wie es folgende Sage getreulich vermeldet.

---

[1]) Unser Vaterland Japan. Leipzig 1904. S. 228.

[2]) Dr. H. ten Kate, Globus 1906. S. 127.

[3]) Man vergleiche darüber Junker von Langegg, Midzuho-gusa, an mehreren Stellen, und zur Erklärung Dr. Hans Bab, Geschlechtleben, Geburt und Mißgeburt in der asiatischen Mythologie, Zeitschrift für Ethnologie, Berlin 1906. S. 280. — Über die internationale Verbreitung des Glaubens vergl. P. Saintyves, Les Vierges mères et les naissances miraculeuses. Essai de mythologie comparée. Paris 1908, Kap. VI et VII und Edwin Sidney Hartland, Primitive Paternity. The Myth of Supernatural Birth in Relation to the History of the Family. London 1909, 2 vols.

[4]) F. A. Junker von Langegg, Midzuho-gusa, Leipzig 1880. III. S. 30, Anm.

Die junge, verwitwete Kaiserin Jingu bereitete eine Kriegfahrt vor als sie zu ihrer Überraschung bemerkte, daß sie schwanger sei. Das war im J. 201. Ihr Kami (die Baumseele) erbarmte sich der Not der Heldin, erschien ihr abermals, als sie im Gebet lag und deutete ihr den Ort an, wo sie einen großen, flachen Stein finden würde, den sie aufbinden solle, damit sich ihre Entbindung bis nach Beendigung des Feldzuges verzögere. Drei Jahre lang ging sie mit dem Kinde schwanger und dann erst nach Eroberung Koreas genas sie eines Knäbleins, der als 15. Mikado (270—310) auf den Thron und nach seinem seligen Ende, weil er schon im Mutterleib in den Krieg gezogen war, unter dem Namen Hachiman oder Ya-wata als Gott der Krieger verehrt wurde[1]).

Die Frauen lassen sich rasiren und zwar die Augenbrauen, wenn sie Mütter sind oder Aussicht haben, es bald zu werden; außerdem aber auch, ohne Rücksicht auf derartige Familienverhältnisse, im ganzen Antlitz, um die feinen Härchen zu entfernen und so die Haut besonders zart erscheinen zu lassen[2]).

Die Japaner verehren einen Schutzgott der Geburt Ujigami (etwa: hochwohlgeborener Herr!), den sie auch Ubusuna heißen. Die in seinem Bezirk geborenen Kinder stellt man ihm d. h. seinem Bilde, gleich nach der Geburt vor und kreißende Frauen rufen seine Hilfe an. Sie verschaffen sich auch Erde aus dem Bereich seiner Stifthütte, weil sie an deren Zauberkraft bei der Niederkunft glauben. Dieselbe Erde vermag auch, nach dem Volkglauben, Steifheit der Glieder zu beheben[3]).

Sieht eine Frau hoffend baldigen Mutterfreuden entgegen und fühlt sie die schweren Stunden nahen, so gedenkt sie schmerzenvoll der unglücklichen Schwestern, die für ein neugeborenes Leben ihr eigenes dahingeben mußten. Angsterfüllten Herzens begibt sie sich zur Stelle des nächsten Wasseropferortes (Nagare-Kan-jo) und bringt das Erlösungopfer für die leidende Seele der im Kindbette Verstorbenen dar, die nur dann Ruhe findet, nachdem das über vier Stäben ausgespannte Tuch, das da mit ihrem posthumen Namen (Kai-miyo) bezeichnet, durch häufige Opfer ganz durchlöchert ist. Erst, wenn das Wasser nicht mehr seiht, sondern durch das ausgenützte Tuch fällt, ist die Seele der verstorbenen Mutter von den irdischen Sünden gereinigt und erhebt sich befreit zu höherem Dasein[4]).

Bei der Entbindung soll die Frau eine Kormoranfeder oder auch die Koyasugai (Leichtentbindung-Muschel), eine Art von Kauri oder Otterköpfchen in der Hand halten.

Als wichtig für die Gebärende ist es auch, daß sie den Besengott (Koki no kami) nicht durch schlechte Behandlung des Hausbesens, wie Treten, Hinwerfen usw. beleidigt habe[5]). Hiebei handelt es sich offenbar um eine hygienische Vorbeugungmaßregel, der man durch eine Verknüpfung mit der beleidigten Gottheit einen starken Nachdruck verleihen will. Mit anderen Worten, die Frau darf während ihrer Hochschwangerschaft keine schweren häuslichen Arbeiten verrichten.

---

[1]) F. A. Junker v. Langegg, Midzuho-gusa, Leipzig 1880. S. 353 ff.
[2]) C. Netto u. G. Wagener, Japanischer Humor. Leipzig 1901. S. 67.
[3]) Aston, W. G.: Shinto (The way of the Gods), London 1905. S. 47.
[4]) F. A. Junker von Langegg, Midzuho-gusa, Leipzig 1880. S. 100f.
[5]) Karl Florenz, Japan. Mythologie usw. Tokyo 1901. S. 203, Suppl. d. Mitt. d. D. Ges. f. Natur- u. Völkerk. Ostasiens.

Ist ein Ehepaar berechtigt, sich der sicheren Hoffnung auf Elternfreuden hinzugeben, dann zieht der Gatte aus dem linken Ärmel seines Gewandes einen acht Ellen langen Gürtel von weißer und roter Seide; die Frau steckt ihn in den rechten Ärmel, zieht ihn dann hervor und gürtet sich damit[1]). Das ist zweifellos ein Zauber, der der Frau das leichte Gebären sichern soll, nur eine Variante des allgemein unter den Völkern vorkommenden Glaubens an die Nützlichkeit des Hindurchkriechens oder Durchziehens zur Abwehr von Krankheiten und Übeln mancherlei Art. Ist das Kind geboren, dann läßt man den weißen Teil des Gürtels blau färben, macht daraus einige Kleider für das Kind und bewirtet den Färber aufs beste. So hat das Band seine Zauberkraft auch weiterhin an dem Kinde zu bewähren.

Die Japanin wird schon in der Schwangerschaft auf Verbesserung etwaiger falscher Lagen vorbereitet, indem man ihren Leib von außen bearbeitet. Andere binden den Unterleib in der Schwangerschaft. Wie gescheit sind ihre den Beischlaf regelnde Gesetze in Betreff der Schwangerschaft! wir haben alle Ursache, ihre verständigen, wenn auch halb unbewußten und rohen Gebräuche zu vergleichen! So sagt Dr. Engelmann[2]), leider ohne uns in seinem Buche etwas über die Beischlafenthaltung weiter mitzuteilen. Vermutlich gelten die gleichen Vorschriften, die wir z. B. bei den Russen und den Samoanern gleichmäßig antreffen. Roh kann man jedoch die Gebräuche nicht heißen, die auf einer endlos langen gesunden Beobachtung beruhen.

Die Japanin beginnt ihre Vorbereitungen für das zu erwartende Ereignis im siebenten Monate, um den richtigen Zeitpunkt nicht zu verpassen. Das zu richtende Bett besteht aus einer etwa drei Fuß im Geviert haltenden Strohmatte, worüber man eine Lage Baumwolle oder ein Tuch legt. Diese einfache Vorrichtung, auf der die Erwartende niederzukommen hat, setzt man einstweilen bei Seite, um sie für den Gebrauch bereit zu haben[3]). (Vergl. Matte, Matratze, Kissen und Rückenstütze Abbildung Nr. 101—108).

„Am siebenten Tage, wenn alles günstig verläuft, sonst später, etwa am 21. Tage nach der Niederkunft, richtet man allen Verwandten ein Mittagmahl her. War es ein Knabe, so gibt es viele Freudenbezeugungen und lang ausgezogene, wortreiche Beglückwünschungen, — war es ein Mädchen, so drückt man alle Kundgebungen streng herab.

„Beim Mädchen gehen Mutter, Kind und nähere Freundinnen am einunddreißigsten, bei Knaben am fünfzigsten Tage zum Tempel. Der Bonze sagt bezügliche Gebete her und gibt der Mutter ein besonderes, auf das Tempelpapier geschriebenes Gebet. Vielmal zusammengefaltet trägt man es in einer Tasche am Gürtel“[4]).

Bei der Geburt im Hause des Shoguns war es nötig, Geburtreis (sammai) zu streuen, und zwar sowohl während des Geburtaktes, als während des ersten Bades des Neugeborenen. „Bei der Geburt zieht sich die Seele der Gebärenden zusammen (Ki ga tojiru), das Reisausstreuen ist symbolisch für die Ausdehnung der Seele, die das Gebären er-

---

[1]) Eufemia von Kudriaffsky, Japan. Vier Vorträge. Wien 1874. S. 48.

[2]) Dr. G. J. Engelmann, Die Geburt bei den Naturvölkern. Eine Darstellung d. Entwicklung d. heutigen Geburtkunde aus den natürlichen und unbewußten Gebräuchen aller Rassen. Verdeutscht u. ergänzt v. Prof. Dr. G. Hennig, Wien 1884. S. V.

[3]) Engelmann-Hennig, Die Geburt bei den Urvölkern. S. 13.

[4]) Dr. J. C. Cutter bei Engelmann-Hennig, S. 48.

leichtert“, sagt der brave Teijo, ohne daß sich hier sein Verstand gegen den Aberglauben regt (bemerkt dazu F. Thiel). Auch war es üblich, vom Dach aus einen Reiskochtopf (Koshiki) auf die Erde zu werfen und zwar im Falle eines Prinzen nach Süden, im Fall einer Prinzessin nach Norden. Die Bedeutung ist dieselbe wie beim sammai.

Die Geburtnacht wird shoya, die dritte sanya, die fünfte goya, die siebente nanaya genannt. Die an diesen Tagen gefeierten Feste nennt man abuashinai no iwai (Fest der Geburt und Aufbringung). Ist keiner dieser Tage ein Glücktag, so wählt man den nächsten Glücktag aus und feiert an diesem das Fest, das trotzdem shoya no iwai genannt wird, und die nächsten Feste entsprechend weiter. Als Glücktage gelten: I. Monat 11. Tag, II. M. 9. T., III. M. 7. T., IV. M. 5. T., V. M. 3. T., VI. M. 1. T., VII. M. 25. T., VIII. M. 22. T., IX. M. 20. T., X. M. 18. T., XI. M. 15. T., XII. M. 12. Tag.

Beim ersten Baden des Kindes feiert man das yuhajime no iwai, beim ersten Kopfrasiren das teihatsu no iwai, beim erstes Kleiden das chakui no iwai. Einige Zeit nach der Geburt feierte man das Kawanozomi no matsuri, das Flußbesuchfest. Auch dies Fest verlegt man auf einen glücklichen Tag. Man engagierte den Chef der Wahrsager und Astrologen, der sich an den Fluß zu begeben hatte, um die feierliche Handlung vorzunehmen. (Teijo).

Gebärhaus. Als besonders verunreinigend gelten Geburt und Tod. Die Mutter genas wie bereits früher erwähnt (vgl. S. 49) in einem abgesondert vom Hause gelegenen Gebärhause (Ubu-ya; ubu-Geburt). Der Sterbende verschied in einem gleichfalls abseits errichteten Trauerhause (Mo-ya), wo er bis zur Bestattung verblieb. Nach der Reinigung der Mutter und des Kindes, wie nach der Leichenfeier verbrannte man diese Gebäude mit allen darin befindlichen Geräten. Solche Gebäude sind jetzt seltener geworden, doch purifizirt man immer noch die Geburt = und Sterbestuben und vernichtet alle Geräte, sowie man in jeder Beziehung die alten Reinigunggebräuche auf das genaueste beobachtet [1]).

Bis zum J. 1878 bestand noch auf der Insel Hachijo und vor etwa 100 Jahren noch überall der Brauch, daß sich Frauen in den letzten Tagen ihrer Schwangerschaft in eine eigene Niederkunfthütte begaben, um das Wohnhaus vor Befleckung zu bewahren.

Während der Schwangerschaft vermeiden die Damen unwillkommene Anblicke, Geräusche und Gespräche. Sie verschmähen wohlweislich Kaninchen und Hasen, aus Furcht, eine Hasenscharte zu zeigen. In einigen Provinzen essen sie in gedachter Zeit kein Fleisch, in anderen zieht sich die Frau während der letzten 21 Tage der Schwangerschaft in ein abgesondertes Gemach, eine Wohlhabende in ein besonderes Haus zurück. Diese Abschließung währt auch 21 Tage nach der Niederkunft; da bekommt sie auch andere Speisen als die die übrige Familie genießt [2]).

Hebammen. Beim Landvolk versehen gewöhnlich ältere Witwen Hebammendienste, in Städten dagegen gibt es tüchtig geschulte Geburthelferinnen nach europäischen Vorbildern.

Die Beifrauen oder Hebammen rufen abends in den Straßen laufend aus: anma-tori? Sie streichen und drücken methodisch den Bauch der Hoffenden,

---

[1]) F. A. Junker v. Langegg, Midzuho gusa, Leipzig 1880. II. S. 203f. Vrgl. auch Ploss-Bartels a. a. O. IX. Aufl. II. S. 50.

[2]) Dr. J. C. Cutter bei Engelmann-Hennig, Die Geburt. b. d. Naturvölkern, Wien 1884. S. 48.

sobald als Schwangerschaft erkennbar ist. Dies soll der Frucht die richtige Lage sichern[1]).

Die Hebamme wird um den fünften Monat herum herbeigeholt, und sie bindet dann den Unterleib der Schwangeren mit einem Tuche, das erst beim Anfang der Wehen abgelegt wird und bis dahin an einer Stelle verbleibt, damit die Frucht nicht zu groß werde[2]).

Dr. N. Kauda in Tokyo berichtete an Dr. Engelmann: „Im fünften Monate nach der Empfängnis holt sich die Schwangere zuerst Rat bei einer Hebamme, die ihr den Leib mit einem einen Fuß breiten, sechseinhalben Fuß langen Stück Zeug bindet, das bis zur Kinderscheinung nie ganz abgelegt, nur gelegentlich gewechselt wird. Dies Bauchbinden geschieht, um das übermäßige Wachstum der Frucht, das die Entbindung erschweren könnte, zu behindern. Etwa dreimal monatlich kommt die Hebamme, den Bauch zu reiben. Im siebenten Monate beginnen die Vorbereitungen für die erwartete Niederkunft“.

Dr. J. C. Cutter in Kaitakushi auf Lappu gab weitere Auskunft: „Bei der Entbindung ist höchst selten ein Mann zugegen. Sei es ein Kuliweib oder eine Dame, so hilft ihr bei der Geburt eine Samba-san, d. h. ein verarmtes Frauenzimmer. Gewöhnlich ist dies keine gelernte Hebamme, sondern eine ältere Frau oder Witwe, die von einer früheren Samba-san unterrichtet worden.

„Die japanischen Frauen sind gesund, gut gebaut und schön entwickelt, da sie von den modischen Zwangjacken Europas und Amerikas nicht verkümmert werden. Daher hat in der Mehrzahl der Fälle die Samba-san nur das Kind zu empfangen und die Nachgeburt zu entfernen. Alle japanischen Weiber haben geräumige Becken (namentlich im Verhältnis zum schmalen, fast spitzen Kindschädel, Hennig) und fürchten sich daher nicht vor der Niederkunft; außerdem besitzen sie starkes Vertrauen auf die in solchem Falle einstehenden Naturkräfte.

„Beim Herannahen der Geburtzeit legt man eine dicke gepolsterte, mit Baumwolle ausgestopfte Matratze (Futon) auf die Strohmatte (Tatamé). An dem einen Ende rollt man eine Anzahl Futons auf und benützt sie als Kissen, an die sich die Gebärende in der den Japaninnen geläufigen Weise anlehnt“. Vergl. Abb. 101.

„Die Knie sind gebogen, die Unterschenkel unter den Oberschenkeln mit nach auswärts gekehrten Zehen. Während der Geburt spreizt man die Knie aus. Vor die Gebärende kommt oft ein Stoß Futons, ein Stuhl oder ein besonderer Sessel zu stehen, an den sie sich anstemmt. In anderen Fällen nimmt eine Freundin die bekannte Stellung ihr gegenüber ein und eine zweite hinter ihr zur Stütze des müden Körpers, zum Halten des Kopfes und sogar zum Umfassen und Drücken des Unterleibes. Die Hebamme reibt den Bauch, klopft leicht darauf und bringt ebenfalls Druck an. Später nimmt sie das Kind weg, während es hervortritt, indem sie es beim Durchtritt emporhält. Dem Uterus folgt man nicht mittels äußeren Druckes.

„Die Nachgeburt holt man in derselben Stellung. Fast in allen Fällen legt die Hebamme zwei Schlingen an den Nabelstrang, trennt ihn dazwischen und erwartet den Austritt des Kuchens. Gelegentlich bedient man sich des

---

[1]) Dr. C. Hennig bei Engelmann, Die Geburt bei den Urvölkern. Wien 1884. S. 152.

[2]) Engelmann-Hennig, Die Geburt bei den Urvölkern. Wien 1884, S. 13.

Zuges und des äußeren Druckes. Hierauf wird eine dicke Schärpe (obé) mehrmals um den Leib gewickelt, wonach sich die Mutter an den Futon lehnt"[1]).

Die Nachgeburt beerdigte man mit Feierlichkeit, wobei man im Falle von Knaben einen Pinsel mit Tusche mitbestattete. Handelte es sich um ein Kind des Kaisers oder Shoguns, so ernannte man einen besonderen Beamten für diese Beerdigung. Ihm war ausdrücklich vorgeschrieben, daß er auf dem Rückweg von der Beerdigung lächeln müsse. Die Beerdigung hatte an einem Platz zu erfolgen, den keines Menschen Fuß betreten, und eine ältere Vorschrift bestimmte, daß der Beamte beim Verlassen des Grabes dreimal laut auflachen müßte (Teijō).

Das Gelächter dient, wie sonst bei manchen Völkern zur Abwehr von Beschreiunggeistern. Auch die Zigeuner auf der Balkanhalbinsel haben den Brauch, eine Beerdigung wie ein fröhliches Fest heiter zu begehen. Die Wahl des unwegsamen Bestattungortes weist auf ein Geschenk an die Geisterwelt hin, dann aber hat sie auch den Zweck, das Nabelende zu beschützen, damit es nicht etwa irgend ein Mensch zu Zauberzwecken als einen Grab- oder Totenfetisch ausgrabe und verwende, wie dies z. B. unter den Chrowoten und Serben vorzukommen pflegt. Vrgl. Anthropophyteia Bd. VIII.

Die Nachgeburt bringt man aus der Stube in einem Gefäß von vorgeschriebener Gestalt. Gehörte sie einem Knaben an, so legt man eine Stange ndischer Tusche und einen Schreibpinsel hinzu, was beim Mädchen entfällt In jedem Falle birgt man den Kuchen tief in die Erde, so daß die Hunde ihn nicht ausscharren können[2]).

Die Nachgeburt vergräbt man unter dem Hausfußboden an einer Stelle, die ein Shintopriester zuvor mittels Zeichendeuterei angezeigt hat. Den Mutterkuchen eines Knaben begräbt man zugleich mit einem Schreibpinsel (fude) und einem Stück Tinte, den eines Mädchens mit einer Nadel und Garn[3]).

Die Nachgeburt vergräbt man in einer Tiefe von sieben Fuß. Man legt sie vorher in ein Fäßchen, wie das für den Nabelstrang bestimmte und reinigt die Grube mit Salzwasser. (E. Schiller).

Pflegten ihrer viele Männer mit einem Frauenzimmer einen unerlaubten Verkehr und es ist daher ungewiß, wer des Kindes Vater sei, so lege man den Mutterkuchen (die Placenta) auf eine lackirte Mulde und es wird sich darauf des Vaters Helmbusch zeigen[4]).

Wenn man eine Feder und Tinte mit dem Mutterkuchen (der Placenta) verbrennt, so wird das Kind einmal geschickt die Feder führen (etwa, ein Schriftsteller werden), und verbrennt man einen Fächer derart, so wird das Kind einmal in der Welt emporkommen[5]).

Ein Kind hat sein Lebtag eine besondere Abneigung gegen jenes Insekt, das als erstes über die Stelle kam, wo der Mutterkuchen (die Placenta) verbrannt worden war. War es etwa eine Raupe, so empfindet das Kind späterhin jeweilig beim Anblick einer Raupe ein stilles Grauen[6]).

Vom Nabelstrang berichtet E. Schiller wie folgt: „Man legt zwölf kleine Fäßchen, Oshioke oder Enaoke, aus Zedernholz, mit einem Durch-

---

[1]) Engelmann-Hennig, Die Geburt bei den Urvölkern, Wien 1884. S. 46 ff.

[2]) Dr. J. C. Cutter bei Engelmann-Hennig. Die Geburt bei den Urvölkern, Wien 1884, S. 49.

[3]) Dr. H. ten Kate, Globus 1906, S. 129.

[4], [5] u. [6]) Bei De Becker a. a. O. an verschiedenen Stellen.

messer von 6, 7, 9 oder 11 Sun, mit Kranichen, Schildkröte, Fichte und Bambus, lauter Glück bedeutenden Symbolen bemalt, und 12 Messer aus Bambusrohr neben das Lager des Kindes. Die abgeschnittenen Schnurstückchen legt man zunächst auf drei aufeinandergesetzte, ungleiche Tontöpfchen, verteilt sie dann in die zwölf Fäßchen und vergräbt sie mit Reis, Geld, Hanf und Stroh in der Jeni-Richtung im Haushofe. (Nach den zwölf Sternbildern des Tierkreises teilt und benennt man auch die Windrose). Jeni ist N. N. W. Die Nabelschnur des regierenden Kaisers liegt freilich in N. N. O. des kaiserlichen Palastes zu Kyoto im Parke des Shimagamo-Tempels unter einem Denkstein begraben[1].

Man trennt den Nabelstrang vom Knaben, hüllt ihn in mehrere Schichten weißen Papiers und endlich in einen Bogen weißen Papiers, der die vollen Namen der Eltern enthält. In dieser Verwahrung legt man ihn zu den Archiven der Familie. Stirbt das Kind, so beerdigt man es damit, erreicht es das Alter Erwachsener, so trägt es ihn beständig bei sich und schließlich begräbt man ihn zugleich mit ihm[2].

Das Abschneiden des Nabelschnurendes bildete ein besonderes Fest, das man im Shogunatpalast mit vieler Förmlichkeit beging. Die Familie versammelte sich in der Geburtstunde und der Shogun in Person schnitt das Nabelschnurende ab. In späteren Zeiten schnitt er es nicht wirklich ab, vielmehr machte er nur mit einem aus Bambus angefertigten nachgeahmten Messer symbolisch die Bewegung des Abschneidens und eine der Frauen des Hofes nahm die Operation in Wirklichkeit vor. Teijo führt diese Sitte auf die Götterzeit zurück.

Zauberglauben. Die Zaubereien wenden die Leute je nach dem Grade ihres Schwachsinnes oder ihrer Einfältigkeit an; daß aber in einer Ehe alle Narreteien gebraucht würden, kommt wohl nicht vor. Regel ist es, daß man an die Wirksamkeit solcher Übungen gar nicht glaubt, sie jedoch der Nachbarschaft wegen befolgt, um sich nicht bei einer möglichen Kinderkrankheit den Vorwürfen der alten Weiber beiderlei Geschlechtes auszusetzen.

Der chrowotische oder serbische Bauer z. B. müßte rein verrückt sein oder es werden, sollte oder müßte er den ungeheuerlichen Altweiberglauben, der auf ihn auf Schritt und Tritt einstürmt, jedesmal beachten und befolgen. Gewöhnlich nimmt er davon nur soweit Notiz, als er ihm jeweilig zu Listen, Schlichen und Kniffen paßt um vom Stumpfsinn seiner Dorfgenossen einen Vorteil zu ziehen. Wird es dem Chrowoten zu bunt, so ruft er aus: jebi me u dupe! (vögle mich in den Arsch!), der Serbe: jebem te u dupe! (ich vögle dich in den Arsch!) und aller Zauber wird gegen ihn wirkunglos. So sorgt der Glaube selber dafür, daß er nicht zu übermächtig werde.

Der Städter ahnt es selten, daß inmitten der ungebildetsten bäuerlichen Bevölkerung die starken Geister sehr häufig vorkommen, die den ganzen Glaubenplunder aufs tiefste verachten und sich nur scheinbar um des lieben Friedens willen dem vorherrschenden Glaubenzwang fügen. Im Durchschnitt ist in Glaubensachen der Großstädter sogar viel beschränkter als der Landmann.

---

[1]) Japanische Geschenksitten. Mitt. d. D. Ges. f. Natur- u. Völkerkunde Ostasiens. Tokyo 1900—1903, B. VIII. S. 282ff.

[2]) Dr. J. C. Cutter bei Engelmann-Hennig, Die Geburt b. d. Urvölkern. Wien 1884. S. 49.

Wenn einer Mutter die Kinder hinsterben und sie sie nicht aufziehen kann, so tut sie gut daran, das nächste Kind auszusetzen, zuzuwarten, bis es irgend wer aufhebt und es dann zurückzufordern. Das sichert dem Kind andauernde Gesundheit und es wird zuverlässig groß wachsen[1]. Es ist auch gut, bei der Namenbildung des Kindes das Zeichen für suteru (wegwerfen) einzuschalten oder es Aguri zu benennen. Errichtet man eine Tōba aus Keyaki-Holz (Zelkowa acuminata), so daß die Kernspitzen nach unten schauen, auf dem Grabe des letztverstorbenen Kindes, dann werden die nachkommenden Kinder ganz sicher aufwachsen. (Tōba oder sōtoba, aus dem Sanskrit stupa = Grabhügel, ist ein langes, schmales und dünnes Holzbrett mit Sanskritinschriften aus heiligen buddhistischen Büchern).

Wirfst du Handwaschwasser (te-midzu) über jemand hin, so wirst du ein armloses Kind bekommen. Gießt du aber einer solches Wasser über dich aus, so wirst du das dritte Jahr nicht überleben[2].

Ist ein Kind in der Kōshin-Nacht empfangen worden, so wird aus ihm einmal ein Räuber. (Kōshin ist eine Vergöttlichung des Monattages, der dem 57. Stichtag des chinesischen Sexagesimalkreises entspricht.)[3]

Wünschst du keine Kinder mehr zu kriegen, so mußt du bei der Namengebung des Letztgeborenenen das Zeichen tomé (halt, stillgestanden) oder Kiwa (Ende, Grenze) der Handlung vorausschicken. Das ist ein höchst wirksames Mittel[4].

Bildet sich ein kleines Geschwür oder eine Finne in deinem Nasenloch, so wird im Hause eines deiner Verwandten ein Kind zur Welt kommen[5].

Frauen die gern Mutterfreuden erleben möchten, kauern an der Stelle nieder, wo eben zuvor eine Geburt stattgefunden hat[6].

Die Japaninnen trinken, wenn sie schwanger sind, eine Abkochung von getrockneten und gepulverten Hirschkälbern, die noch nicht geboren waren[7].

Frauen sollen nicht über einen Bambusstaubbesen (hoki) schreiten, weil dies eine schwere Entbindung verursachen würde, doch hält während der Entbindung die Gebärerin und eine Helferin einen Bambus-hoki fest, weil es zu einem günstigen Verlauf der Nachgeburt führe[8].

Schwangere verschlucken kurz vor ihrer Entbindung ein Stückchen Papier, auf dem der Schutzpatron der Gebärenden abgebildet ist, in der Hoffnung, so einer leichteren Entbindung entgegenzugehen.

Frauen sollen nicht auf Eierschalen treten, sonst wird die Entbindung schwer oder sie bekommen shirachi (weißen Fluß).

Wenn eine Geburt stattfinden soll, wasche man nicht die Kochpfannen, woraus man gegessen hat, sondern lasse sie halb mit Wasser gefüllt stehen. Dies soll zu einem günstigen Verlauf der Geburt, insbesondere bezüglich des Fruchtwassers, mitwirken[9].

Das schmerzliche Gebären gilt als tsumi, Strafe der Frau, das Zurweltkommen eines verunstalteten Kindes als Strafe des Mannes[10].

Wenn eine Schwangere am Hundtag (inu no h) ein iwataobi anfertigt

---

[1]) Den gleichen Zauber mit der Kinderaussetzung üben im selben Fall auch bosnische Moslimen. Vrgl. Krauss, Die Haarschurgodschaft b. d. Südlaven. Leiden 1904.

[2]—[5]) Bei De Becker a. a. O. an verschiedenen Stellen.

[6]) Dr. H. ten Kate, Globus 1906. S. 129.

[7]) Ploss-Bartels a. a. O. I. S. 893.

[8]—[10]) Dr. H. ten Kate, Globus 1906, S. 127 u. 129.

(die Bandage, die eine Schwangere nach dem fünften Monat bis zur Niederkunft trägt), wird sie des Kindes schmerzlos entbunden werden[4]).

Leben zufällig zwei schwangere Frauen im selben Hause, so wird eine von ihnen gleichzeitig mit ihrem Kinde sterben oder eine Fehlgeburt erleiden[2]).

Bekommt die Mutter nach der Geburt eines Kindes ein hartnäckig Magenweh, so verbrenne sie einen alten Teesack und verzehre die Asche davon. Das heilt die Schmerzen.[3])

Weist ein noch nicht der Mutterbrust abgespähntes Kind zwei Linien zwischen dem Steiß und dem Knie auf (Mongolenflecken), so wird das nächstfolgende Kind ein Mädchen, ist aber bloß eine Linie sichtbar, ein Knabe sein[4]).

Trinkt eine Schwangere Reiswein (sake) und ißt Spatzenfleisch dazu, so wird ihr Kind unzüchtig und unsittlich (impon) werden[5]).

Berührt eine Schwangere zufällig bei Betrachtung einer Feuerbrunst ihre Haut, so wird ihr Neugeborenes an der entsprechenden Leibstelle ein Geburtmal aufweisen. Hat sie jedoch zur selben Zeit von ungefähr ein Spiegelchen in ihrem Busen, so entgeht das Kind dem Muttermal[6]).

Die Opfer von gekochtem Reis, die man Verstorbenen periodisch weiht, (obukisan) müssen recht hoch aufgehäuft sein, damit die zukünftigen Kinder eine hohe, spitze Nase bekommen[7]).

Gebiert eine Frau in einem sogenannten Unglückjahre (yakudoshi, von yaku, Unglück) ein Kind, dann vertraut man es für kurze Zeit einer anderen Frau an, z. B. einer Nachbarin, um dem schlechten Einfluß zu entgehen. Beim Kindabholen, gibt man Geschenke zum Dank für diese Hilfe[8]).

Mit dem Kehrbesen, Kehricht, mit der Defaekation, dem Misthaufen und den Aborten, wo welche landüblich sind, bringt man überall in der Welt, wie dies die in den Anthropophyteia angesammelten Erhebungen dartun, eine dem Menschen wohl feindlich gesinnte Geisterwelt in Verbindung. Auch in Japan sucht der Volkglaube Abwehrmittel gegen die möglichen Schäden solcher Schmutzgeister.

Wenn eine Frau den Abort auskehrt und reinigt, so wird sie eine leichte Niederkunft haben.

Während der ersten drei Tage des ersten Monats darf man weder Kehricht noch andere Abfälle aus dem Hause fegen. Man glaubt, daß die Entfernung des Kehrichts aus dem Hause am ersten Neujahrtag den Verlust der männlichen Kraft, ohne die keine Familie gedeihen kann, zur Folge habe[9]).

Männer wenden gegen venerische Geschwüre auswendig den weißen Kalk der Latrinen an[10]).

Kinderlosigkeit. Nach einem japanischen Sprichwort werden Frauen unfruchtbar, wenn sie Akinasubi essen. Akinasubi ist eine spättragende Frucht der Eifersucht und enthält wenig oder gar keine Samenkerne; daher die scherzhafte Warnung für junge Frauen, davon zu essen, weil sie sonst keine Kinder bekämen. (Ehmann). Die Japaner suchen den Grund der Unfruchtbarkeit im Temperament der Frau und ein von Ehmann mitgeteiltes Sprichwort: „Sinnliche Frauen sind oft unfruchtbar“ bestätigt die auch bei uns bekannte Meinung, daß „Huren‘ selten gebären“. Es ist nicht ausgemacht, daß, wie

---

[1—6]) De Becker a. a. O. an verschiedenen Stellen.

[7] u. [8]) Dr. H. ten Kate, Globus 1906. S. 113 und 127.

[9]) F. A. Junker v. Langegg, Midzuho-gusa. Leipzig 1880. III. S. 301 f

[10]) Dr. H. ten Kate, Globus 1906. S. 129.

Ploß-Bartels anzunehmen scheinen, das japanische Sprichwort auf anständige Ehefrauen gemünzt ist.

Aber auch Kinderlosigkeit scheint in Japan nicht gar zu selten zu sein, und man sagt von schönen Frauen, die kinderlos bleiben: „Der Yamabuki (ein Zierstrauch, Kessia japonica) blüht, aber bringt keine Frucht", und sich entschuldigend sagen die Kinderlosen: „Man kann wohl Melonensaatkerne stehlen, aber nicht Kindersaatkerne". (Ehmann).

Der Kinderreichtum gilt als eine berechtigte Eigentümlichkeit der Armen. Das besagt das Sprichwort: „In der mageren Kaki-Frucht sind viele Kerne", doch „Kinder gebären ist leichter, als für sie sorgen[1]", aber: „Anständige Leute haben viele Kinder" (Rein).

Bei den japanischen Buddhisten gilt, wie in Indien (nach Mahabharata Adiparvan CCXVII) die Askese als ein erfolgreiches Mittel gegen Kinderlosigkeit[2]).

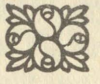
Bunsio, so erzählt die japanische Sage, richtete nach vieljähriger Kinderlosigkeit in der Ehe ihr Gebet an die Götter, ward erhört und gebar — fünfhundert Eier. Da sie fürchtete, die Eier möchten vielleicht Ungeheuer hervorbringen, so packte sie sie in eine Schachtel und warf sie ins Wasser. Ein alter Fischer, der die Schachtel fand, brütete die Eier in einem Ofen aus, die da fünfhundert Kinder hervorbrachten. Die Kinder wurden mit gekochtem Reis und Beifußblättern gefüttert und da man sie endlich sich selber überließ, so fingen sie an, Straßenräuber zu werden. Da sie von einem Manne hörten, der wegen seines großen Reichtums berühmt war, so erzählten sie ihre Geschichte vor dessen Tür und bettelten um einige Speise. Es fügte sich, daß dieses Haus das ihrer Mutter war, die sie sogleich für ihre Kinder erkannte und ihren Freunden und Nachbarn ein sehr grosses Gastmahl gab. Sie wurde nachher unter dem Namen Bensaita unter die Göttinen versetzt. Ihre 500 Söhne wurden bestimmt, ihre beständigen Begleiter zu sein, und sie wird bis auf diesen Tag noch in Japan als die Göttin der Fruchtbarkeit und des Reichtums verehrt. (Horst, Griffis, Junker und öfters[3]). Die Klosterchronik von Rosenburg im Kamptale in N.-Ö. erzählt dieselbe Sage von einer Gräfin, die auf einmal 360 Däumlinge zur Welt brachte. Sie zog wohl ein ins Himmelreich, doch damit war ihre Karrière zu Ende. Man wird nicht fehlgehen, beide Überlieferungen als zwei verschiedene Fassungen desselben Sagenstoffs anzusprechen.

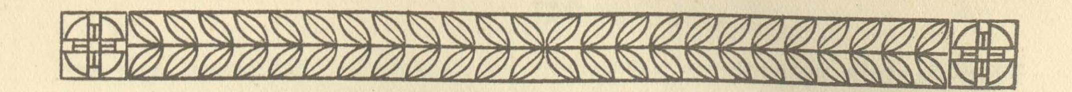
---

[1]) Vergl. Ploß-Bartels: a. a. O. I. S. 723f.

[2]) Richard Schmidt, Fakire und Fakirtum im alten und modernen Indien, Berlin 1908, S. 26, verweist auf viele Legenden und Geschichten, die in dieser Hinsicht von Göttern und Halbgöttern erzählen.

[3]) Auch bei Ploss-Bartels: a. a. O. I. S. 745.





XII.

Das Kind. — Geschlechtbestimmung des Kindes. — Kindergötter. — Kindheitzeit. — Namengebung und Mannbarkeiterklärung. — Knaben und Mädchen. — Die Haarschur. — Kinder- und Elternliebe. — Adoption und Erbrecht.

Geschlechtbestimmung des Kindes. Das Geschlecht des Kindes im Mutterleibe errät man wie folgt:

1. Man verschafft sich zur Sicherung einer glücklichen Niederkunft einen Zauberspruch vom Tempel der Kwannon (Göttin der Gnade und Barmherzigkeit) zu Asakusa und ist das Umschlagpapier rot, wird es ein Mädchen, und ist es grün, ein Bub sein.

2. Erscheint am Morgen des ersten Tages des Geburtmonats (des neunten Monats der Schwangerschaft) im Hause ein männlicher Besucher, so gebiert die Frau einen Knaben, kommt aber eine Besucherin, ein Mädchen.

3. Geht die Zahl drei in den zusammengezählten Jahren eines Ehepaares auf, so wird das Kind ein Mädchen, bleibt ein Rest übrig, so wird es ein Knabe sein.

4. Hat eine Frau in dem einen Jahr empfangen und die Geburt fällt ins nächste, so addire man die Alterjahre der Eltern, füge zum Zählergebnis noch ein Jahr hinzu und dividire den Gesamtbetrag mit drei, wie zuvor.

5. Richtet eine Schwangere an ihr erstgeboren Kind — ob es ein Knabe oder Mädchen, ist nebensächlich — die Frage: Mame ka adzuki ka? (eine gewöhnliche oder eine Adzuki-Bohne?) und das Kind antwortet: „Eine gewöhnliche Bohne“, so kommt ein Mädchen, lautet aber die Antwort: „Eine Adzuki-Bohne“, ein Knabe zur Welt.

6. Um das Geschlecht des Foetus zu erraten, schaue man auf das Flaumhaar im Nacken am Halse (jijikké) des letztgeborenen Kindes, und legte es sich links, so wird das Neugeborene ein Knabe, wenn rechts, dann ein Mädchen sein[1]).

7. Durch eine Berechnung auf der Rechenmaschine (abacus soroban) kann man herausfinden, ob das Kind, das man erwartet, ein Knabe oder ein Mädchen sein wird. Als Faktoren dienen dabei das Alter der Eltern, der Monat der Schwangerschaft usw.[2]).

8. Sind beim erstgeborenen Kinde die Schenkelhautfalten wenig deutlich, so wird das folgende Kind ein Knabe sein; im umgekehrten Falle ein Mädchen[3]).

---

[1]) Nach de Becker a. a. O. an mehreren Stellen.
[2] u. [3]) Dr. H. ten Kate, Globus, 1906, S. 113 u. 114.

Kindergötter. Kinder beten zu Ki-chi-mo-jin „der Mutter der Teufelbälge“, ihrer Schutzpatronin, deren Fest man allmonatlich am 28. feiert Sie war die Mutter von tausend eigenen Kindern, die sie über alles liebte und zärtlich hegte und pflegte, aber sie raubte fremde Kinder und verschlang sie. Um sie zu strafen, nahm ihr Amida Butsu (Buddha) das liebste ihrer eigenen Kleinen und gab es der verzweifelnden Mutter nur unter der Bedingung zurück, daß sie in Zukunft ihrem kannibalischen Gelüste entsage und statt der Kinder die Frucht des Zakuro (Granatapfels, punica granatum) verzehre, der der Volkglaube den Geschmack von Menschenfleisch andichtet[1]).

Die Kerne des Granatapfels (zakuro) werfe man nach dem Essen der Frucht so viel wie möglich aus dem Hause. Der Geschmack des Granatapfels ist nämlich derselbe, wie der von Menschenfleisch, und fraßen einmal Mäuse an jenen Früchten, so fürchtet man, daß sie die Kinder des Hauses im Schlafe auffressen werden. Dieser Glaube hängt mit Kishi Bojin, der Göttin, zusammen, die, als sie noch eine Teufelin war, Kinder fraß und von Buddha bekehrt wurde. Man verehrt sie gegenwärtig als die Kinderschutzgöttin[2]).

Hotei ist ein „Gott“ der Kinder. Man stellt ihn mit einem kolossalen Bauch dar. Er scheint aber, wie Frau v. Kudriaffsky meint, mehr ein Verwandter des Kindlifressers in Bern zu sein, der sie verschlingt, statt sie zu beschützen[3]).

Kindheit. Solang als die Kinder nicht völlig auf den Füßen sind, verlassen sie nur selten ihren Thron auf dem Rücken eines tragbaren Geistes, gewöhnlich der Mutter. Wie das Känguruh seine Jungen in der Tasche auf allen Exkursionen mit sich schleppt, so geht hier die Mutter allen ihren häuslichen Beschäftigungen und außerhäuslichen Vergnügungen nach mit dem Kinde im Beutel, der sich in diesem Fall aber auf dem Rücken befindet. Einem Buchzeichen ähnlich steckt das Kind zwischen Kleidung und Haut der Mutter, und man kann es den vergnügt aus dieser Umhüllung herausguckenden Schlitzaugen ansehen, wie wohl sich deren kleiner Besitzer — namentlich im Winter — in seiner durch die Körperwärme geheizten Klause befindet[4]).

Diese bei der Japanin allgemein gebräuchliche Tragweise muß man als ein uraltes Überlebsel betrachten, das auf eine Zeit hinweist, als noch das Volk auf weiten Wanderungen zu Fuß große gebirgige Landgebiete zu durchstreifen und das gesamte Hab und Gut auf dem Rücken mitzuschleppen pflegte. In langausgedehnten Ebenen tragen die Mütter auf Wanderungen das Kind rittlings auf der Hüfte oder in einem Korbe oder einer Wiege auf dem Kopfe oder auch auf dem Arme.

Ist das Kleine mit dem Gebrauch seiner Füße vertraut, so gibt es die Ansprüche auf den Mutterrücken auf, ohne jedoch die auf die Mutterbrust fallen zu lassen; denn es darf dem Herkommen nach eine Versorgung aus dieser Quelle bis ins dritte, ja vierte Jahr erwarten[5]).

Ist eine Mutter wegen unzulänglicher Milchbildung in den Brüsten in Verlegenheit, wie sie ihr Kind stillen soll, so soll sie das Bild eines getigerten Haifisches (namadzu) auf ein Stück Papier zeichnen und dies Papier an einem Kōshin-Schrein befestigen. Das gilt als ein unfehlbares Mittel, das einen vollen Milchzufluß sichert.

---

[1]) F. A. Junker von Langegg, Midzuho-gusa, Leipzig 1880. III. S. 299.
[2]) Dr. H. ten Kate, Globus, 1906. S. 127.
[3]) Japan, Vier Vorträge, Wien 1874. S. 18.
[4]) u. [5]) C. Netto u. G. Wagener, Japan. Humor. Leipzig 1901, S. 200f.

Die ausgefallenen oberen Milchzähne von Kindern wirft man in eine Regentonne, die unteren auf das Abortdach. Dabei sagt man: Weil meine Zähne schwach sind, verwechsle ich sie mit denen des Teufels! Dies soll dem Kinde starke Zähne verleihen[1]). Bei den Serben wirft das Kind seine Zähne auf den Boden in einen Winkel und spricht dazu: Miš, eto tebi moji zubi, daj mi tvoje gvozdene! Maus, da hast du meine Zähne, gib mir deine eisernen!

Hat sich ein Kind gequetscht und trägt Schmerzen davon, so sage es öfters: „Chichin pui-pui, go yo no on takara", und der Schmerz wird weichen. Der Sinn der Redewendung ist, wie auch der so mancher unserer deutschen Zaubersprüche, dem Wortlaut nach unverständlich.

Eine gegen Kitzeln unempfindliche Person ist das Kind einer unerlaubten geschlechtlichen Vereinigung.

Namengebung und Mannbarkeiterklärung. Die Namengebung findet am siebenten Lebenstage statt, ist übrigens verschieden, in Kiusin nach hundert Tagen. Die Japanen haben Familien- und Rufnamen, die letzteren setzt man nach, wie es überall in vaterrechtlichen Familien Brauch ist. Wenn ein Kind durch den Tod seines pater familias selber Familienhaupt wurde, so konnte es vor 1868 den Vornamen seines Vaters annehmen. Das ist aber nicht mit unserer Übernahme der väterlichen Firma zu vergleichen, sondern eine wirkliche Namenänderung, da sie auch im Kriegerstande vorkommt, dessen Mitglieder keine Geschäfte treiben und keine Firma haben. Der Familienname bei den Samurai war sei, der Personename mei. Während der Lebzeit des Vaters führte der künftige Erbe einen Minderjährigkeitnamen (yomei), dann nahm er den Namen des Vaters an. Ist ein Schauspieler eines berühmten Schauspielers Sohn, so nimmt er seines Vaters Namen als Theaternamen oder den Namen eines berühmten Vorfahren an. Es kam auch vor, daß der Schauspieler einen Knaben, den er in seine Kunst einweihte, quasi adoptirte, und ihm seinen Namen gab: geido-yoshi. Die erste Namengebung erfolgt durch den Vater des Kindes nach Beratung mit der Familie, doch nie oder nur vereinzelt durchs Los. In vielen Provinzen ist es Sitte, daß der Vater dem ältesten Sohne seinen eigenen Knabennamen gibt[2]).

In vielen Familien setzt man den Namen des ältesten oder einzigen Sohnes das Wort Taro, dem des zweiten Gi und jenen des dritten Saburo nach, Worte, deren Bedeutung jetzt nicht mehr klar ist[3]).

Über die Zeit der ersten Namengebung macht Frau von Kudriaffsky

[1]) Dr. H. ten Kate, Globus 1906. S. 129.

[2]) Nach Karl Friedrichs u. J. Kohler, Znm japanischen Recht, Zeitschrift f. vergleichende Rechtwissenschaft. Stuttgart 1892. X. S, 350f. — Vrgl. dazu A. H. Post, Grundriß d. ethnologischen Jurisprudenz, Oldenburg 1895. II. S. 30f. Die Unterscheidung Posts zwischen der hohen Bedeutung der Namengebung im Glauben und der sehr beschränkten nach der rechtlichen Seite hin, ist für primitive Gruppen nicht zu halten, bei denen Glaube und Recht mit einander verschmolzen auftreten. Der Name ist mit dem Individuum identisch und wechselt das Individuum seinen Namen, sei es aus welchem Grunde immer, so tritt es fürderhin als ein neuer Mensch sowohl gegen die Geister als die Menschenwelt auf. Mit der Weiterführung des Vaternamens beim Sohn oder Enkel will man alle Eigenschaften, Kraft und Macht des Verblichenen erhalten. Man nennt dies uneigentlich einen Ahnenkult, während es keiner ist.

[3]) Junker von Langegg, Japan. Teegesch. Wien 1884. S. 93.

zwei verschiedene Angaben, einmal findet sie sieben Tage nach der Geburt des Kindes, ein andermal am dreizehnten Tage statt. Da scheert man dem Kind den Kopf, reinigt und schmückt es festlich und die Pflegemutter trägt es in den Tempel des Familiengottes Udsi Kami. Eine Kamipriesterin bestimmt mit dem Gohei durch das Los seinen Namen, während man eine Art von Taufe vollzieht und der heilige Chor, Kagura, Lieder anstimmt. Ein Mädchen beschenkt man mit einer Schale Schminke, einem Hanfbündel, Reliquien, Talismanen und anderen Kostbarkeiten. Die Schminke deutet auf Bescherung weiblicher Reize und das Hanfbündel möge sich zu einem langen Lebensfaden ausspinnen.

Den zweiten Namen erhält das Kind im 15. Jahre vom Paten. Es entspricht dies fast unseren Tauf- und Firmnamen. Ändert der Pate seinen Namen, so muß es das Patenkind auch tun. Der zweite Name verleiht das Recht, die Mütze zu tragen. Ein junger Japane Yamamoto Kosenchiki, dessen Taufe Frau von Kudriaffsky beiwohnte, gab den Namen seines Vaters Yamamoto Sankichi und den seiner Mutter Wosan an; er führte den Namen seines Paten [1].

Am 75. oder 120. Tage zieht man dem Kinde das Kleinkinderkleidchen aus und hält infolgedessen einen Feiertag ab. Eine Art von Paten oder Patin speist das Kind zum Schein mit Fisch, Reis und Wein und erhält dagegen von ihm ein Geschenk. Der fünfzehnte Tag des elften Monats ist aber gewählt, um dem Kind das Haar wachsen zu lassen, da man es bis dahin immer rasierte. Ein zweiter Pate ist auch da zugegen und man bereitet ein Teebrett mit Kamm und Scheere, einem Band und einem Papierstreifen vor, worauf nebst dem ein trockener Fisch, eine Alge und sieben Stückchen Reisstroh als Geschenke liegen. Man macht rechts, links und in der Mitte drei Luftschnitte über dem Kopf des Kindes — zur Abwehr des bösen Blickes — und beschließt die Festlichkeit mit einer Mahlzeit. Noch zweimal bedarf das Kind eines Paten. Hat es sein viertes Jahr beinahe erreicht, so erhält es die weiten Hosen des Samurai, Hakama genannt. Der Pate beschenkt das Kind mit dem Zeremonienkleide, worauf Kraniche und Schildkröten, die Embleme langen Lebens gestickt sind. Dem Kranich schreibt man 1000, der Schildkröte 10000 Lebensjahre zu. Daneben befinden sich Tannenbäume als Sinnbild eines unveränderten, tugendhaften Herzens und der Bambus als Zeichen eines geraden, ehrlichen Sinnes.

Mit fünfzehn Jahren bekommt der Knabe einen anderen Namen, statt der langen Weiberärmel kürzere und das Abschneiden der vorderen Haarlocke geschieht durch den Paten. Er gibt die Locke den Hütern des Jünglings, die sie auf dem Altar eines der Familiengötter opfern. Eigentlich aber soll man sie zurückbehalten und dem Eigentümer, wenn er stirbt, mit in den Sarg legen [2]. Haare und Nägelabschnitte verwahrt man sorgfältig, wie sonst bei anderen Völkern, damit nicht böse Menschen damit über einen Gewalt erlangen mögen.

Die Eltern legen Mädchen wenige Tage nach der Geburt einen Rufnamen (Yobi-na) bei, den sie immer beibehalten. Die Ruf- oder Locknamen sind meist sehr poetisch und man wählt mit Vorliebe die Namen von Gewächsen, Früchten, Vögeln usw. In der Anrede setzt man ihnen das Höflichkeitwort O (etwa

---

[1]) Japan. Vier Vorträge Wien 1874. S. 48ff.

[2]) Japan. Vier Vorträge, Wien 1874. S. 49.

Fräulein) vor. Nur in seltenen Fällen ändert man diesen Namen, z. B. bei öffentlichen Tänzerinnen und Sängerinnen, die selber einen dichterischen Nom de guerre wählen[1]). Bordellinsassinnen tragen gewöhnlich, wie bei uns, Blumennamen.

In der Provinz Kishu glaubt man, daß der Name, den man seiner Tochter gibt, Einfluß auf das Geschlecht des folgenden Kindes ausübt. So geben die, die gern einen Sohn haben möchten, ihrer Tochter einen Namen, vor den man das Praefix O (d. i. ehrbar oder Fräulein) nicht zu setzen braucht, z. B. Kikuye, Kosakura, Sadako[2]) usw.

Der Namenwechsel hat bei den Japanen wie bei den Südslaven und den Chinesen oft den Zweck, die Krankheitgeister zu täuschen. Bei den Serben nennen häufig Eltern ihr einziges Kind, das eine Tochter ist, sogar ständig moj sine! (mein Sohn). Von den Chinesen sagt Dr. Matignon: un garçonnet est souvent appelé d'un nom de fille. On espère que les malins esprits, desireux de la mort de ce mâle, trompés par ce qualificatif, le laisseront tranquille[3]).

F. Thiel verdanken wir einen wertvollen Auszug aus den Werken des japanischen Schriftgelehrten Teijo oder Sadatake, der mit seinem bürgerlichen Namen Heizo Ise no Kami hieß und vom J. 1717—1786 lebte. Nachfolgende Angaben sammelte er vom J. 1763 bis zu seinem Ableben und sie erschienen als posthumes Buch.[4]) Er war so recht der Schriftsteller des hohen Adels und das gemeine Volk war seiner Darstellung unwürdig. Trotzdem sind seine Mitteilungen über Sitte, Brauch und Glauben jener Zeit von Belang, weil ja der Adel dieselben, wenn auch verfeinerten Anschauungen und Bräuche wie das Volk hegte. Es sind durchwegs Übergangbräuche, wie A. von Gennep solche treffend nennt,[5]) die die Richtigkeit des Völkergedankens bezeugen, so z. B. die Haaropfer[6]).

Schon von seinem Eintritt ins Leben an war der junge Kriegersohn von allen möglichen, zum Teil praktischen, zum Teil symbolischen Feierlichkeiten umgeben.

Bei der Geburt eines Prinzen war es üblich, das erste Badewasser aus einer Kanne mit dem Ausguß in Gestalt eines Tigerkopfes einzugießen. Wie der Tiger stark ist und von allen anderen Tieren gefürchtet wird, so sollte auch der junge Fürst ein Schrecken seiner Feinde werden.

Auch wendete man zum Wasserschöpfen einen Schöpflöffel aus einer

---

[1]) F. A: Junker v. Langegg, Midzuho gusa, Leipzig 1880, S. 409.

[2]) Dr. H. ten Kate, Globus 1905, S. 114.

[3]) Superstition, Crime et Misère en Chine, Paris 1902[4], p. 389 sq.

[4]) Das kojitsu sosho (Sammlung alter Gebräuche) des Teijo. Mitt. d. Deutschen Ges. f. Natur- u. Völkerkunde Ostasiens. Tokyo 1905. X. 2. S. 133—155.

[5]) Les rites de passage. Étude systematique de rites de la porte et du seuil, de l'hospitalité, de l'adoption, de la grossesse et de l'accouchement, de la naissance, de l'enfance, de la puberté, de l'initiation, de l'ordination, du couronnement, des fiançailles et du mariage, des funérailles, des saisons etc. Paris 1809.

[6]) Vrgl. Friedrich S. Krauss, Haarschurgodschaft bei den Südslaven. Leiden 1894. Bei den Japanern war nach Teijos Schilderungen der Brauch bereits abgeschwächt, während er bei den Serben noch gegenwärtig ursprünglichste Formen aufweist.

halben Kokosnuß an. Dies sollte nach Teijo daher kommen, daß man der Kokosnuß Gift vertreibende Eigenschaften zuschrieb. Da man nun glaubte, daß jedem Kind von der Geburt an Gift anhaftet, sollte dies durch die Anwendung des Kokosnußwasserschöpfers vertrieben werden.

Verschiedene Feste folgten nun, so das isoka no iwai, das Fest des 50. Tages, das itadaki mochi no iwai, bei dem man dem Kinde einen Klebreiskuchen auf den Kopf legte, was von guter Vorbedeutung für seine Gesundheit sein sollte.

Am 101. Tage nach der Geburt ging die Mutter mit dem Kind zum Tempel, wobei Mutter, Amme und Kind bunte Kleider anzogen, während man bis zum hundertsten Tage das Kind nur weiß kleiden durfte.

Jede Neuerung im Leben des Kindes gibt Anlaß zu einem Fest mit bestimmten Gebräuchen, so: Kuisome no iwai = Fest des ersten Essens, ubugi no iwai = Fest des erstmaligen Fleischessens, obinaoshi no iwai = Fest der Gürtelneubildung, wobei man die Kinder nach einer glücklichen Himmelrichtung drehen mußte, hakamagi no iwai = Anlegung der ersten Hose, was man auch bei Daimyomädchen feierte, wenn sie zum erstenmale die kürzeren Schleifhosen anbekamen.

Das bekannte hinamatsuri, das Puppenfest, bringt Teijo mit dem Gebrauch der shintoistischen Reinigung durch Puppen zusammen, denen man durch Priesterweihe die Sünden der Menschen übertrug, worauf man sie in den Fluß warf und wegschwimmen ließ.

Von den Knabenfesten erschien in alter Zeit das gembuku das wichtigste, das Fest der Mannbarkeiterklärung. Teijo sagt hierüber: „In dem Ausdruck gembuku wurde ursprünglich gen = hajime, Anfang, zuerst, buku, fuku = kimono, Kleid gelesen. Man gebrauchte es, wenn Knaben aufgewachsen waren und zum erstenmal die Männerkleidung anlegten. Es gab hierbei zwei Ämter, das Amt des Hutaufsetzers (kakan no yaku) und das Amt des Haarschneiders (rihatsu no yaku). Vom Hutaufsetzer pflegte man ein Zeichen des neuen Mannnamens zu erhalten, doch kam es auch vor, daß man vom Shogun den ganzen Namen empfing. Söhne hochgestellter Familien pflegten beim Mannbarkeitfest ein Amt übertragen zu bekommen“.

Söhne aus gewöhnlichen Häusern pflegten ihre Jugendnamen, die auf maru oder waka endigten, gegen einen solchen auf taro oder jiro auszutauschen. Gegenwärtig ist es auch üblich, schon während der Knabenzeit das Haar zu scheiteln und an den Schläfen etwas auszurasiren. Man nennt ies hangembuku (halbes gembuku). Dem entgegen nennt man das Scheeren des Vorderhaares und das Abrasieren der Augenbrauen jetzt hongembuku (Hauptgembuku). Bei den Kuge nennt man das gembuku das Hinterhauptscheeren und das Aufbinden des derartig gekürzten Haares in einen Schopf mittelst eines violetten Bandes. Früher bestand bei ihnen auch noch der Brauch, bei dieser Gelegenheit die Augenbrauen abzurasiren und sich oberhalb mit Tusche runde Flecke anzumalen. Man nannte dies takamayu (Erhöhung der Augenbrauen). Diese angemalten Augenbrauen pflegte man bis zum 15.—17. Jahre beizubehalten, doch gab man sie wohl auch schon früher auf. Gab man sie aber auf, so ließ man die wirklichen Augenbrauen wieder wachsen. Zur selben Zeit gab man die Kleider mit offenen Ärmeln wieder auf und fing solche mit geschlossenen Ärmeln zu tragen an. Am gembuku-Tage färbte man mit kane (Metallbeize) die Zähne schwarz. Seit den Zeiten

der Kyoto Shogune wurde es auch bei der Buke üblich, sich takamayu anzumalen und die Zähne zu färben[1]).

Bei den Mädchen besteht das gembuku im Ausschneiden des langen Haares. Die Zeremonie findet statt, wenn sie 16 Jahre alt werden. Sind sie sehr hoch aufgeschossen, so verlegt man sie auch schon in das 15. Jahr. Das Haar schneidet man an Stirn und Schläfen ab. Der Mann hat das Abschneiden des Haares zu besorgen. Sind die jungen Leute noch nicht verheiratet, so fällt die Aufgabe dem Verlobten zu. In einem midarebako (flachen Kleiderkasten) richtet man yamasuge und miru (Binsenarten) her, desgleichen Zweige von yama-tachibana (wilde Orange), aomeishi (Steinart?) und ein Pack hanshi (Papier). Das Mädchen muß sich auf ein Go-Brett stellen. Der Bräutigam tritt hinter sie und flicht ihr die Blumen und die aomeishi ins herabhängende Haar. Die aomeishi wickelt man dabei in Papier ein. Mit dem Kamm kämmt er das Ende des herabhängenden Haares dreimal durch, indem er dabei dreimal die Worte chihiro momohiro (tausend Längen, hundert Längen) wiederholt. Dann nimmt er die Schere und schneidet vom Haarende ein wenig ab. Demnächst schneidet er auch das Schläfenhaar und flicht dann die ins Haar geflochtenen Dinge wieder aus, legt diese Gegenstände mit dem abgeschnittenen Haar zusammen, wickelt dies in das mitgebrachte Papier ein und wirft alles ins fließende Wasser. Von dem Tag an rasiert man auch die Brauen und trägt an ihrer Stelle motomayu (angemalte Brauen).

Außer dem gembuku war für Knaben das yahiraki wichtig, wenn man sie zum erstenmal mit auf die hohe Jagd nahm und yoroikisome, wenn sie zum erstenmal, etwa im 13. Jahr, eine Rüstung anlegten.

Eigentümlich ist in den Sagen das stete Hervorheben der Kind- und Elternliebe, die durch Buddhas Lehren zum ersten Moralgesetz der Go-rin (der fünf menschlichen Pflichtverhältnisse) erhoben wurden. Das ist eine förmliche Kodifikation des ältesten Zustandes, der bei so vielen primitiven Völkern wiederkehrt. Der Sohn ist der kleine Vater und die Tochter die kleine Mutter. Höhere Kultur hat überall die Neigung, das zärtlich innige Verhältnis zu lockern, bis sich, wie z. B. in unseren europäischen städtischen Zuständen die Kinder zu Konkurrenten oder was häufig dasselbe ist, zu ausgesprochenen Feinden der Eltern entwickeln. Inzwischen ist im letzten Jahrzehnt das sich rasch europäisierende Japan auf bestem Wege zum Zweikindersystem.

Die Japanen waren schon über ein Jahrtausend lang ein Volk von Schreibern und Lesern, wie in Europa die Juden und sorgten dafür, daß die Kinder ihren Namen schreiben und Inschriften entziffern können sollen. Jetzt ist die allgemeine Schulpflicht eingeführt und 85 % aller Kinder besuchen die

---

[1]) Über den Übertritt in die Klasse der Erwachsenen (soziale Mannbarkeit) bei den Deutschen vrgl. Paul Sartori, Sitte und Brauch, Leipzig 1910 f., wo die Bräuche zum bloßen Spiel zu verblassen anfangen. Die japanischen Bräuche decken sich da wesentlich mit jenen der Südseevölker, zumal der Malaien. Vergl. Walter William Skeat, Malay Magic being an introduction to the folklore and popular religion of the Malay Peninsula. London 1900, p. 352. 361. Bei so schlagenden Übereinstimmungen in den Bräuchen pflegte man in nicht allzulang verflossener Vergangenheit unserer Forschungen die weitgehendsten Schlüsse auf die Stammverwandtschaft der Völker zu ziehen. Vor tausend Jahren aber ähnelten auch die Mannbarkeitbräuche germanischer Stämme noch sehr den geschilderten japanischen. Vrgl. Jacob Grimm, Deutsche Rechtaltertümer, vierte vermehrte Aufl. Leipzig 1899, I. S. 572—577.

Schulen vom sechsten Jahr angefangen. Mit dem europäischen Schuldrillsystem nahm man auch die leidige Überbürdung und das noch leidigere Prüfungsystem an. Wie bei uns gliedert sich die Bevölkerung in zwei Gruppen: die eine besteht aus jenen, die vom 6. bis zum 27. Jahre büffelt und Prüfungen ablegt und aus der anderen, der kleineren, die vom 28. bis zum 70. Jahre abprüft und Zeugnisse ausstellt. Aus den Kreisen der Prüflinge und Prüfer sind die Genies nicht hervorgekommen, die den neuen Großstaat geschaffen haben. Es ist schwer verständlich, wie sich Graf Okuma darüber freuen mag, daß „im ganzen Lande mit den alten Erziehungprinzipien radikal aufgeräumt worden“[1]). Man verdrängte die Erziehung und drängte dem Volke einen Ballast an überflüßigem, weil totem Wissen auf, dessen Erwerbung auf die Entwicklung zum selbständigen Denken hemmend einwirkt und das Geschlechtleben aufs schädlichste beeinflußt.

Adoption und Erbrecht. Daß der Zweck der Adoption die Aufrechterhaltung des Ahnenkultes war, geht, wie Prof. Hozumi ausführt, aus dem alten, strengen Gesetz hervor, wonach nur ein Verwandter als Sohn adoptirt werden konnte. Der Taiho-Kodex begrenzte das auf die Verwandtschaft innerhalb des vierten Grades. Aus dem Taihostrafgesetzbuch erfährt man, daß man dem, der da einen Sohn aus einem anderen Stamme adoptirte, eine einjährige Zuchthausstrafe auferlegte und jedem fünfzig Rutenstreiche, der ihm dabei geholfen. Dies Verbot, eine nicht blutverwandte Person zu adoptiren scheine bis zur Zeit des Tokugawa-Shogunates bestanden zu haben. Es stammt von dem Glauben her, daß „die Seele Opfer von Fremden nicht annimmt“[2]). — Der Glaube war nur ein sekundärer Grund, der primäre jedoch vermögenrechtlicher Natur, wie aus den weiteren Mitteilungen Prof. Hozumis klar ersichtlich ist.

Nach dem Gesetze sind die Knaben stets des Vaters und Erben seines Namens und Vermögens, ob sie nun der Ehe entsprossen oder Kinder einer Beifrau[3]). Das weist auf eine vaterrechtliche Familie hin, in der der Vater alles gilt, die Mutter aber nur als Gebärerin des Sohnes ein Mittel zum Zweck ist. In Ermanglung eines Leiberben adoptirt man den Sohn eines Verwandten oder Freundes, dem man die Erbtochter zur Frau gibt. Auf diese Weise pflanzt man Namen und Blut fort. Diese Sitte erklärt das Alter vieler Familien und auch die Dynastie sicherte sich so vor dem Erlöschen.

Zu bemerken ist, daß Bonzen der Shin-ran Sekte heiraten dürfen oder der Erben wegen sogar heiraten sollen. Ihre Söhne folgen ihnen im Priesteramte. Wie bei den burjätischen und jakutischen Schamanen oder den chrowotischen Universitätprofessoren wird der Eidam in Ermanglung eines Sohnes Amtnachfolger des Schwiegervaters.

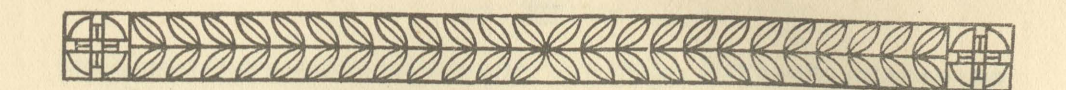
---

[1]) Unser Vaterland Japan, Leipzig 1904. S. 189.

[2]) Unser Vaterland Japan, Leipzig 1904. S. 283 f. — Ueber das japan. Familienrecht ist A. H. Post, Grundriß d. ethnolog. Jurisprudenz, Oldenburg 1894. I. S. 133. Anm. 1 u. 2 zu vergleichen.

[3]) F. A. Junker von Langegg, Japan. Theegesch. Wien 1884. S. 231 und S. 252 und Midzuho-gusa, Leipzig 1880, III. S. 91.





XIII.

Uranier und Urninden. — Japaner über das dritte Geschlecht in Japan. — Die Verbreitung der gleichgeschlechtlichen Liebe in Japan. — Knabenlusthäuser. — Die Studie eines Japaners über den Uranismus. — Ethnologische und psychoanalytische Erklärungen des Uranismus. — Paederastie als Kulthandlung. — Verbreitung des Uranismus unter Kultur- und Natur-Völkern verschiedenster Zeiten und geographischer Provinzen. — Japanische Transvestiten. — Das Gehaben von Tribaden.

In seinem sonst verdienstvollen Buche über das Yoshiwara widmet De Becker zum Schluß auch einen kurzen Abschnitt dem Uranismus. Er leitet ihn so drastisch ein, daß ich seine Worte wiederholen will: „Yaro. Peccatum illud horribile, inter Christianos non nominandum. The subject is so horribly repulsive and disasteful that the writer would have prefered to close his eyes to the existence of this awful phase of human depravity and pass it by in silence, but friends, in whose judgment he places entire confidence, have pointed out that the very nature of this work demands at least a passing allusion to one terrible form of venery which prevailed in Japan in the later Middle Ages“[1]).

Aus diesen Worten spricht die lautere Hilflosigkeit Angesichts einer geschlechtlichen Erscheinung, die alles eher als spezifisch japanisch ist. Nach den nervenzerreißenden Schilderungen der Opfer des Yoshiwara glaubt De Becker etwas ganz besonders furchtbares, noch nie dagewesenes mit dem Nachweis des sehr harmlosen Uranismus in Japan zu liefern! Seine Ansicht ist jedoch derart noch allgemein verbreitet, daß ich mich der Aufklärung wegen gezwungen sehe, in meiner Arbeit ihre Haltlosigkeit nachzuweisen. Obwohl ich kein Uranier bin und mich meine folkoristischen Erhebungen auf dem Gebiete der Anthropophyteia sogar antierotisch stimmten, unterzeichnete auch ich vor Jahren die Petition an den deutschen Reichstag um Aufhebung des § 175. Gerechtigkeit fordert gebieterisch, daß man die Uranier unbehelligt lasse und noch mehr, daß endlich einmal das jedermanns Existenz bedrohende Rupfertum unschädlich gemacht werde. Seit einem Jahrzehnt bemüht sich das wissenschaftlich humanitäre Komitee in Berlin um die Klarlegung der Verhältnisse, und ich erfülle hier nur eine Pflicht der Dankbarkeit für die auch mir aus den bezüglichen Publikationen vermittelte Belehrung,

---

[1]) The nightless city or the „History of the Yoshiwara Yūkwaku“. London 1905. S. 367 f.

indem ich gerade aus ihnen viele Belege zur Verbreitung der Aufklärung schöpfe.

Zunächst mögen hier zwei Berichte sachkundiger Japaner folgen, die mit Brauch und Sitte ihres Heimatlandes vollkommen vertraut sind. Unter dem Decknamen Doriphorus schreibt ein japanischer Staatsmann, dessen Handschrift mir Herr Dr. Magnus Hirschfeld freundlichst zur Veröffentlichung überließ.

Der japanische Kulturforscher Suyewo-Iwaya berichtet auf Grund eigener Ermittlungen und dreier älterer Werke über Nan-sho-k die Knabenliebe wie folgt[1]: „Man sagt, daß die Päderastie in Japan schon in uralten Zeiten bekannt gewesen sei. Andere glauben, daß sie erst seit der Zeit, wo der Buddhismus von China aus eingeführt wurde (ungefähr 600 n. Chr.) aufkam. Wie man weiß, war es im Buddhismus streng verboten, daß die Mönche mit den Weibern verkehrten. Später wurde es bei einigen Sekten frei. Deswegen hatten die Mönche meistens schöne Jungen unter dem Namen Chigo (Jüngling) bei sich, die sie oft leidenschaftlich liebten. Darnach kam die Zeit (ungefähr 1200 n. Chr.), in der die Ritter immer mehr hervortraten, und auch unter ihnen war die Päderastie sehr verbreitet. Es waren namentlich viele Daimyos (Fürsten), die außer ihren Frauen hübsche Jünglinge als sogenannte Kosho bei sich hielten.

Die damaligen Leute hatten sogar den Gedanken, daß es tapferer und heldenhafter sei, wenn die Männer Männer liebten und mit ihnen verkehrten, als wenn sie sich mit den Weibern abgäben. Diese Meinung herrschte einige Jahrhunderte lang weit und breit. Fast jeder Ritter suchte den Jüngling, der seiner würdig war, und begründete mit ihm eine feste Brüderschaft. Es kam oft vor, daß der Ritter wegen des Geliebten einen Eifersuchtskandal oder ein Duell hatte. So blieb das Verhältnis zuerst zwischen Rittern und „Ritterchen", so nannte man die Geliebten. Später wurde es aber allgemein. Vor allen waren die jungen Schauspieler oder die Lehrlinge der Schauspieler, die noch nicht auf der Bühne erschienen, als passive Geliebte begehrt. Hie und da waren besondere Teehäuser, wo man sich mit ihnen gemütlich und ungestört unterhalten konnte. Sie waren gerade wie männliche Geishas und wurden Kagema oder Yaro genannt. So war es beinahe bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts, trotzdem es manchmal die Regierung verboten.

Seit der letzten Revolution (im Jahre 1868) aber suchte man diese Sitte abzuschaffen. Ja, das Gesetz hatte sogar sowohl im öffentlichen als auch im heimlichen Leben die Päderastie unter dem Namen Kaikanzai (d. i. Verbrechen der Päderastie) streng verboten. Wenn solche Sachen an den Tag kamen, so sollte man gleich die Strafe 90tägiger Zwangarbeit im Zuchthaus bekommen. Jetzt aber wieder geändert, steht kein Kaikanzai im Strafgesetze, sondern man soll nur wegen Waisetszai (Unzüchtigkeitverbrechen) 1 bis 12 Monate gefesselt werden. Trotzdem hört man oft, daß diese Sitten besonders unter den Studenten jetzt noch ebenso vorkommen wie bei den früheren Rittern. Viele Pädagogen bekümmern sich sehr darum und sprechen dagegen, aber fast immer vergeblich.

Erwähnen müssen wir nun noch diejenigen Schauspieler, die auf der Bühne immer weibliche Rollen spielen. Sie werden von ihrer Kinderzeit an

---

[1]) Jahrb. f. sex. Zwischenstufen. Leipzig 1902. IV. S. 265—271.

dazu angehalten und haben daher meistens weibliche Gewohnheiten und Zärtlichkeiten. Das zeigt auch folgende Anekdote. Ein berühmter, jetzt schon verstorbener Schauspieler, der immer weibliche Rollen spielte, war eines Tages in einem Teehaus. Da brachte man einen Säugling herein, und als er diesen sah, nahm er ihn gleich auf seinen Arm und versuchte, ihm seine Brustwarze in den Mund zu halten, als ob er tatsächlich seine Mutter wäre. So sehr war er immer an weibliches Betragen gewöhnt. Solche Schauspieler trugen früher immer auch außerhalb der Bühne weiblichen Anzug, aber jetzt nicht mehr, weil es gesetzlich verboten ist, daß der Mann weibliche oder die Frau männliche Kleider trägt. Ich weiß nicht, ob die Schauspieler, denen die weiblichen Rollen zugeteilt werden, alle homosexuell sind; ich kann nur sagen, daß diejenigen Schauspieler, die, weil sie Neigung dazu haben, für weibliche Rollen erzogen wurden, sich nicht nur sehr weibisch benahmen, sondern auch von Natur ziemlich weiblich gebaut sind. Wenn man es einmal anatomisch durchforschen wollte, so würde man gewiß viel interessantes finden.

Es ist auch noch merkwürdig, daß die Päderastie in Japan nicht in allen Provinzen in gleicher Weise bekannt ist. Es scheint, daß sie im südlichen Teil eine größere Ausdehnung gefunden hat als in den nördlichen Provinzen von Japan. Es gibt Gegenden, wo das große Publikum beinahe keine Ahnung davon hat. Dagegen in Kyushu, besonders in Satzuma ist sie seit alten Zeiten ganz besonders verbreitet. Das kommt vielleicht daher, daß man dort in Satzuma so sehr die Tapferkeit und Männlichkeit schätzt, während in anderen Provinzen, wo keine oder wenig Päderastie bekannt ist, das Ansehen der Frauen und die Liebe zu ihnen viel größer ist. Denn man hört von verständigen Leuten sagen, daß der Mensch in den Provinzen, wo die Liebe zu Jünglingen vielfach herrscht, mehr männlich und robust und der in Gegenden ohne Päderastie lebt, sanfter, schlaffer, manchmal liederlicher sei.

Außer Nanshok nennt man die Päderastie auch Keikan (d. h. Verkehr zwischen Hahn und Huhn). Die Urninde heißt Okama, was ursprünglich Weib bedeutet. Bei festen Liebverhältnissen wird der aktive älterer und der passive jüngerer Bruder genannt".

Dr. Oskar Münsterberg schreibt mit: „Ein Japaner erzählte mir, daß er ein großes Buch, handschriftlich, besessen hätte mit genauen Anweisungen über die Knabenliebe, z. B.: Wenn die Hinterbacken heiß sind, darf man den Knaben nicht gebrauchen, weil dann Kot im Darm ist. Oder, wenn der Knabe hinten Haare bekommt, soll man aufhören, da leicht der Penis verletzt werden kann. Er erzählte mir, daß in der Schule die älteren vielfach einen jüngeren Freund haben". Im Frühjahr 1910 bot mir ein französischer Händler für 50 Fr. ein gedrucktes französisches Büchlein zum Kauf an, das eingehend den Verkehr zwischen Päderasten und Pathicus behandelt. Ich lehnte es ab, weil der Verfasser offenbar die Schilderungen der Vorgänge erfunden hat und ihnen daher kein ethnologischer Wert zukommt. Von der Art dürfte auch das japanische Seitenstück sein.

*

Die Verbreitung der Päderastie in Japan.

Eine Studie von Doriphorus, Tokyo.

„Wer nicht so ist wie die anderen, steht allein allen anderen feindlich gegenüber"
Leonardo da Vinci.

Während man von der Verbreitung der Päderastie in China und Korea schon mancherlei gelesen hat, ja selbst etwas weniger flüchtige Reiseschriftsteller sich darüber ausgesprochen haben, findet man über Japan kaum eine bezügliche Bemerkung. Sei es, daß der so ziemlich international anerkannte Liebreiz der Japanin bei den Reisenden und Residenten in Japan den Gedanken nicht hat aufkommen lassen, als ob man auch dort der gleichgeschlechtlichen Liebe huldigen könnte, oder sei es, daß das sich öffentlich in den Yoshiwaras abspielende Geschlechtleben den Beobachter befangen gemacht hat, Tatsache ist, daß man Japan nur immer als das Land der Geishas, Musmis Nesans oder anderer Blumenfeen kennt, wo die Ehe auf Kündigung das Ideal eines Junggesellen bilden soll. Selbst das große Quellenwerk von Brinkley „Japan", das in 12 Bänden als enzyklopädistisches Sammelwerk alles erschöpft, was das öffentliche Leben, Sitten, Kunst usw. betrifft, schweigt sich über diesen Gegenstand aus und auch die sogenannten „alten Japankenner", Leute mit 30 und noch mehr Jahren Aufenthaltes, haben, wenn es hoch kommt, nur einmal etwas davon läuten hören, ohne tiefer in die Materie eingedrungen zu sein. Der Grund hierfür ist leicht zu finden; handelt doch der Japane nach dem Grundsatz, den „Basilides" in seinem „Gnostiker" dem alten Weisen in den Mund legt: „Erkennt alle, aber lasset euch selber von niemandem erkennen", er verbirgt gegen den Fremden seine Gefühle und versteht es meisterhaft, sein Tun und Treiben mit einem mysteriösen Schleier zu umweben, so daß ein Europäer selten Einblick in sein Liebleben gewinnt. Dazu kommt noch, daß der Japaner ängstlich bemüht ist, ein Gespräch über die homosexuelle Liebe in seinem Lande zu vermeiden, ja es soll, wie mir Iwaya sagte, eine Regierungverordnung geben, die dies direkt verbietet. Auch die männliche Prostitution fehlt fast ganz, im Gegensatz zu China und Korea, wo sie sich in aufdringlicher Weise breit macht, es ist dies ein Grund mehr, um bei dem flüchtigen Beobachter den Glauben zu erwecken, als käme die gleichgeschlechtliche Liebe in Japan überhaupt nicht vor.

Erst die Bemerkungen eines deutschen Arztes, der etwa ein Jahrzehnt hier tätig gewesen ist: „die Päderastie sei hier nicht besonders verbreitet"[1]) sowie eine Zusammenstellung von Suyewo Iwaya im IV. Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen über „die Päderastie in Japan und ihre Literatur" verleiteten mich dazu, auf diesem Gebiete besondere Studien zu machen. Und was ich da gesehen habe, zerstörte nur zu schnell meine frühere Ansicht: in Japan

---

[1]) B. Scheube. Die venerischen Krankheiten in den warmen Ländern, Leipzig, Barth 1902. p. 17.

sei die Päderastie weniger als in anderen Ländern des Orients verbreitet. Um es gleich vorweg zu sagen, die homosexuelle Liebe ist hier fast ebenso verbreitet wie in anderen Ländern, wenn sie auch weniger zutage tritt, und sie sich erst dem geschärften Blick des Beobachters offenbart.

In der Zeit vor der Revolution, also vor 1868, wurde die Lieblingminne ganz öffentlich betrieben, man hielt es für tapferer und heldenhafter, wenn der Mann, der Ritter, einen Jüngling liebte, als wenn er mit Weibern verkehrte. Die Liebe zwischen Ritter und Jüngling hat auch, ähnlich wie im alten Hellas, die schönsten Blüten gegenseitiger Aufopferung in idealer Liebe gezeitigt, und wenn man, wie mir Iwaya sagte, das Buch Nanshok-Okagami durchliest, findet man eine Reihe herrlichster Beispiele für die intensive und selbstlose Liebe eines Ritters zu seinem Geliebten, die bis zur Aufopferung des Lebens für den Geliebten ging. Es trifft da ganz zu, was Platon im Symposion so geistreich sagt: „Und die heranwachsenden Jünglinge, die bei Männern zu liegen lieben, werden mit Unrecht schamlos genannt, denn sie handeln nicht so aus Schamlosigkeit, sondern weil sie mit Mut und Kühnheit und Mannigfaltigkeit das ihnen ähnliche lieben“ [1]).

Besonders war diese Liebe in den südlicheren Provinzen Japans verbreitet, wo sie sich auch bis heute noch am meisten erhalten hat. Zumal in der Provinz Satzuma, wie auch auf dem übrigen Teil der Insel Kyushu. Aber gerade dort, wo die Lieblingminne am verbreitesten war, gerade von dort kamen die tapfersten Krieger her. In jedermanns Erinnerung ist noch die bekannte Satzumarebellion im Jahre 1877, die gewiß bewiesen hat, daß selbst sehr verbreitete Lieblingminne nicht dazu beitragen kann, ein kriegerisches Geschlecht zu entnerven, sondern eher ein glänzendes Beispiel dafür ist, daß gerade die Liebe zu Jünglingen, die mit dem Ritter in den Kampf zogen, diesen begeisterten und zu den heroischesten Heldentaten fortrissen. Wer die Geschichte des Satzuma-Aufstandes verfolgt, wird dafür die herrlichsten Beispiele finden, und Heines Worte passen ironisch gut dazu:

„Was schert mich Weib, was schert mich Kind,
Ich trage weit besseres Verlangen“.

Aber nicht nur die Provinz Satzuma und die Insel Kyushu nehmen für sich allein den Ruhm der größten Verbreitung der Päderastie in Anspruch, auch Tossa, Nagato, Mito und Yamagata lassen sich daneben nennen, wenn sie auch dort nicht so öffentlich zutage tritt. Im Norden Japans, z. B. in Sendai und im Hokkaido, ist sie ziemlich unbekannt, unter den Städten nimmt Tokyo die erste Stelle ein.

Erst als der Einfluß weatlicher Kultur in Japan überwiegend wurde und man glaubte, alle alten Sitten kurzer Hand über Bord werfen zu müssen, änderte sich auch die Anschauung von der gleichgeschlechtlichen Liebe. Und was man früher öffentlich betrieb und als Ausfluß von Ritterlichkeit galt, ward nun in Acht und Bann erklärt, als etwas barbarisches und unsittliches, das mit Heimlichkeit zu umgeben sei. Angekränkelt von mißverstandenen Ideen abendländischer Kultur, beeinflußt durch hyperästhetische Lehren prüder Missionare, fand die Anschauung von der angeblichen Verderblichkeit der Lieblingminne immer mehr Verbreitung und ergriff faßt alle Schichten der

---

[1]) Vrgl. dazu Bastian. Der Mensch in der Geschichte. Bd. III. p. 311.

Bevölkerung. So kamen die Japaner zu der heutigen Auffassung der homosexuellen Liebe, die als etwas unmoralisches die Öffentlichkeit zu scheuen habe, nicht aber etwas strafwürdiges sei, was sich auch schon durch die Fassung des § 352 des japanischen Strafgesetzbuches ergibt, der nur eine Strafverfolgung Minderjähriger unter 16 Jahren kennt, gleichgültig welchen Geschlechts. Der Paragraph lautet: „Quiconque aura excité et favorisé par entremise la débauche ou la corruption d'une ou plusieurs personnes de l'un ou de l'autre sexe, mineurs de 16 ans, sera puni d'un emprissonnement avec travail de 1 à 6 mois et d'une amende de 2 à 20 Yen".

Wenn sich auch äußerlich die Anschauung über homosexuelle Liebe geändert hat, die alte Auffassung der Samurai lebt aber im stillen in wohl kaum verminderter Weise weiter, und ihre Hauptträgerin ist nach wie vor der Soldatenstand geblieben. Ich habe von der Verbreitung der homosexuellen Liebe in der Armee des öfteren mit Offizieren gesprochen. Wenn auch einzelne es nicht wahr haben mochten, so wurde mir doch von anderen bestätigt, daß die Lieblingminne unter den Soldaten, sowie unter den Offizieren sehr verbreitet sei. Selbst dem flüchtigen Beobachter wird auffallen, daß die japanischen Soldaten in viel herzlicherer und freundschaftlicherer Weise miteinander verkehren, als es z. B. bei uns der Fall ist. Der rohe Ton der Soldateska fehlt fast ganz. Man sieht auf der Straße viele Soldaten Arm in Arm gehen oder mit ineinander gelegten Händen, junge Soldaten mit hübschem Gesicht erfreuen sich oft einer ganzen Schar von Bewerbern. Wenn dies auch nur ein äußerliches Zeichen der gegenseitigen Zuneigung ist, so illustriert es doch das, was mir Offiziere von dem gegenseitigen Verhältnisse der Soldaten mitgeteilt, und bietet demjenigen Einblick, der dafür unterrichtet ist, während ein anderer, der Materie fernstehender, dies freundschaftliche Wesen als etwas harmloses betrachten wird. Aus diesem etwas weibischen Verkehr, der nebenbei gesagt auch den Schülern, Studenten und Arbeitern eigen ist, aber auch nur hieraus kann ich mir den Ausspruch von Bellesort erklären, wenn er in seinem von der französischen Akademie preisgekrönten Buche sagt: Die Japaner seien ein wesentlich weibliches Volk (ce peuple est surtout un peuple femme), er wird wohl an den herzlichen, etwas weiblichen Verkehr unter ihnen gedacht haben, ohne sich des inneren Wesens bewußt geworden zu sein. Denn daß die Japaner nicht weibisch sind und selbst die hohen Anforderungen an Leistungkraft, an Ausdauer im Ertragen von Strapazen und an mutiger Energie glänzend bewiesen haben, hat eine jede Schlacht des neuesten Krieges gezeigt.

Und wie der japanische Soldat im Frieden Arm in Arm mit seinem Freunde geht, mit dem ihn intimere Bande verbinden, so auch im Kriege. Man kann wirklich sagen, daß auch in homosexueller Beziehung der alte Samuraigeist auf den Schlachtfeldern der Mandschurei eine Auferstehung gefeiert hat, wie schöner in der alten Zeit vor 1868 wohl kaum einer bestanden haben wird. Mir erzählten verschiedene Offiziere Szenen, wie ein Soldat aus Liebe zu einem anderen sein Leben in die Schanze schlug, wie er sich freiwillig opferte, wo ihm ein sicherer Tod gewiß war, und dies nicht allein als Ausfluß kriegerischen Geistes oder von Todverachtung, welche Tugend ja dem japanischen Soldaten im höchsten Maße eigen ist[1]), sondern getrieben

---

[1]) Erwin Baelz. Über den kriegerischen Geist und die Todverachtung der Japaner. Yokohama 1904. Verlag der Deutschen Japanpost.

von dem alles beherrschenden Gefühl der Liebe zu einem anderen Soldaten. Und das Heer darf sich wirklich glücklich schätzen, solche Soldaten zu haben, die nicht nur aus Vaterlandliebe sich opfern, die nicht nur in ihrem Soldatenberuf fallen, sondern die auch der Liebe sich opfern, nur um ihrem geliebten Freunde das Leben zu erhalten. Solcher Liebe allein, bis zur Todverachtung ist nur die Liebe fähig, deren Beweggründe auf dem Gebiete der Homosexualität zu suchen sind; reine Freundliebe, wo Eros seine Hand nicht im Spiele hat, kann ja ähnliches leisten, doch werden, wie die Geschichte es lehrt, die Beispiele nur beschränkt bleiben. Es würde mich zu weit führen, wollte ich die mir von Offizieren gegebenen Beispiele anführen.

Was ich vom Heere gesagt habe, soll auch für die Marine zutreffen, wenn ich auch über die dortige Verbreitung nur auf weniger direkte Quellen angewiesen war, die aber das Eine in ihrem Urteil hatten, daß sie übereinstimmend waren[1]).

Aber nicht nur im Heere und in der Marine findet man heute die gleichgeschlechtliche Liebe verbreitet, auch im öffentlichen Leben spielt sie eine Rolle. In den japanischen Geschäften findet man immer eine Schar von jungen Leuten, Lehrlingen und Verkäufern, deren Anzahl je nach der Größe des Geschäftes schwankt. Unter diesen sind immer einige die bevorzugten Lieblinge der anderen. Ich hatte es mir monatelang zur Aufgabe gemacht, gerade unter diesen jungen Leuten in Tokio die Verbreitung der homosexuellen Liebe zu beobachten. Das Resultat, das ich fand, übertraf meine Vermutungen. Tritt man einem der Jünglinge freundlich gegenüber, faßt ihn unters Kinn und scherzt mit ihm, so kann man sicher sein, daß der Jüngling sich anbietet in das Haus zu kommen, oder der Geschäftmann unter bedeutsamem Lächeln erklärt, die gekauften Gegenstand durch diesen Jungen in das Haus besorgen zu lassen. Sehr oft sagte auch der Geschäftinhaber, der Junge sei hübsch und zu jedem Scherz zu haben.

Unter den Schülern der verschiedenen Schulen habe ich viele gesprochen, die mir nach einiger Bekanntschaft, unumwunden zugaben, daß sie geschlechtlich mit ihren Kameraden verkehren, und daß die so viel zu beobachtenden Schülerfreundschaften selten eines erotischen Beigeschmackes entbehrten. Jedoch sollen diese „Freundschaften“ meist mit dem Verlassen der Schule

---

[1]) Dr. Benedikt Friedlaender verspottete mich wegen der in meinem Buche vorgebrachten Tatsachen von den Urningen und leistete sich folgende Behauptung: „Die bigott-frommen Russen ließen sich ganze Güterzüge voll Heiligenbilder und H . . . . nach dem Kriegschauplatz nachfahren, die heidnischen Japaner kamen ohne Weiber aus und — siegten. Eine so allgemein verbreitete Todverachtung wie die der Japaner ist ohne die Pflege eines uneingeschränkten Freundschaftverkehrs überhanpt nicht denkbar, und die kameradschaftliche Liebe hängt wiederum physiologisch und psychologisch auf das engste mit der meist sogenannten „Homosexualität“, oder wie ich sage, mit der „physiologischen Freundschaft“ zusammen“*).

Mit Amuleten und mit Weibern waren auch die japanischen Soldaten reichlich versehen und darum ist es nicht wahr, daß sie ohne Weiber auskamen. An Mut und Todverachtung gaben ihnen die russischen Heerscharen nicht im geringsten nach, sonst wäre die ungeheure Anzahl gefallener Russen nicht zu verzeichnen gewesen. Die Japaner siegten ob, weil sie taktisch besser geführt, weil sie nicht gleich den Russen von den Mühseligkeiten endloser Reisen erschöpft und weil sie gut verpflegt waren, die Russen dagegen vielfach hungern mußten.

---

*) Mitteilungen des Bundes für männliche Kultur, Berlin 1908. II. 3. S. 35.

auch ihr Ende erreichen. Auch Moll tut dieser Erscheinung Erwähnung; er ließ sich von einem Herrn, der viele Jahre in Japan gelebt hat und die Sitten genau kennt, erzählen, daß die homosexuelle Liebe vielfach bei Schülern vorkomme, die gewöhnlich in Alumnaten leben[1]. Auch Molls Gewährmann gibt zu, daß die Erscheinung nicht so öffentlich wie in China sei, was ich ja vorher auch schon erwähnt hatte.

Am öffentlich bekanntesten ist die Verbreitung der gleichgeschlechtlichen Liebe unter den Studenten, der die verschiedenen Tagblätter oft längere Artikel gewidmet haben, somit ihr Treiben rücksichtlos an die Öffentlichkeit gestellt ist. So schreibt die „Japan Daily Mail" vom 2. September 1896: „Among certain students of Ushigome and Yotsuya (zwei Stadtviertel von Tokio) practices prevail which make it less safe for a boy than a girl to be out at night in those districts. We would rather not have to notice this abomination, but there is no use in shutting one's eyes to facts. The practice to which we refer prevailed among certain warriors in feudal days at a time when the use of prostitutes was condemned by the military authorities and by Buddhist teachers, and is a proof that in endeavouring to prevent what they think to be an evil, people are often instrumental in producing a still greater evil".

Auch andere Zeitungen besprachen die Angelegenheit, so brachte die „Yominisi Shimbun" vom 13. Juli 1898 und die „Eastern World" vom 27. Mai 1899 längere Artikel. Besonders bemerkenswert ist daher folgende kurze Notiz der „Eastern World" vom 19. Februar 1898: „According to the „Yorodzu Choho" sodomy is so prevalent amongst the students in Tokio that young men who have rosy cheecks cannot go out at night".

Daß es auch nicht an Vorschlägen zur Reformirung des japanischen Strafgesetzbuches fehlt und die Einführung eines Paragraphen der Fassung des § 175 D. R. St. G. B. entsprechend, gefordert wird, zeigt folgende Auslassung der „Eastern World" vom 20. Mai 1899:

Prevalence of unnatural crimes amongst TOKYO students.

The Yorodzu Choho of the 18th inst. published an article on the above topic, which we reproduce in another columne, with the view that the wider publicity which the bestial practices of the future lawgivers, officials and teachers of Japan will thus obtain, may help to compel the Governement and the Tokyo Fu authorities to take some action in the matter.

The question, however, is: what action can the authorities take to prevent the bearers of the intellect of the nation from lowering them-selves below the uncleanest beasts?

The Japanese Criminal Code has no provisions realting to unnatural sexual intercourse between persons of the mal sex, and between human beings and beasts, nor has it any provisions relating to incest. The Japanese legislators who compiled the Code, therefore, who must be presumed to be conversant with the present social and moral status op Japan, did not consider sexual intercourse between male persons, or between men and beasts, and incest, as crimes. And we cannot assume that they were ignorant of the occurence of such crimes. Under the law of Japan therefore, the students who frequent the Imperial University and similar institutions, and who indulge in beastly practices, commit no offence.

---

[1]) Moll, Die Conträre Sexualempfindung. p. 53.

Public opinion, then, if it is uniform in condemning practices which are condemned and punished as crimes in all civilized countries, must first find expression in the law, which is the consensus of public opinion.

Another serious defect in the Japanese Criminal Code is the absence of any equivalent to § 174 of the German Criminal Code, a literal translation of of which we subjoin, to show the necessity of similar legislation in Japan.

Translation.

§ 174. With (imprisonment with labour) in a penitentiary up to five years are punished:

1. Guardians, who with their wards, adopted and foster parents who with their children, clergymen, teachers and Autors who with their minor scholars or pupils, commit indecent acts;
2. Officials, who with persons, against whom they carry on an inquiry, or who are entrusted to their care, commit indecent acts;
3. Officials, physicians, or other medical persons, who are occupied or employed in prisons, or in institutions established for the care of the sick and the poor, or other helpless persons, if they commit indecent acts with the persons received in prisons or such institutions.

In the case of extemating circumstances the punishment is imprisonment of not under six months.

The provisions of that article are a protection whit the state owes to its youth and to chose over whose actions it assumes control, and we must say that we are at a loss to conceive the reasons that prompted the Japanese legislators to completely ignore the matters dealt with in this paragraph. The Yorodzu's article on the subject shows that they refuse to be ignored, it shows that one of the most populous quarters of Tokyo has become a hotbed of unbridled licentiousness and bestiality, practiced by class of young men who look upon themselves, and upon whom their country looks, as the standard bearers of Japanese progress. Where is the foul source of this infamous contamination? is their anything good, pure and honorable that it will leave, or can leave, in those whose souls it has poisoned, can they rise again from its foul swamp and become honorable and respected citizens, husbands of loving, trusting wives and fathers of a future generation?

Aber all diese Vorschläge verhallten ungehört, wer kann dies der japanischen Regierung verdenken? Die Anschauungen über die angebliche Verwerflichkeit der Lieblingminne sind zwar schon ziemlich allgemein geworden, sie sind aber immerhin nicht stark genug, damit den Forderungen europäischer Preßstimmen in Japan Folge gegeben werden kann. In einem Lande, wo bis vor etwa 20 Jahren Knabenbordelle behördlicherseits sanktioniert waren, wie dies auch Bastian schildert[1]), kann man nicht verlangen, daß sich die tief eingewurzelten Anschauungen derartig schnell ändern, um das Bedürfnis eines entsprechenden Paragraphen zu rechtfertigen. Auch stünde das Volk einem solchen Paragraphen verständnislos gegenüber. Und den alles beobachtenden Japanern ist nicht entgangen, welche große Bewegung sich gerade in Deutschland für die Aufhebung des § 175 D. R. St. G. B. erhoben hat. Ich habe dies aus dem Munde manches hohen Regierungbeamten ver-

---

[1]) Bastian. Der Mensch in der Geschichte. Bd. III. p. 307.

nommen. Und wenn heute noch in Japan dem einflußreichen Priesterstand der Gebrauch der Frauen als eine „unflätige und verabscheuungwürdige Sache“ verboten, dagegen die Liebe zu Knaben als „ehrbar und heilig“ erlaubt ist, wenn in den Tempeln, wie das jeder Japanreisende beobachten kann, ein ziemlich ungenierter Verkehr der Bonzen mit den Priesterschülern besteht, so wird dem Volk eher dadurch ad oculos gezeigt, daß die Lieblingminne nichts verwerfliches, sondern etwas alltägliches sei, dessen Vorkommen man mit Stillschweigen zu übersehen habe.

* * *

Knabenbordelle waren in Japan in Fülle vorhanden. Sie standen, wie die weiblichen Freudenhäuser, die Yoshiwara, unter polizeilicher Kontrolle. Den Lustknaben in den männlichen Bordellen war seitens der Behörde eine bestimmte, dem Shimado der unverheirateten Frauen ähnlich geordnete Haartracht vorgeschrieben. Die Knaben schminkten und puderten sich, trugen lange, prächtige Gewänder, waren wohl unterrichtet in Musik, Gesang und Tanz und, gleich ihren weiblichen Rivalinnen, in allen Verführungkünsten Meister. Diese Häuser der gleichgeschlechtlichen Wollust lagen in gewissen Straßen der Hauptstädte, zumeist in der Nähe der Theater. Wie noch jetzt die für die Prostitution bestimmten Mädchen von deren eigenen Eltern an den Staat oder an Wirte der Yoshiwara verkauft werden, genau so kamen auch die Wirte der Knabenbordelle zu ihrem Knabenstamm. Ein Knabenbordell hielt gemeiniglich bis zu fünf junge Leute im Alter von 10—20 Jahren, wobei nicht ausgeschlossen war, daß ältere Jünglinge durch Anwendung von Kunstmitteln sich ein verjüngtes Aussehen zu geben verstanden. Nach Ablauf ihrer Blüteperioden als Lustknaben wurden die jungen Leute der Bordelle gewöhnlich zur Bühne abgeschoben. . . .

Die Einrichtung dieser staatlich geduldeten Knabenbordelle hatte einen Handel der Eltern mit ihren männlichen Sprößlingen zur Voraussetzung. Allein es gab neben diesem speziellen Handel mit Knaben behufs ihrer Unterbringung in Bordellen noch einen allgemeineren. Vielfach wird erörtert, wie die japanischen Vornehmen und Reichen eine große und zahlreiche Bedienung und Aufwartung im Hause haben, die, wenn der Herr ausgeht, ihn begleiten und Mantel, Schuhe, Regenschirm, Laterne und dergleichen tragen müsse.

Gegen Ausgang des Jahres 1840 und mit Beginn der gegenwärtigen Meiji-Ära sowie mit der Annahme abendländischer Abgeschmacktheiten sind die Knabenbordelle zuerst zum Teil verboten und endlich völlig abgeschafft worden, — vielleicht für immer, wenn sich das japanische Volk, aus dessen Naturveranlagung doch diese Einrichtungen erwachsen, solche Bevormundung dauernd gefallen läßt[1]).

* * *

Die Geschlechter sind nicht verschieden*wertig*, sie sind verschieden*artig*.

Die ethnologische Betrachtung des Uranismus führt zu demselben Er-

---

[1]) F. Karsch-Haack a. a. O. S. 89 ff. Zum Teil nach handschriftlichen Mitteilungen J. Schedels und mündlichen Suyewo Iwayas. Man muß die ganze gediegene Abhandlung K.'s nachlesen, um die Einzelheiten des urnischen Verkehrs genau kennen zu lernen.

gebnis, zu dem auch Dr. M. Hirschfeld als Arzt gelangte: „Der homosexuelle Mann und die homosexuelle Frau stehen in naturgemäßer Verwandtschaft zu einander und gehören tatsächlich zu einem III. Geschlecht, das den beiden anderen gleichberechtigt, wenn auch nicht gleichartig gegenübersteht[1]).

Der Uranismus ist weder eine Erscheinung des Atavismus noch eine der Degeneration oder der Monstrosität, sondern einfach etwas Natürliches und allgemein Menschliches.

„Das Nichtvorhandensein der Homosexualität würde ein viel größeres Wunder gewesen sein, wie ihre Existenz, die vielen befremdlicher und naturwidriger erscheint, wie das gelegentliche Vorkommen eines wohl entwickelten Bartes beim Weib oder milchgebender Brüste beim Mann". . . . „Keine Erscheinung steht in der Natur isoliert da, jede zeigt die vielseitigsten Verbindungen mit den übrigen Naturkörpern, überall gibt es Übergänge; wie zwischen dem Kinde und dem Erwachsenen der Jüngling und die Jungfrau, so bildet zwischen Mann und Weib der Urning und die Uranierin eine Naturnotwendigkeit" [2]).

Von Römer berechnet, daß wenn von den möglichen 687375 Variationen sexueller Zwischenstufen auch nur $^1/_{1000}$ wirklich besteht, so wären das doch schon 687 Zwischenstufenformen[3]). Es gibt ihrer gewiß noch mehr, und kein Mann kann unbedingt von sich behaupten, sein Wesen wäre zu jeder Zeit seines Lebens ganz und gar von jeder urnischen Anwandlung frei gewesen.

Karsch zieht auf Grund einer Fülle von Tatsachen, die bei Naturvölkern erhoben worden, die sich ihm und jedem von selber aufnötigenden Schlüsse, die ich hier der Über- und Einsicht wegen wiederholen will, denn alle die Folgerungen treffen mit unverminderter Kraft auch auf die Geschlechtverhältnisse aller Kulturvölker, also auch der Japaner zu.

1. Weder alle als Weiber, d. h. mit weiblichen Geburtorganen ge borenen Personen, noch alle als Männer, d. h. mit männlichen Begattungwerkzeugen ausgestatteten Menschen fühlen den Beruf, die Rolle zu spielen, welche durch die Natur ihrer Geschlechtorgane ihnen auferlegt zu sein scheint: für die Erhaltung und Vermehrung des Menschengeschlechtes ihr Scherflein beizutragen und in Verbindung damit diejenigen Arbeiten zu verrichten, welche die menschliche Gesellschaft den lediglich nach ihren verschiedenen Geschlechtorganen klassifizierten beiden Geschlechtern anzuweisen pflegt; eine mehr oder minder große Anzahl Individuen neigt dahin, die Rolle des andern, ihm äußerlich entgegengesetzten Geschlechtes, sei es in einigen, sei es in allen Beziehungen, zu übernehmen.

2. Solche Personen haben oder hatten ohne Ausnahme alle Naturvölker aufzuweisen, als welche bekannt sind: I. die negerartigen Völker, II. die Malayen, III. die Indianer und IV. die Arktiker oder Hyperboreer.

3. Die bei den Naturvölkern zur Beobachtung gekommenen urnischen Erscheinungen machen auf jeden Unbefangenen durchaus den Eindruck elementarster Natürlichkeit; sie beruhen offensichtlich auf dem allen gesunden Menschen natürlichen Trieb zur Wollust der Liebe und zeigen sich

---

[1]) Jahrb. f. sex. Zwischenstufen. Leipzig 1902. IV. S. 975.

[2]) Dr. Magnus Hirschfeld: Ursachen und Wesen des Uranismus. Jahrb. f sex. Zwischenstufen. Leipzig 1903. S. 125f.

[3]) Vorläufige Mitteilungen über die Darstellung eines Schemas der Geschlechtdifferenzierungen. — Jahrb. f. sex. Zwischenstufen. Leipzig 1904. VI. S. 347.

gänzlich frei von rohem Eigennutze, von Grausamkeit und Mordgier; roher Eigennutz, Grausamkeit und Mordgier haften dagegen denen unverkennbar an, welche als anders veranlagte Naturen die urnischen Arten der Befriedigung des Geschlechttriebes nicht nur nicht dulden wollten, sondern durch schwere Bestrafung und Tod ausrotten zu können für möglich hielten.

4. Die Annahme oder die Behauptung, Tribadie und Päderastie seien Laster, welche ausschließlich bei in Grund und Boden verderbten Kulturvölkern zur Ausbildung gelangten, beruht entweder auf vollkommener Unkenntnis oder gar auf zielbewußter Ableugnung längst bekannter Tatsachen [1]).

Hirschfeld stellt die These auf: Der Geschlechttrieb ist polygam (in seinem Typus auf ein Individuum fahndend), die Liebe monogam [2]). Das gilt nur für unseren mitteleuropäischen Kulturkreis der bürgerlichen Gesellschaftschicht. Auf primitiven Stufen der sozialen Entwicklung decken sich Geschlechttrieb und Liebe so sehr, daß eine Scheidung gar nicht durchführbar ist. Der Geschlechttrieb ist gleichsam der Drahtzieher der Liebe im Possenspielpuppentheater des Menschendaseins.

„In der Liebe gibt es keinen Zufall, in ihr ist alles Gesetz. Was ist denn überhaupt Zufall? Zufall nennen wir, was wir nicht verstehen. Als zufälliges Ereignis bezeichnen wir eines, in dem sich zwei Kausalreihen kreuzen“ [3]).

Einen gewissen Ausgleich zwischen älteren und neueren Auffassungen der Homosexualität versucht Dr. Alfred Fuchs, indem er sagt [4]): „Es muß zugegeben werden, daß es gewissermaßen eine weite Auslegung des Begriffes ist, wenn man Menschen mit angeborenen oder erworbenen Anomalien, welche sich sonst unter Umständen eines vollkommenen Wohlbefindens erfreuen können, „Kranke“ nennt. Vielleicht sollte man sie richtiger „abnorm Veranlagte“ oder ähnlich benennen, insbesondere wenn man nur die Verkehrtheit des Geschlechttriebes und nicht die in der überwiegenden Mehrzahl mit dieser verbundenen, gesundheitlichen Schädigungen im Auge behält.

„Nach unserer Überzeugung gehören alle sexuellen Perversionen, sowohl die konträre Sexualempfindung, als auch die Perversionen Heterosexueller der großen Gruppe der angeborenen oder erworbenen konstitutionellen Anomalien an; denn wir können sagen, daß die Zellen des Zentralnervensystems so beschaffener Menschen auf normale, d. h. natürliche Reize mit perversen, d. h. nicht natürlichen Empfindung reagieren. Daß damit nicht etwa eine Schädigung der geistigen Gesundheit präjudiziert wird, braucht keiner weiteren Erörterung“.

Diese Ausführung beruht auf einer wissenschaftlich unhaltbaren Anwendung der Schlagworte normal, anormal, natürlich und pervers, wie sie der Laie gebraucht. Das beweist die spätere Bemerkung von Fuchs: „Es kann inbezug auf das Geschlechtleben doch nur ein „Normales“ geben: Normal ist nur der Geschlechttrieb, welcher die Erhaltung der Gattung bezweckt und sich dementsprechend betätigt. Die abgeschlossene Zufriedenheit Konträrer ist nur ein unzureichendes Äquivalent für normale

---

[1]) Dr. F. Karsch. Uranismus oder Päderastie und Tribadie bei den Naturvölkern. Jahrb. f. sex. Zwischenstufen. Leipzig 1901. III. S. 175—179.

[2] u. [3]) Vom Wesen der Liebe. Jahrb. f. sex. Zwischenstufen. Leipzig 1906. VIII. S. 138 u. 151.

[4]) Therapeutische Bestrebungen auf dem Gebiete sexueller Perversionen. — ahrb. f. sex. Zwischenstufen. Leipzig 1902. IV. S. 179 u. 181.

Empfindungen und die Sehnsucht nach homosexuellem Liebeglück, auch wenn sie sich in dichterisch zweifellos sehr schöne Formen kleidet, sind und bleiben zumindest bei jugendlichen Individuen, welche nicht durch körperliche Mißbildung stigmatisiert sind, krankhafte Selbsttäuschung". Als eine unbewußte Selbsttäuschung erscheint mir auch Fuchs' Bemerkung, betrachtet man sie auf Grund des Völkerlebens. Angesichts der Gleichberechtigung der Empfindungen, die Eduard Kulke in seiner Kritik der Philosophie des Schönen[1]) nachgewiesen, fällen solche Einwände in nichts zusammen.

Hirschfeld führt die Entstehung des Uranismus auf die bisexuelle Fötalanlage zurück, auf die Divergenz zwischen der Entwicklung der Sexualorgane und der entsprechenden Gehirnzentren. Hirschfeld stellte als einer der ersten mit Krafft-Ebing und Ellis diese Theorie auf, die beide auch erst in den Jahren 1895 und 1896 mit ähnlichen Auffassungen aufgetreten sind. Als erster unter den praktischen Ärzten bezeichnet Hirschfeld den Uranismus als eine zwar anormale, aber keineswegs stets krankhafte Erscheinung[2]).

Numa Prätorius betont mit Recht, es sei völlig unzutreffend, die urnische Liebe als eine rein platonische, des Verlangens nach fleischlichem Verkehr entbehrende, kraftlose Leidenschaft aufzufassen. Die Akte der Uranier sind nicht bloß von symbolischer Bedeutung, es sind Äquivalente der Befriedigung zwischen Mann und Frau[3]).

Die einzig richtige und wichtige Perspektive zur Beurteilung von Perversitäten verdankt man Freud, der uns so aufklärt: „Ich finde es unter anderem überflüssig, daß ein Arzt, der über die Verirrungen der sexuellen Triebe schreibt, jede Gelegenheit benutze, um in den Text den Ausdruck seines persönlichen Abscheus vor so widrigen Dingen einzuschalten. Hier liegt eine Tatsache vor, an die wir uns, mit Unterdrückung unserer Geschmackrichtungen, hoffentlich gewöhnen werden. Was wir die sexuellen Perversionen heißen, die Überschreitungen der Sexualfunktion nach Körpergebiet und Sexualobjekt, davon muß man ohne Entrüstung reden können. Schon die Unbestimmtheit der Grenzen für das normal zu nennende Sexualleben bei verschiedenen Rassen und in verschiedenen Zeitepochen sollte die Eiferer abkühlen. Wir dürfen doch nicht daran vergessen, daß die uns widrigste dieser Perversionen, die sinnliche Liebe des Mannes für den Mann, bei einem uns so sehr kulturüberlegenen Volke, wie der Griechen, nicht nur geduldet, sondern selbst mit wichtigen sozialen Funktionen betraut war. Ein Stückchen weit, bald hier, bald dort überschreitet jeder von uns die fürs Normale gezogenen engen Grenzen in seinem eigenen Sexualleben. Die Perversionen sind weder Bestialitäten noch Entartungen im pathetischen Sinne des Wortes. Es sind Entwicklungen von Keimen, die sämtlich in der indifferenzierten sexuellen Anlage des Kindes enthalten sind, deren Unterdrückung oder Wendung auf höhere, asexuelle Ziele — deren Sublimierung — die Kräfte für eine gute Anzahl unserer Kulturleistungen abzugeben bestimmt ist. Wo also jemand grob und manifest pervers geworden ist, da kann man richtiger sagen, er sei es geblieben, er stellt ein Stadium der Entwicklunghemmung dar"[4]).

---

[1]) Leipzig, Ethnologischer Verlag. 1906.

[2]) Sappho und Sokrates: Wie erklärt sich die Liebe der Männer und Frauen zu Personen des eigenen Geschlechts? 2. Aufl. Leipzig 1902.

[3]) Jahrb. f. sex. Zwischenstufen. Leipzig 1903. V. II. S. 1000.

[4]) Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre von Prof. Dr. Sigm. Freud.

Dr. J. Sadger variirt gut diesen Gedanken, indem er sagt, daß es nicht bloß eine Liebe zum andern Geschlecht gibt, sondern ebenso sehr eine homosexuelle, zum eigenen Geschlechte, und zwar durchaus nicht bloß bei Perversen, sondern wie uns die Psychoanalyse belehrt, bei jedwedem Menschen, auch dem allergesündesten. Nur muß man nicht gleich an irgendeine grobsinnliche Betätigung denken, auch nicht an die Jahre höchster Geschlechtkraft. In der Kindheit jedoch und Pubertät, im höheren Alter und schwerer Krankheit ist starkes homosexuelles Empfinden beinahe Regel, da findet jeder, der Augen hat zu sehen, die Verliebtheit in das eigene Geschlecht und Spuren davon, wenn auch versteckt, selbst in den allerbesten Jahren[1]).

Hier möchte ich eine Beobachtung nicht unterdrücken, daß bei uns die aktiven Uranier einen häufig ungemein unentwickelten ästhetischen Sinn aufweisen. Auf dem sogenannten „slavistischen Strich" z. B. auf dem Schmerlingplatz in Wien trieben sich allabendlich in den Jahren 1884—1887 ein chrowotischer und ein serbischer Ärschling auf Männerfang beim Pissoir herum. Beide von kleinem Wuchse, zaundürr und so abstoßend widerwärtig von Angesicht, daß man sie am liebsten angespuckt hätte; und trotzdem schloß sich ihnen so mancher stattlich gewachsene, feingekleidete Mann an, um sie in ein Hotel zu führen. Auch lernte ich bei Gerichten nicht wenige 17- bis 19jährige Lustknaben kennen, denen ihr Beruf den Stempel frühzeitiger leiblicher Verwelkung und sittlicher Verkommenheit erschreckend deutlich aufgeprägt hatte.

Mit den Ergebnissen psychoanalytischer Forschungen decken sich auch die von Ethnologen erhobenen Tatsachen. Laufer z. B. stellte in China betreffs der Lustknaben eine Beobachtung an, die von besonderem Werte ist, weil sie eine Verallgemeinerung erlaubt. Er sagt: „In China liebt der Homosexuelle nicht den „Mann", nicht das „Männliche", sondern gerade das Weibliche am Knaben. Wie unser Bild zeigt, sucht ja der Knabe seinem Liebhaber das Bild der Weiblichkeit vorzutäuschen. Ebenso tragen die Knaben in den Knabenbordellen von Peking weibliche Kleider und sind ganz auf das Gebahren von Kokotten oder Sängerinnen trainiert; ebenso sind die Schauspieler, die weibliche Rollen geben, das beliebteste Objekt der Homosexuellen. Der chinesische Homosexuelle liebt den weiblichen, weibischen, verweibischten Mann"[2]).

Von den chinesischen Lustknaben sagt Dr. Matignon: Ils en arrivent presque à oublier leur sexe et s'identifient tellement avec leur rôle qu'ils finissent par se prendre pour des femmes dont ils adoptent la démarche, les gestes, l'expression de visage et même la voix[3]). Das von Dr. Laufer mitgeteilte Bild bestätigt dies vollauf. Man hat genauer hinzuschauen, um nach den herabhängenden Testikeln das äußerlich männliche Geschlecht der Figur zu erkennen. Bei dem Sian-Kôn (Lustknaben), dessen Vollbild in Frauengewand Dr. Matignon auf S. 201 seines Buches bringt, müßte man ohne weiteres ein Frauenzimmerchen von 15—17 Jahren annehmen. Witzig bemerkt Dr. Matignon: la plus jolie tête de femme que j'aie vu en Chine est

Zweite Folge. Leipzig und Wien 1909. S. 42f. — Betreffs der Hellenen vergl. die grundlegende Studie Dr. Hans Lichts, Der παίδων ἔρως in der griechischen Dichtung. Die attische Komödie. Anthropophyteia VII. (1910) S. 128—179.

[1]) Therapeutische Rundschau, Berlin 1909. Nr. 45.

[2]) Berthold Laufer, Ein homosexuelles Bild aus China, Anthropophyteia 1909. VI. S. 165f. Dazu Tafel XXII im Anhang.

[3]) Superstition, Crime et Misère en Chine, Paris 1902[4], p. 196 u, 203.

surement celle d'un Sian-Kon qui représentait une élegante et jeune mandarine[1]), auf der Bühne nämlich.

Psychoanalytisch erklärt Dr. Sadger, ein Schüler Prof. Freuds einfach die Erscheinung so: „Es ist nicht der Mann, den der Homosexuelle liebt und begehrt, sondern Mann und Weib zusammengenommen in einer Gestalt. Nur weil das Heterosexuelle später unterdrückt wird, entsteht der Anschein der reinen Inversion . . . Die Urninge lieben im Mann noch das Weib, transskribiren gleichsam ihre Liebe vom Weibe später auf den Mann. Diese beiden Tatsachen ergänzen einander. Was der Invertirte einmal am Weibe liebte und begehrte, das liebt und begehrt er noch heute am Mann. Das nämliche gilt natürlich umgekehrt auch von der späteren Urninde"[2]).

* * *

Im Durchschnitt hat die Liebe des Uraniers nichts von der des Heterosexuellen voraus und erheischt wie sie sinnliche Befriedigung, und zwar oft recht gebieterisch. Nur bei der Minorität der Uranier, wie bei der Minorität der Heterosexuellen findet eine Vergeistigung der Geschlechtliebe statt.

Das Gros der Homosexuellen geht sicherlich ebenso wie das der Heterosexuellen nicht in idealer Liebe auf und strebt nach sinnlicher Befriedigung, auch an Zynikern und Wollüstlingen fehlt es nicht, aber sicherlich ist ihre Anzahl keine verhältnismäßig größere als unter den Heterosexuellen. Jedenfalls begegnet man bei den Uraniern verhältnismäßig nicht häufiger Niedertracht und Gemeinheit in geschlechtlicher Beziehung als bei den Heterosexuellen[3])

Das wesentliche bei der Päderastie und Tribadie ist der durch ein Wesen desselben Geschlechtes hervorgerufene Orgasmus (Karsch).

Knabenschändung und Uranismus sind miteinander nicht zu verquicken. Es mag sich auch ein Uranier des Aftermißbrauchs schuldig machen, aber, wie uns die Folklore beweist, üben vorwiegend Heterosexuelle sowohl bei Knaben als bei Frauen in und außer der Ehe diesen für den Dulder oder die Dulderin in gesundheitlicher Hinsicht abscheulichen und schädlichen Brauch. Der berüchtigte Gymnasiastenschänder von Neusatz war sogar zweimal verheiratet und setzte selber Kinder in die Welt, sowie auch sein Karlowitzer Lustknabe eine Ehe einging. Beide darf man nicht den Uraniern beizählen, sondern einer Gruppe von ruchlosen Verbrechern, gegen die, weil sie sich als Vertreter des Patriotismus und Nationalismus aufspielen, das Strafgesetz außer Kraft ist.

„Nur der Normalsexuelle, dem es in Vollkraft seines Triebes freigestellt ist, welchen Akt er verüben will: Onanie, gegenseitige Onanie, beide Formen des Pygismus, wie die Entjungferung und alle Sorten, das Weib zu genießen — der nicht, wie der Monosexuale und der Homosexuale an ein bestimmtes Gelüste gebunden ist, er vermag auch jede Art von Kinderschändung zu verüben, ja, sogar Sodomie mit Tieren und Schändung von Leichen, er ist bestialisch genug, denn er hat ja die ungebundene Kraft dazu. Und was besonders zu erwähnen ist, nur der Normalsexuale ist manchmal brutal genug, sein Opfer als Steigerung der Wollust, auch noch grausam zu quälen, ja, nach Blut zu lechzen — was ja auch bei manchen Tieren während der Begattung eintritt. Man frage nur öffentliche Dirnen, was sie von den „Blutern", d. h. den

[1]) Superstition, Crime et Misère en Chine. Paris 1902⁴, p. 196 u. 203.

[2]) Medizinische Klinik, Wochenschrift f. praktische Ärzte, Berlin 1909, Nr. 2. Zur Aetiologie der konträren Sexualempfindung.

[3]) Jahrb. f. sex. Zwischenstufen 1905. VII. II. S. 694 u. 697.

allerdings selten vorkommenden Liebhabern halten, die während des Akts im Momente der Brunst, die Geliebte blutig beißen, sie verwunden — ja, auch Weiber tun das bei leidenschaftlicher Umarmung[1]).

„Das Variationbedürfnis hat wohl auf die Art der Betätigung einen Einfluß, nicht aber auf die Neigung des Geschlechttriebes an und für sich. Dieser Trugschluß dürfte auf die Annahme zurückzuführen sein, daß der Homosexualismus dem Masochismus, Sadismus, Fetichismus und ähnlichen Störungen gleichzusetzen sei, mit denen er seit Krafft-Ebing so oft gemeinsam dargestellt ist. Bei letzteren handelt es sich um etwas ganz anderes, nämlich um krankhafte Hypertrophien normaler Triebe, nicht etwa um sexuelle Zwischenstufen (Mischung männlicher und weiblicher Eigenschaften). Jeder Liebende will die Geliebte erobern, der Sadist will sie unter seine Gewalt bringen; der Liebende will ihr gefälliger Diener, der Masochist ihr Sklave, ihr „Hund" sein; der Liebende legt sich die Locken seines Mädchens ins Medaillon, der Fetischist bewahrt sich Weiberzöpfe in der Schublade auf. Selbstverständlich kann ausnahmweise ein Homosexueller ebenso wie ein Heterosexueller, Sadist, Masochist, Fetischist sein, vielleicht alles zugleich, aber niemals kann ein Homosexueller ein Heterosexueller sein und umgekehrt" [2]).

Dr. Arduin bemerkt mit feiner Unterscheidung: „Den Tatsachen entspricht es, wenn wir vier Hauptarten homosexuell veranlagter Personen unterscheiden: 1. die homosexuellen Männer, die sich als Mann fühlen und deren Liebe sich daher auf Männer erstreckt; 2. die homosexuellen Männer, die sich in der Rolle des Weibes fühlen und die deswegen nach geistig und körperlich kraftvoll, d. h. tatsächlich ganz oder vorwiegend männlich entwickelten Männern Verlangen tragen; 3. die homosexuellen Weiber, die sich in der Rolle des Mannes fühlen und demgemäß zarte, völlig weibliche Naturen innerhalb des weiblichen Geschlechtes an sich ziehen möchten; und 4. die homosexuellen Weiber, die sich auch wahrhaft als Weib fühlen und darum zu männlich angelegten Individuen des weiblichen Geschlechtes Neigung haben. Kurz gesagt: es gibt unter den Homosexuellen virile Männer und feminine Weiber" [1]).

„Die Homosexualität ist eine so regelmäßige, nicht bloß bei Kulturvölkern, sondern auch bei allen Naturvölkern verbreitete Erscheinung, daß sie als ein Stück göttlicher, also auch zweckmäßiger Naturordnung angesehen werden muß, wie die Geschlechtlosigkeit bei Bienen, Ameisen usw." [4])

Bei einigen Völkern brachte man die Knabenliebe sogar mit dem Gottesdienst in Verbindung, wie aus der Bezeichnung puer sanctus (heiliger, gottgeweihter Knabe), für puer mollis, kinaeda (Buhlknabe) hervorgeht, die römische Schriftsteller erwähnen. Helvetius teilt mit, daß man in gewissen Gegenden

---

[1]) Dr. M. im Jahrb. f. sex. Zwischenstufen. Leipzig 1900. II. S. 95. Man vergl. dazu die Ausführungen des gewiegten Juristen Dr. Erich Wulffen, Der Sexualverbrecher, Berlin 1910.

[2]) Dr. Magnus Hirschfeld: Ursachen und Wesen des Uranismus. Jahrb. f. sex. Zwischenstufen. Leipzig 1903. V. I. S. 35.

[3]) Die Frauenfrage und die sexuellen Zwischenstufen. Jahrb. f. sex. Zwischenstufen. Leipzig 1900. II. S. 217.

[4]) Prof. Dr. Gustav Jäger: Ein bisher ungedrucktes Kapitel Homosexualität aus der Entdeckung der Seele. Jahrb. f. sex. Zwischenstufen. Leipzig 1900. II. S. 122.

von Peru die Päderastie als eine zu Ehren der Götter vorgenommene Handlung ausgeübt habe[1]).

„Während sich die heterosexuelle Liebe stets frei und schön, geachtet und geehrt entfalten konnte, hat die homosexuelle Liebe eine Geschichte von Blut und Tränen ohnegleichen hinter sich. Eine Liebe, die so zu Boden getreten, nicht hat zerstört, so geknechtet, nicht hat ausgerottet werden können, die soviel Erniedrigungen, Qualen, Haß, Spott und Hohn überdauerte und überstand, hat schon durch diese Vergangenheit den Beweis ihrer Existenzberechtigung erbracht, hat gezeigt, daß sie ein elementares Naturphaenomen ist, dem gebieten zu wollen ebenso absurd und vermessen ist, als wollten wir der Erde die Anziehung, der Sonne das Scheinen verbieten"[2]).

Hirschfeld hat recht, doch ausschlaggebend sind nicht so sehr die Verfolgungen, die den Homosexuellen fast ausschließlich innerhalb des christlichen Kulturkreises bereitet wurden und noch werden, sondern die Tatsache, daß die Homosexualität im Spiegel des Völkerglaubens als eine allgemeine im menschentierischen Naturtrieb unausrottbar festwurzelnde Erscheinung ist, die überall und zu allen Zeiten auftritt.

„Wir müssen uns erinnern", sagt Dr. Hirschfeld, „daß viele weit gereiste Gewährmänner angeben, daß sie die Homosexualität überall gleich verbreitet gefunden haben, daß Männer wie Schopenhauer und Höszli gerade aus der gleichmäßigen Verbreitung der Homosexualität zu allen Zeiten und bei allen Völkern gefolgert haben, auch diese Liebe sei Natur. Reiseschriftsteller und Ethnographen haben uns allerdings von Völkern berichtet, bei denen gleichgeschlechtliche Handlungen besonders stark verbreitet sein sollen. Soweit ich sehe, handelt es sich aber bei diesen Mitteilungen stets um südländische, zumeist asiatische Völker, bei denen das sexuelle Leben überhaupt und dementsprechend auch das homosexuelle viel auffälliger zutage tritt als bei uns. Es ist vorderhand noch eine offene Frage, ob tatsächlich dieses stärkere Hervortreten einer stärkeren Verbreitung der Homosexualität entspricht oder ob die homosexuellen Globetrotter im Rechte sind, die mir mehrfach davon sprachen, daß sich Berlin und London von Teheran und Peking, New York und Rio de Janeiro wohl in den Erscheinungformen, aber nicht in Bezug auf die Ausdehnung homosexuellen Lebens unterscheiden"[3]). H. weist noch darauf hin, daß sich die Kategorien zwischen holländischen und deutschen Studenten ziffernmäßig entsprechen und daß sich auch in Italien die Zahl der Abweichenden zwischen gleichen Höhen bewege.

Die von Hirschfeld als offen hingestellte Frage ist keine Frage mehr, denn für den Ethnologen ist es angesichts der sonstigen Übereinstimmung des Völkergedankens klar, daß die Beobachtung der homosexuellen Globetrotter den tatsächlichen Zuständen gemäß ist. Das Gegenteil davon müßte geradezu die größte Verwunderung und den Zweifel an der Richtigkeit der Angaben erwecken. Man lese darüber die Zusammenstellungen aus der älteren Literatur bei Dulaure in der Zeugung nach.

---

[1]) Alle Belegstellen aus den älteren spanischen Schriftstellern mit Berichten aus der neueren Zeit veröffentlichte H. Enrique Brüning, Anthropophyteia VI (1908) S. 101—112 und VII (1910) S. 206—210.

[2]) M. Hirschfeld. Vom Wesen der Liebe. Jahrb. f. sex. Zwischenstufen. Leipzig 1906. VIII. S. 15.

[3]) Das Ergebnis der statistischen Untersuchungen über den Prozentsatz der Homosexuellen. — Jahrb. f. sex. Zwischenstufen. Leipzig 1904. VI. S. 167f.

Man kann wohl konstatieren, daß sich seit dem Altertum in der Kenntnis und Beurteilung, nicht aber, daß sich in der Verbreitung der verschiedenen sexuellen Zwischenstufen nennenswertes geändert hat. Richtig ist, daß im Altertum sowohl die körperlichen als die seelischen Hermaphroditen in viel höherem Maße wie im Mittelalter und der Neuzeit von den Dichtern, Bildhauern und Malern als Gegenstand künstlerischer Darstellung berücksichtigt wurden, es ist auch zutreffend, daß sich in der antiken Kunst auffallend oft die männlichen Bildwerke durch weibliche, die weiblichen durch männliche Körperlinien und Charakterzüge auszeichnen, doch geht es nicht an, hieraus ... ohne weiteres zu folgern, daß die Geschlechtmerkmale in damaliger Zeit weniger ausgeprägt wären, wie heutzutage[1]).

Bei den Skythen gab es nach Herodot und Hippokrates eine Klasse von Männern, die effeminirt waren, sich als Weiber kleideten, sich allen möglichen weiblichen Beschäftigungarten zuwandten und zweifellos der passiven Päderastie ergeben waren.

Ein ungenannter Gelehrte stellte eine schwerwiegende Menge von Zeugnissen aus der ältesten nordisch-germanischen Literatur zusammen, die jeden Zweifel darüber beheben, daß die alten Skandinavier mit der Tatsache vom Vorkommen mannliebender Männer wohl bekannt waren. „Für den konträrsexuellen Verkehr besaßen sie eine ganze Nomenklatur von Bezeichnungen, und sowohl im Zorne als im Scherze wurden in dieser Richtung hin allerlei Anspielungen und Beschuldigungen ausgespielt. Dabei kann es nicht verwundern, daß dergleichen Vorstellungen in grotesk verzerrte und unflätige Bildnisse und Ausdrücke eingekleidet wurden. Schwelgte doch der allgemeine ästhetische Geschmack jener Zeiten vorzüglich im kolossal Übertriebenen und Karrikaturmäßigen“ [2]).

Im heutigen Griechenland finden wir ungefähr dieselbe Auffassung der Knabenliebe wie im Altertum, die z. B. aus der Rede des Aeschines gegen Timarchos hervorgeht: wenn nämlich in einem Liebebündnis, vielleicht als Reflex, ein sexueller Akt verübt wird, so trifft diesen nicht die Verachtung. Verurteilt und bestraft wird nur die Prostitution[3]).

„In der piccola borgesia (Kleinbürgerstand) in Rom, Neapel, Genua heiraten die meisten Männer, die oft bis in ihr 20. Lebensjahr untereinander (unentgeltlich) homosexuell verkehrten, werden normale Gatten nnd gute Familienväter“ [4]).

„In Venedig hatte diese Unnatur einst so sehr überhand genommen, daß der Senat die öffentlichen Mädchen, deren Zahl auf 12000 stieg, in seinen Schutz nahm und in der St. Markuskirche der Madonna dei Mascoli, welche die Männer wieder zur Natur zurückführen sollte, eine Kapelle errichtet wurde“,[5]).

---

[1]) Hirschfeld, Dr. M.: Geschlechtübergänge. Leipzig 1906. S. 16f.

[2]) Jahrb. f. sex. Zwischenstufen. Leipzig 1902. IV. S. 256.

[3]) Jahrb. f. sex. Zwischenstufen. Leipzig 1902. IV. S. 945. — Paul Brandt: Der παίδων ἔρως in der griechischen Dichtung. I. Die lyrische und bukolische Dichtung. Ebenda. Leipzig 1906. VIII, S. 619—684 und Dr. Hans Licht, Der παίδων ἔρως in der griechischen Dichtung: Die attische Komödie, Anthropophyteia 1910, VII, S. 128—179. — Die Homosexuellen nach hellenischen Quellenschriften von Otto Knapp. Anthropophyteia. III. S. 254—260. Leipzig 1906. — E. Bethe, Die dorische Knabenliebe, Rhein. Museum f. Philologie. N. F., B. 62, 1907.

[4]) M. Hirschfeld. Vom Wesen der Liebe. 1906. S. 200.

[5]) Welker. Griechische Götterlehre. II. S. 715.

Wie stark homosexuelle Neigungen in Italien vorkommen oder vorkamen, was in diesem Falle bei der Unwandelbarkeit der menschlichen Anlagen dasselbe ist, lehrt uns Andreas Rivetus aus Poitou, der Doktor der Theologie und Professor der Akademie zu Lyon war, in seiner Schrift „Der gezüchtigte Jesuit“ (Jesuita vapulans), die i. J. 1660 erschien. Er beruft sich auf den Spanier Alvarus-Pelagius und auf Trithemenius (1517): „Die Kleriker treiben alle nur denkbaren Laster, auch das der Päderastie (vitium contra naturam). Wehe, wehe, innerhalb der heiligen Kirche halten viele Fromme und Kleriker in ihren Schlupfwinkeln und Konventikeln und in den meisten Staaten öffentlich auch schon Laien, ganz besonders in Italien, gewissermaßen ein öffentliches Gymnasium und eine Ringschule, in denen sie sich in der Ausübung dieses greulichen Lasters üben, und gerade die besten unter den Jünglingen werden in solchem Hurenhause am höchsten eingeschätzt. Daß doch Gesetze solches Laster einschränkten, Gottesfurcht allein bringt sie von einem so großen Übel nicht ab! — Denn eine so große verabscheuungwürdige Ergötzung verschafft bei jenem Laster der unreine Geist, daß die, welche an dieser Krankheit leiden, in ihr eine weit größere Wollust empfinden, als am Geruche der Brunst von Weibern, wie ich von solchen hörte, die ob ihres Bekenntnisses nicht einmal erröteten. So gewaltig ist die ganze Welt, voran Italien, in Vorstellungen von jenem Laster versunken, daß kein Gegenmittel fruchtet; weder das der Warnungen, noch das der Angst vor zeitlicher Bestrafung; es müßte denn Feuer und Schwefel, wie solches im Zorne Gottes zur Besserung anderer geschah, wiederum über jene Lasterbuben schleunigst vom Himmel herniederfallen und sie verzehren, sowie es die verkommenen Sodomiter verzehrte und vertilgte“ [1]) . . . „Auf daß aber dem Laster nichts an seiner Vollendung fehle, so erreichte es seine höchste Stufe dadurch, daß in diesem gewiß heiligen Orden die Päderastie einen öffentlichen Lobredner erhielt. Zu Venedig erschien bei Trajan Naevus in italienischen Versen ein Buch „de laudibus Sodomiae“, in welchem der Verfasser Johanne de la Casa kund tut, die Sodomie sei eine ganz besondere Kunst, ein edler, sogar ein göttlicher Zeitvertreib; er habe dies aus eigener Kenntnis an sich erfahren, und in der anderen Liebe gäbe es ein größeres Entzücken nicht. Dieser de la Casa aber war Erzbischof von Benevent, Dekan der päpstlichen Kammer und päpstlicher Legat a Latere bei der Republik Venedig“ [2]).

In Frankreich ist man sogar derart von der größeren Verbreitung der Homosexualität in Deutschland — und zwar nicht mit Unrecht, meint mit Fug Numa Praetorius [3]) — überzeugt, daß man sie gerade le vice allemand, das deutsche Laster nennt. Mit demselben Recht heißt man in Deutschland die Syphilis die Franzosen, sage ich, dem die näheren Verhältnisse in romanischen und slavischen Ländern nicht unbekannt sind.

Nach Näcke begegnet man in Paris auf den großen Boulevards und in den Champs-Elysées den gewöhnlichen Großstadtprostituirten, Jünglingen von 15—25 Jahren — natürlich auch ältere — die dort zwischen 9 und 2 Uhr morgens auf und ab spazieren. Unter ihnen gibt es auch eine Anzahl von Erpressern. Es sind verschiedene kleine Hotels vorhanden, die die homo-

---

[1]) Zitirt nach F. Karsch: Quellenmaterial zur Beurteilung angeblicher und wirklicher Uranier. Jahrb. f. sex. Zwischenstufen. Leipzig 1902. S. 331 f. u. 335

[2]) Jahrb. f. sex. Zwischenstufen. Leipzig 1902. IV. S. 742.

[3]) Jahrb. f. sex. Zwischenstufen. Leipzig 1902. IV. S. 742.

sexuellen Paare aufnehmen. Die Prostituirten der Boulevards sind zum Teil sehr gefährlich, nicht minder wie ihre Berliner Kollegen.

Hirschfeld vervollständigt diese Angaben. So existirte bis zum Spätjahr 1905 in der Rue St. Martin ein kleines Hotel, dessen homosexueller Besitzer nicht nur homosexuellen Personen Zimmer zu vorübergehendem Aufenthalt vermietete, sondern auch stets fünf bis sechs junge Leute im Alter von 15—22 Jahren im Hotel beherbergte und Homosexuellen gegen Bezahlung zur Verfügung stellte. Außer diesem Hotel gab es im Jahre 1905 noch eine Art von Männerbordell bei einem Homosexuellen, der in seiner Wohnung nachmittags ein halbes Dutzend junger Leute zur Auswahl der besuchenden homosexuellen Herren bereit hielt oder aus der unmittelbaren Nachbarschaft herbeirufen ließ und sofort ein Zimmer für einige Francs die Stunde vermietete [1]).

Vor einigen Jahren existierte in Amsterdam eine lediglich von Homosexuellen aus den Volk- und Mittelkreisen, sowie von Fremden besuchte Wirtschaft, in der jeden Abend 20—40 Homosexuelle zu treffen waren [2]).

Chrowotische und serbische Homosexuelle halten ihre Zusammenkünfte ziemlich regelmäßig in Karlowitz, in Neusatz und Agram ab. Die üblichen „Verbrüderungfeste zwischen den beiden Nationen“ sind nichts anderes als Uranierversammlungen, in denen man die Neulinge feiert. Die Jünglinge, die man gewonnen hat, heißt man vatreni mladići (feurige Jünglinge) oder nadobudna mladež (hoffnungerweckende Jugend). Da derartige Bündnisse auch dortzulande gesetzlich verpönt sind, treten sie gewöhnlich unter politischer oder literarischer Flagge auf. Die nicht seltenen Schlägereien unter Chrowoten und Serben erweisen sich häufig im letzten Grunde als nichts anderes, denn als Kämpfe der Heterosexuellen gegen Homosexuelle.

Nach meinen eigenen leidigen Erfahrungen mit slovenischen, chrowotischen und serbischen Buhlknaben oder Ärschlingen oder Afterjungen, die sich mir an die Rockschöße zu hängen versuchten oder die ich als gerichtlicher Sachverständiger näher zu erkennen bemüßigt war, sind die Aftermenschen nicht bloß äußerlich, sondern auch ihrem geistigen Wesen nach eine Abart vom Weib und zwar vom widerwärtigsten und abscheulichsten. Hat so ein Geschöpf eine Mittelschule oder gar eine Universität besucht, so entwickelt es sich mit Vorliebe zum Rezensenten, um sein Mütchen an produktiven Schriftstellern zu kühlen. Die Ärschlinge drängen sich ebensogern in den paedagogischen Beruf zum Unsegen der Jugend ein, die sie durch und durch korrumpiren. Der Ärschling ist überaus dünkelhaft, geschwätzig, klatsch-, tratsch- und ränkesüchtig, durch und durch verlogen, ja, unfähig gerade und wahrhaftig zu denken, eitel bis zum Skandal und wenn er sich in seiner krankhaften Eitelkeit verletzt glaubt, voll ingrimmigen Rachedurstes. Er spielt sich auf den Wahrer der Religion, der guten Sitte und der Nationalität hin aus, jederzeit zu jeder Niedertracht und Schurkerei bereit

---

[1]) Dr. P. Naecke: Quelques détails sur les homosexuels de Paris. Archives d'anthropologie-criminelle, de criminologie et de psychologie normale et pathologique, N. S. T. IV. No. 138. — M. Hirschfeld, Jahrb. f. sex. Zwischenstufen. VIII. Leipzig 1906. S. 796f.

[2]) Numa Praetorius. Jahrb. f. sex. Zwischenstufen. Leipzig 1903. V. II. S. 956.

und dabei von einer grenzenlosen Feigheit. Seine Waffen sind der anonyme von Dreckausdrücken und pöbelhaften Schmähungen triefende Brief und vollends die Postkarte. Jede seiner Rezensionen gleicht einem nichtswürdigen Mordversuche und nur selten versteigt er sich zur handgreiflichen Mordtat. Gewöhnlich genügt ihm die Erpressung, um sein Opfer auszusaugen, zu verelenden und in den Tod zu jagen. Mitte des Monats Mai 1910 verurteilte das kgl. Strafgericht in Budapest den Afterburschen Vaso Kragujević aus Ilok in Sirmien, den Jünger des Organisators und Chefs der chrowoto-serbischen redaktionellen Lustknaben zu einer zwölfjährigen schweren Kerkerstrafe. Nach Ablauf der Strafe wird man ihn wohl dem K. K. Landesgericht für Strafsachen in Wien ausliefern, weil er an einem Beamten in Wien, der ihn arglos bei sich aufgenommen, einen blutigen Raubmordversuch verübte. Da spricht man ihm wohl zehn Jahre Zuchthaus zu und nach Abbüßung der Strafe liefert man ihn nach Berlin aus, wo man ihn der Ermordung eines Mehlhändlers namens Engel beschuldigt. Man hätte aber den Ärschling ins Irrenhaus sperren sollen, weil er nicht dem Beispiel seiner Lehrer und Meister gefolgt. Er konnte zu Ehren und Ansehen gelangen, wenn er für Blättchen von der Güte des Lublanski Zvon in Laibach, des Brankovo Kolo in Karlowitz, des Stražilovo in Neusatz, des Vienac in Agram und für ähnliche Belgrader Wische Rezensionen oder Ehrabschneidungen geliefert hätte.

Die Politik, Literatur und das gesellschaftliche Leben der Südslaven wird von der Lustknabenvorherrschaft sehr nachteilig beeinflußt. Nur wenn gelegentlich ein geiler Ärschling zum politischen Angeber wird und viele Familienväter wegen angeblichen Hochverrats in den Kerker bringt, da erst besinnt man sich und hält ihm seine geschlechtliche Eigenart vor. Im übrigen jedoch scheint, wie einst bei den Hellenen[1]), auch bei den Südslaven „die Knabenliebe zum mindesten dieselbe Bedeutung, wie die zum Weibe“ zu haben und man darf ohne Übertreibung die Behauptung wagen, daß Afterasien geographisch schon bei Karlowitz und Neusatz anfängt. Oder: die Überlegenheit der abendländischen Kultur gipfelt nicht in letzter Reihe darin, daß sie einen rein männlichen und rein weiblichen Charakter wahrt und aus instinktivem Selbsterhaltungtrieb in ihrer Mitte die verruchten Lustknaben auszumerzen trachtet. Aber man sollte die Verfolgung auf diese gefährlichen Zwittermenschen und nur auf sie allein beschränken, die harmlosen Liebhaber dagegen unbedingt in Ruhe und Frieden belassen.

Im Orient besteht nur der Anschein einer größeren Verbreitung des Uranismus infolge des Umstandes, daß dort, nicht wie in Mitteleuropa, der gleichgeschlechtliche Verkehr als etwas Fluchwürdiges und Ungewöhnliches gilt, homosexuelle Gefühle und Handlungen offener hervortreten und weniger geheim gehalten werden. Aus Kunst und Literatur, zumal der Folklore der Asiaten geht klar hervor, daß man dort jede Art von Liebe gleich bewertet und daß nicht der mindeste moralische Makel der Liebe zum Jüngling anhaftet.

Nach einem Berichte P. Kéravals[2]) sind von den Ufern des Marmara-

---

[1]) Dr. Hans Licht, Der paidon eros in der griechischen Dichtung. Anthropophyteia 1910. S. 128—179.

[2]) Archives de Neurologie. XXIV. 1902. S. 263f. Zitirt nach dem Referat von Numa Praetorius. Jahrb. f. sex. Zwischenstufen. Leipzig 1903. V. II. S. 954f.

meeres an bis zum Yang-tze-Kiang die Tänze und Gesänge den jungen Burschen, genannt batcha, übertragen, die ganz und gar die Rolle unserer Schönheiten aus den Variétés erfüllen. Die Päderastie sei im direkten Verhältnis zur Größe der Stadt und der Einsperrung der Frau organisirt. In den Städten Mittelasiens und bei den Nomaden, wo die Frauen frei seien, gäbe es wenig batcha. Der batcha, Tänzer, Sänger, Schauspieler, ein halbes Weib nach dem Kostüm und den Manieren, habe in den Khanatas Mittelasiens eine offizielle Stellung, er gehe aus den Kindern armer Eltern hervor. Er werde von herumziehenden Musikern oder von reichen Leuten gekauft, die ihn seinen Beruf lehrten, sowie die Funktion, zu der er dienen sollte. Eine eigenartige Massage der Hinterbacken, eine durch Instrumente hervorgebrachte Erweiterung des Afters werde mit ihm vorgenommen. Schläge und Rauschzustände mittels Alkohol und Haschisch spielten dabei eine große Rolle. Dann verkehre mit dem batcha sexuell als erster der Dirigent der Musiker, es sei denn, daß er ihn einem reichen Liebhaber abtrete.

Von 12 bis 16 Jahren stünde der batcha in der Glanzperiode seiner Erfolge. Aber seine Verdienste flössen den Kupplern zu, so lange er keinem Herrn angehöre, der ihn unterhalte. Wenn der Bart wachse, verlöre er seinen Wert. Dann könne es geschehen, daß er ein ehrbarer Bürger werde, eine Familie gründe, seinen Harem und seinen batcha besitze. Es könne auch sein, daß, falls er die Leidenschaft der passiven Päderastie behalten habe, er Diener nehme zur Erregung seiner Begierden in praepostera, die er mit seinen Frauen normaliter befriedige.

Dagegen gäbe es batcha, die gegen die Natur kämpften und die Attribute des Feminismus durch Kastration erhalten wollten. Wenn dies geschehen, verließen sie ihr Gewerbe oder wenn sie mit der Prostitution fortführen, würden sie doch nur wegen ihrer künstlichen Jugend verachtet. In beiden Fällen sänken sie noch tiefer. Manche züchteten Frauen zum coitus per anum oder zu sonstigen Verirrungen heran, seien ihre Louis oder die Ehemänner der Prostituirten.

Praetorius bemerkt hierzu richtig, die batcha und die mit ihnen geschlechtlich verkehren, seien selbstverständlich nicht alle Homosexuelle, doch zweifellos ein Teil. Seine Meinung, daß die Hebung der sozialen Verhältnisse der Frau den gleichgeschlechtlichen Verkehr mehr zurückdrängen, Heterosexuelle davon abbringen, insbesondere aber den Mißbrauch unmündiger Knaben einschränken würde, kann man nur als einen Wunsch auffassen. Nur strenge Gesetze, die auch unerbittlich streng gehandhabt werden müßten, könnten eine Änderung nach außen hin erzwingen, der Sache nach bliebe doch wieder alles wie bisher. Er bestätigt dies auch selber mit dem Zusatz: „Dagegen wird die Änderung in den sozialen Zuständen auf die Homosexuellen keinen Einfluß ausüben und den gleichgeschlechtlichen Verkehr ebensowenig beseitigen, als dies durch die Entwicklung der Zivilisation bei uns der Fall gewesen ist“.

Unter den Indianern gibt es Stämme, die den gleichgeschlechtlichen Verkehr zwischen Männern geradezu anerkennen. Eine gewisse Kategorie von Männern legt Weiberkleider an und sucht in allem dem Weibe zu ähneln; sie leben mit Männern zusammen und geben sich ihnen geschlechtlich hin.

In Tahiti werden Liebebündnisse zwischen Männern, die sogar verschiedenen und feindlichen Stämmen angehören, geschlossen und von beiden

Stämmen derart anerkannt, daß jeder vom Bunde das Gebiet des feindlichen Stammes ohne Gefahr betreten darf[1]).

„Bei den Naturvölkern tritt der Mannling vollständig in den Hintergrund und auf der Bildfläche erscheint ein ausgesprochenes Weiblingtum, das sich nicht darauf beschränkt, von Männern aufgesucht zu werden, sondern selbst Männer aufsucht und sich gern in die Tracht des Weibes kleidet, um, womöglich die Verbindung mit dem geliebten Manne durch eine Heirat gesetzlich zu krönen. Fast jede ihrer Sprachen hat für die Weiblinge, Pathici oder Kinäden, der zugehörigen Völkerstämme ein besonderes, oft überaus bezeichnendes Wort[2]). Karsch führt 25 solcher Namen an. Hier scheine eine Besonderheit der Naturvölker vorzuliegen, umsomehr als unsere Wörterbücher der europäischen Sprachen über gleiche Bezeichnungen bei uns keine Auskunft geben. Der Schein trügt jedoch, wie eine Durchsicht der „Anthropophyteia im Sprachgebrauch der Völker“ lehrt. Wir Kulturmenschen sind sogar viel reicher in unserem Volksprachschatze als die Kulturarmen.

Unter den Uled, den arabischen Artisten, meistens Berbern, ersetzen, da Frauen und Mädchen (bei den Truppen) ja gänzlich fehlen, die jüngeren Mitglieder deren Stelle, was bei der in Marokko im allgemeinen sehr verbreiteten Männerliebe auch nicht zu verwundern ist. Die Uled nennen einen Mann, der den sexuellen Verkehr mit Knaben, dem mit dem weiblichen Geschlecht vorzieht aderrâb. Die Araber in Marokko nennen ein solches Individuum lûnat oder auch einfach Kâhab-ed-drani, d. h. Jugendfreund. Der Jüngling, der, sei es für Geld, sei es aus Zuneigung, mit einem Manne geschlechtlich verkehrt, wird sämel oder auch attâi, d. h. Geber (d. h. einer, der sich hingibt) genannt, ein bärtiger Jüngling oder Mann aber, der die passive Rolle übernimmt, Kassas[3]).

Auf Madagaskar bilden die Lustknaben förmlich eine Innung zu gegenseitigem Schutz und zu Angriffen. Die männlichen passiven Uranier bieten alles auf, um die Täuschung über ihr äußerlich angeborenes Geschlecht vollkommen durchzuführen.

In Emyrnien heißen diese Personen Sarimbary (sar Bildnis, vary Frau), bei den Sakalaven Secatra. Die Secatra begnügen sich nicht mit äußeren Ähnlichkeiten mit dem Weib, sondern gehen viel weiter in dem intimen Verkehr. Die Secatra sind normal gebildete Männer, aber seit ihrer Jugend hat man sie wahrscheinlich wegen ihres zarteren oder schwächlicheren Aussehens wie Mädchen behandelt und nach und nach betrachtet man sie wie wirkliche Frauen, indem sie auch das Kleid, den Charakter und die Gewohnheiten der Frau annehmen.

---

[1]) Dr. Numa Praetorius: Die strafrechtlichen Bestimmungen gegen den gleichgeschlechtlichen Verkehr historisch und kritisch dargestellt. — Jahrb. f. sex. Zwischenstufen. Leipzig 1899. I. S. 148.

[2]) Dr. F. Karsch: Uranimus oder Paederastie und Tribadie bei den Naturvölkern. Jahrb. f. sex. Zwischenstufen. Leipzig 1901. III. S. 81.

[3]) M. Quedenfeldt: Die Corporationen des Uled Ssidi Hammedu-Muesa und der Orma im südlichen Marokko. Zeitschrift für Ethnologie. Berlin 1899. XXI. S. 573ff. — Man vergl. dazu Dr. Numa Praetorius bedeutsamen Mitteilungen Ueber gleichgeschlechtlichen Verkehr in Algerien und Tunis, Anthropophyteia VII. (1910). S. 179—195.

Die Autosuggestion, die sie erlitten haben, hat sie ihr wahres Geschlecht vergessen lassen und sie sind unfähig geworden, eine Erektion oder eine Begierde bei einer Frau zu verspüren. Sie verwenden große Sorgfalt auf Toilette und Kleidung, sind mit Weiberstoff und Röcken bekleidet und tragen lange Haare mit Zöpfen, die kugelförmig enden. Ihre Ohren sind durchlöchert und erhalten Ringelchen mit Silberstücken. Auf dem linken Nasenflügel haben sie ein Geldstückchen, an den Armen und Füßen tragen sie Halsbänder. Um die Ähnlichkeit mit dem Weib noch weiter zu treiben, belegen und bedecken sie die Brust mit Lappen, die den Busen und die Brüste nachbilden sollen. Sie entfernen sorgfältig alle Haare am Körper (mit Ausnahme des Kopfhaares), haben den wiegenden Gang der Frau und eignen sich schließlich deren Stimme an.

Wenn ein Mann ihnen gefällt, geben sie ihm Geld, damit er mit ihnen schlafe; sie lassen ihn in ein mit Fett gefülltes Ochsenhorn, das sie sich zwischen die Beine legen, koitiren; manchmal lassen sie sich pädiziren.

Sie verrichten keinerlei mühsame Arbeit, beschäftigen sich mit der Haushaltung und der Küche, flechten Strohmatten, hüten niemals das Vieh und gehen nicht in den Krieg. Ihre Geschlechtlage wundert niemand, man findet sie ganz natürlich und niemand wagt eine Bemerkung, denn der Secatra könnte sich rächen, indem er auf die, die seinen Fall besprechen würden, ein Los und eine Krankheit würfe[1]).

Eine ausgezeichnet befriedigende psychologische Erklärung für die Neigung mancher Männer sich in Frauengewand zu hüllen und die Rolle des Weibes zu spielen, gibt Hirschfeld mit seiner Bemerkung:

Die weibliche Kleidung bedingt nicht eine Umgestaltung des inneren Menschen, sondern der innere Mensch verschafft sich die Kleidung, die ihm zusagt. Die Ursache des Charakters liegt also nicht in der Tracht, sondern die Ursache der Tracht im Charakter des Menschen. Ebenso ist es mit dem Beruf des Urnings. Er wird nicht feminin, weil er Frauenrollen spielt, sondern weil er feminin ist, bevorzugt er Frauenrollen[2]).

Neben den Schauspielern, die berufmäßig Frauenrollen spielten, gab es seit jeher in Japan Verkleidungen von Männern zu Frauen, einmal bei festlicher Gelegenheit, das andere mal wieder mit der bestimmten Absicht zu täuschen. Einige Reisende wagten die Behauptung, in Japan wie in China könnte jeder bartlose Jüngling, steckte er sich in Frauenkleider, für ein Mädchen gelten. Das ist wohl als eine starke Übertreibung anzusehen, wenn auch in vielen Fällen, vielleicht öfters als bei uns der leibliche Unterschied zwischen Jüngling und Mädchen knapp vor der Pubertät nicht allzusehr in die Augen fallen mag.

Am ersten Tag des Pferdes, d. h. am 1. Februar feierte man in den Palästen (Yashiki) mancher Dai-miyo und Hata-moto große Feste und errichtete kleine Teehäuser, in denen die häßlichsten alten Männer, deren man habhaft werden konnte, in eleganter weiblicher Verkleidung anstatt Aufwärterinnen die Gäste bedienten und dabei die Stimmen und Bewegungen dieser Mädchen nachahmten. Zwei Tage lang ertönten Musik, Gesang und froher Festlärm

---

[1]) Annales d'hygiène et de médicine coloniales. Paris 1899. Zitirt nach Jahrb. f. sex. Zwischenstufen. 1900. S. 385 ff.

[2]) Dr. Magnus Hirschfeld: Ursachen und Wesen des Uranismus. Jahrb. f. sex. Zwischenstufen. Leipzig 1903. V. I. S. 123.

durchs ganze Land[1]). Es ist möglich und wahrscheinlich, daß es sich bei dieser Verkleidung lediglich um einen grotesken Mummenschanz handelte. Bei der Dürftigkeit der Angabe steht das Feld verschiedenen Vermutungen offen[2]).

Eine Sage, die Junker von Langegg dem Volkmund nacherzählt, erscheint als Variante der althebräischen Judithsage mit dem Unterschied, daß die Heldin ein verkleideter Prinz war.

Ein Jüngling von wunderbarer Schönheit des Gesichts und von Anmut der Gestalt, von außerordentlicher Kühnheit und Tapferkeit war Prinz O Usu (geb. 77, gest. 113 nach unserer Zeitrechnung). Als er zwanzig Jahre alt war, sandte ihn sein kaiserlicher Vater an der Spitze eines Heeres nach Kiushiu, um einen dort ausgebrochenen Aufstand zu unterdrücken (i. J. 97). Der junge Held beschloß jedoch, allein der Empörung Herr zu werden. Er verkleidete sich als eine fahrende Tänzerin und begab sich so nach dem feindlichen Lager, in das er Einlaß begehrte. Arglos gewährte man ihm und die Wache führte das üppig-schöne Mädchen in der Hoffnung einer reichen Belohnung dem Rebellenführer zu, der mit seinen Gästen beim Gelage saß. Vor ihnen tanzte die Tänzerin ihre verführerischen Tänze und entfaltete ihre bezaubernden Reize. Berauscht von Begierde ergriff der Häuptling ihre Hand und zog sie in sein Zelt. Die Umarmung war tötlich. Nicht die weichen Arme der Liebe umfingen ihn, mit eisernem Griffe umklammerte ihn O Usu, warf ihn zu Boden und tötete ihn. Mit dem blutigen Haupte des Erschlagenen trat er hinaus und forderte Unterwerfung. Niemand wagte Widerstand. O Usu erhielt aber nach dieser kühnen Tat den Namen Yamato Dake, der Streitbare[3]).

In einem Lande und bei einem Volke, wo seit jeher in Schauspielen Männer Frauenrollen spielten und wo Jünglinge einen sehr spärlichen Bartwuchs aufweisen, ist eine derartige Verkleidung weder besonders auffällig noch schwer. Dabei braucht der verkleidete Jüngling noch lange keine Anlage zum Urning zu haben.

Das Seitenstück dazu stellt das Mannweib dar, das häufig, doch durchaus nicht immer auch zugleich eine Urninde ist. Daß die Mehrheit der Frauenrechtlerinnen Mannweiber sind, ist eine durch nichts erwiesene Schmeichelei. Weiber, die sich daheim nicht genug austoben können, unverschämte Männerjägerinnen, Profitsucherinnen und die große Sippe der Adabei, alle die drängen sich frech vermessen an die wenigen ehrlichen Vorkämpferinnen für das Recht der Frauen heran. Nur vom ehrenwerten Mannweib gilt, was Rüling von ihr sagt:

„Das Mannweib ist, wie im Durchschnitt der normale Mann, objektiver, energischer und zielbewußter als das weibliche Weib, ihre Gedanken und Empfindungen sind die des Mannes; sie ahmt dem Mann nicht nach, sie ist veranlagt wie er, dies ist der entscheidende springende Punkt, den die Hasser und die Verleumder des sogenannten „Mannweibes“

---

[1]) F. A. Junker v. Langegg, Midzuho-gusa, Leipzig 1880. III. S. 333 f.

[2]) Man vergl. dazu Dr. Magnus Hirschfeld, Die Transvestiten, eine Untersuchung über den erotischen Verkleidungtrieb usw. Berlin 1910, S. 321 ff., 336 und besonders S. 483 f. Vrgl. dazu die Referate von Krauss, Anthropophyteia VII. S. 481 f. und von Dr. Wilhelm Stekel. Zentralblatt f. Psychoanalyse, Wiesbaden 1910, S. 55—58.

[3]) Midzuho-gusa, II. S. 317 f.

immer außer acht lassen, weil sie sich nicht die Mühe geben, der homosexuellen Erscheinung einmal gründlich nachzuforschen"[1]).

Von gleichgeschlechtlicher Liebe unter Japaninnen weiß selbst ein Karsch, der eine sehr große Literatur durchforschte, nur eine einzige Angabe beizubringen. Das beweist keineswegs, daß es in Japan keine Urninden gäbe, sondern bloß, daß sie für die bücherschreibenden Schriftsteller viel zu wenig Anziehung ausübten und daß die Urninden selber, auch wenn sie als emanzipirte Mannweiber zur Feder greifen, ebenso wie ihre Neigungschwestern im Abendlande von ihrem geheimsten Fühlen der Öffentlichkeit Mitteilungen zu machen sehr selten geneigt und bereit sind.

Eine Straßenecke im Yoshiwara zu Yeddo (Tokyo) hat ihre besondere Chronik. Hier wohnte ein überaus schönes junges Mädchen, dem die Männer stark, aber erfolglos den Hof machten, während es für poetische Turniere und für galante Fahrten mit Freudenmädchen in den mit Lampions behängten Blumenbooten schwärmte. Diese „japanische Sappho" mit dem Spitznamen „Frau Pfau" sah von ihrer Veranda aus das Yoshiwara zu ihren Füßen sich ausbreiten. Man trieb den Scherz so weit, zu sagen, das zierliche Geschöpf sei eigentlich nur der Kopf des Pfauen, die beleuchteten Häuser der „Stadt ohne Nacht" aber mit ihren schönen Kurtisanen die Federn seines Schweifes[2]).

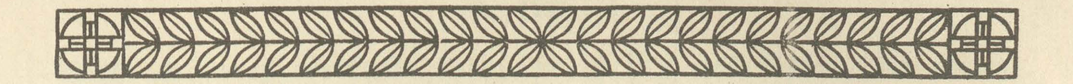
---

des homosexuellen Problems? — Jahrb. f. sex. Zwischenstufen. Leipzig 1905. VII. I. S. 133f.

[1]) Anna Rüling: Welches Interesse hat die Frauenbewegung an der Lösung

[2]) F. Karsch-Haack, a. a. O. S. 118. — Vergl. auch Dr. K. Florenz: Gesch. der japan. Lit. Leipzig 1906. S. 197—229. Die Frauen in der Literatur. Es ist zweifellos, daß so manche unter diesen Meisterinnen der Feder Urninden waren, doch ließe sich dies wohl nur nach der umständlichen Freudischen psychoanalytischen Methode im einzelnen erweisen.





XIV.

Mechanische Reizmittel im Geschlechtleben der Männer und Frauen. — Marktwaare. — Die autoerotischen Behelfe der Frauen. — Die Mannigfaltigkeit von Gegenständen ähnlicher Art bei Frauen verschiedenster Völker und Zeiten. — Ein zweifelhaftes Bild.

Angesichts der in Japan herrschenden Freiheit im Geschlechtverkehr und der endlosen leichten Möglichkeiten, den Geschlechttrieb auf jede natürliche Weise zu befriedigen, sollte man es von vornherein gar nicht glauben, daß trotzdem die Menschen auch noch zu mechanischen Reizmitteln greifen. Die Tatsachen belehren uns eines anderen. Allem Anschein nach bevorzugt man die künstlichen Mittel, weil man sie jederzeit nach Belieben gebrauchen kann und weil sie dem Benützer eine gewisse persönliche Unabhängigkeit und Sicherheit gewähren. Künstlich erzeugter mechanischer Mittel bedienen sich vor allem die Frauen, allein oder zu Paaren. Die Sache ist so wenig geheim und gilt so wenig als anstößig, daß sich die Industrie öffentlich in ihren Dienst stellt.

Darüber gewährte uns Schedel die ausgiebigsten Auskünfte[1]:

Aphrodisiaca in den verschiedensten pharmazeutischen Zubereitungen sind in Japan viel verbreitet. Man verkauft sie heute meist in den kleinen alten Apothekerläden. Vor der Staatumwälzung wurden sie viel freier angepriesen wie auf Tafel XIII ersichtlich. Das Bild, dessen Mittelfigur etwa unseren Vorstellungen vom Koloß von Rhodus entsprechen dürfte und wahrscheinlich den ob seiner Potenz berühmten japanischen Helden Dokyo darstellen soll, ist eine erotische Reklame für ein Aphrodisiacum in Form von Pillen — die die Figur in der rechten Hand hält. Links Frauen, die sich mit einem Krallenstock befriedigen, oben „tsuru" (Kranich, Storch) mit einem Pärchen im Schnabel, sowie sonstiges erotisches Beiwerk. Das Bild in Buntdruck 50×40 cm dürfte etwa aus den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts stammen.

In einem kleinen Apothekerladen erwarb ich s. Z. ein Kästchen, das neben einem kleinen Döschen einer Art Pasta, mit der das Glied zu bestreichen, auch noch ein braunes, schwach aromatisch riechendes und etwas brennend schmeckendes Pulver vegetabilischen Ursprungs enthielt, das nach Anweisung genommen die Potenz beträchtlich erhöhen sollte. Außerdem enthielt das Kästchen noch 2 „Watama" oder „Rino-tama" die bekannten aus dünnem Messingblech hergestellten, fein abgedrehten Kugeln, die im Innern

[1]) Anthropophyteia VI (1909) S. 93—95. Die Tafelbezeichnungzahlen sind auch hier beibehalten.

eine kleinere schwerere enthalten und beim coitus als reizerhöhend benützt werden, sowie ein paar Stränge der lufthaltigen präparierten Blattstiele der süßen Kartoffel „Sato“- oder „Higo-imo“ (taro) von Colocasia antiquorum Schott. Fam. Araceae, aus welcher durch Abschnüren Ringe und Kugelringe hergestellt werden, die über den penis geschoben als Reizringe dienen. Diese Ringe werden „Zuiki“ genannt, sie sind auf Tafel XIV, einer illustrierten Liste von Reizmitteln, unter 2 abgebildet und der darüber stehende Text lautet: „Legt man einen Zuiki-Ring vor dem coitus um den penis, so erreicht der Reiz in der vagina das höchste Wollustgefühl“. Abbildung 1 stellt „Rin-no-tama“ oder „Rin-no-wa“ aus Pflanzensamen, wahrscheinlich die Samenkörner der Paeonie („Botan“) dar: „werden diese in die vagina eingeführt oder als Ring um den penis gelegt, so wird kein Weib dieses schöne Gefühl vergessen“.

Abbildung 3 „Kabuto-gata“ der „Helm“ genannt aus Schildkrot oder Horn hergestellt, „bereitet der Frau gleichfalls viel Vergnügen und verhindert zugleich die Empfängnis“. Die von Krauss gegebene Abbildung ist gleichfalls ein „Kabuto-gata“ oder harter Condom, dem in den Harikata-Kästchen, deren ich noch erwähnen werde, ein platter oder gerippter Holzstab zur Umwandlung in einen Godmiché beigegeben ist.

No. 4 der Tafel wird „Adzuma-gata“ auch „Nyo-yetsugwan“ (Narihira) genannt ein „Ersatz der Frau“.

No. 5. „Yoroi-gata der „Panzer“ oder durchbrochen (wie bei Krauss). ‚Dokyo-Yoroi-gata“ (Dokyo = Stärke, zugleich Name eines japanischen Helden, der das stärkste Glied von allen Männern der Welt gehabt haben soll).

No. 6. Ein Arzneimittel, das Potenz bis ins späteste Alter gewährt, sowie ein Zuiki-Ring. Das Arzneimittel ist auf die Eichel des penis zu appliziren.

No. 7. „Asahi-gwan“ = „Sonnenkuß“ aphrodisiastische Pillen und „Kikei-shi“ = wunderbares Papier.

No. 8 „Harikata“, künstliches Glied. („an artificial model of the male or female organ of generation“ Brinkley: Jap.-english Dictionary, Tokyo 1896 pg. 304. Nicht bei Hepburn!) aus Horn oder Schildkrot. „Ein wichtiger Artikel für Frauen — oft besser als ein Mann“. Die Übersetzung des Längstextes lautet etwa folgendermaßen: „Der penis hat die Eigenschaft von 12 Tieren (der zwölf Tiere des chinesischen Zodiakalkreises): er ist gleich einer Katze, die ins Loch schleicht, gleich dem Horn eines Bullen, wenn er aufrecht steht, blau gestreift wie das Fell eines Tigers, auf- und ab hüpfend wie ein Kaninchen, bei der Ejakulation gleich dem Drachen, wenn erschlafft wie die Schlange und gleich dem Pferde, wenn er groß ist“. Der Verbrauch an Papier zum Reinigen nach dem coitus wird verglichen mit dem Schafe, das gleichfalls viel Papier frißt. „Rot ist der Kopf wie das Gesicht eines Affen, auch mit dem Hund ist er zu vergleichen, da er oft in gleicher Stellung den coitus ausführt und die Laute auf dem Gipfel des Vergnügens sind ähnlich der Stimme des Bären“.

Die bei Krauss dargestellten Objekte aus Horn oder Schildkrot nebst 2 „Rino-tama“ (die eine vergoldet, die andere versilbert) kommen in einer Schatulle vereinigt, unter dem Namen „Harikata“ von Nagasaki dem Hauptort der Schildkrotindustrie in den Handel, sind aber in unseren Sammlungen ziemlich selten.

Tafel XV. Abb. 1. gibt die Reproduktion eines prächtigen Buntdruckes

aus dem seltenen 3bändigen Werke „Banpuku Wayo Kami Harai“ und stellt neben einem coitus analis auch noch die gleichzeitige Befriedigung mittelst eines künstlichen Gliedes dar. In gleichem Buche werden als ein Aphrodisiacum angeführt und abgebildet eine Art von Räucherstäbchen „Roren-ko“, deren Dämpfe angenehme Träume erzeugen sollen.

Tafel XV. Abb. 2. Das Bild ist einer Serie Makurai-e (die Inschrift links bezieht sich auf Haartracht) entnommen und zeigt eine alte Dame, die sich mit einem Godmiché („Harikata“) befriedigt. Beachtenswert ist der Gesichtausdruck und das Zusammenziehen der Zehen.

Zumpte aus Papiermaché von Armdicke und etwa 50 cm Länge sah ich mehrere. Sie dienten in Japan wohl als Behälter für Süßigkeiten, vielleicht auch zu Weihegaben. Davon sind die eigentlichen aus Metall oder aus Siegelwachs oder aus Horn erzeugten Zumpte in gewöhnlicher Größe eines steifen Zumptes zu unterscheiden, die zur Einführung in die Scheide dienten. Auch bei diesen Erzeugnissen bewährt sich die gewissenhafte Kleinkunst der Japaner, wie man schon aus unseren Bildern ersehen mag. Außerdem sind in Japan, wie Joest berichtet, kleine Kugeln gebräuchlich, Rin-no-tama genannt, die zum Zwecke geschlechtlicher Reizung von Weibern in die Vagina gesteckt und durch einen Papiertampon an ihrer Stelle festgehalten werden.

Gewöhnliche Mädchen, auch wenn sie in der ars amandi ziemlich erfahren waren, kannten die Kugeln nur dem Namen und dem Aussehen nach; benutzt wurden sie von „vornehmen“ (wenn der Ausdruck gestattet ist) Geishas (Tänzerinnen, Sängerinnen) und den, dem Europäer meist unnahbaren Venuspriesterinnen usw. Die Kugeln sind hohl und in ihnen befinden sich zwei Böden aus je 4 kleinen Metallzungen gebildet, zwischen denen eine ganz kleine, massive Metallkugel frei beweglich liegt. Die leiseste Bewegung bringt diese ins Rollen und verursacht durch Vermittlung der Metallzungen eine leichte Vibration, „einen nicht unangenehmen Kitzel, einen leichten Schlag, wie etwa den eines ganz schwachen Induktionapparates“. Auch die Chinesinnen sollen von solchen Reizkugeln oder „Klingelkugeln“[1]) Gebrauch machen.

Die Abbildungen von Hilfmitteln zur Selbstbefriedigung der Frauen, der Onaniebehelfe sind nach Objekten, die eines von unseren ersten Völkerkundemuseen als Geschenk eines seinerzeit sehr berühmten Ethnologen aufbewahrt. Der Gelehrte erwarb sie nebst manchen anderen während seines längeren Aufenthaltes in Japan. Sie sind zweifellos echt, nur hinterließ der Sammler keinerlei Angabe über deren Gebrauch. Eine Aufklärung gewährte mir jedoch Dr. Oskar Münsterberg, wie folgt: „Die Horngestelle in Museen

---

[1]) Zitiert nach Ploss-Bartels a. a. O. 1905. I. Bd. S. 564. — Man vergleiche dazu die ausführlichen Darlegungen Havelock Ellis: Geschlechttrieb und Schamgefühl. Autorisierte Übersetzung mit Unterstützung von Dr. med. M. Kötscher besorgt von J. E. Kötscher. Dritte erweiterte und gänzlich umgearbeitete Auflage. Würzburg 1907. S. 233 f. Die Frauen, die diese Kugeln benutzen, wiegen sich mit Vorliebe in Hängematten und Schaukelstühlen, denn die sanften Schwingungen der Kugeln rufen langsam und allmählig den höchsten Grad sexueller Erregung hervor. — Über die geschlechtlichen Reizmittel der Männer in Indonesien vrgl. Max Funke, Anthropophyteia VI. S. 220—224 mit 4 Abb.; über ὄλισβος der Hellenen, Dr. O. Knapp, Anthropophyteia IV. S. 285—289, Saufejus ab Amphoris: De olisbo comicorum veteris Graeciae instrumento, Vervecum in patria, 1810. 24 S. Kl. 8°. — und Adaïn Mischlich, Der Madigo der Haussafrauen, mit einer Abb., Anthropophyteia VI. S. 96.

sind fast stets billige Exportware und unbrauchbar. Die Originale, von denen ich nur ein Stück für 10 oder 20 Dollar besaß, sind von ganz feinem Horn. Sie werden in warmem Wasser aufgeweicht und sind dann dehnbar. So werden sie dem Gliede aufgezogen und dann in kaltes Wasser zur Erstarrung gesteckt. So bildet das erhärtete Horngestell eine Art Korsett, bezw. künstlich gesteiftes Glied zur Befriedigung der armen Frauen, die doch mit anderen Männern nicht verkehren dürfen. Wie soll aber ein Daimiyo neun Frauen, die er als Zeichen der Macht und des Reichtums heiraten muß, befriedigen?"

Die Originale für unsere Abbildungen entsprechen hinsichtlich der Feinheit. Ob die Masse von Horn oder einem anderen ähnlich gefärbten durchsichtigen gelbrötlichen Stoff besteht, konnte ich nicht herausfinden. Unsere Bilder geben bloß die äußere Gestalt der Vorlage wieder. Ein anderer Japankenner tadelte mich, weil ich nur einige wenige Reizmittel abbildete, während es ihrer doch eine große Mannigfaltigkeit gäbe. Das mag zum Vorwurf einer Sonderuntersuchung dienen, hier dürften meine Anführungen ausreichen als Feststellungen einer Erscheinung, die für jeden Ethnologen von vornherein selbstverständlich ist.

„Havelock Ellis hat das gesamte autoerotische Instrumentarium zusammengestellt, und da ergibt sich, daß die wilden Völker ebenso raffinirt sind in der Fabrikation onanistischer Reizapparate, wie die höchstentwickelte Unzuchtindustrie der Kulturvölker. Am häufigsten werden tägliche Gebrauchgegenstände zur autoerotischen Befriedigung benutzt, wie in Hawai die Banane, in unseren Breiten die Gurken, Steckrüben, Möhren, Runkelrüben. Ferner fand man in der Scheide und Blase von Weibern: Bleistifte, Siegellackstangen, leere Zwirnrollen, Schnürnadeln, Stricknadeln, Häkelnadeln, Nadelbüchsen, Kompasse, Glasstöpsel, Kerzen, Flaschen-Korke, Trinkgläser, Gabeln, Zahnstocher, Zahnbürsten, Pomadenbüchsen, Maikäfer, Hühnereier und besonders häufig Haarnadeln [auch Zündsteine, Unschlittkerzen, Zeitungrollen und gewöhnlich Würste]. Im Jahre 1862 war die Onanie mit Haarnadeln in Deutschland so verbreitet, daß ein Chirurg ein besonderes Instrument zur Entfernung von Haarnadeln aus der weiblichen Blase erfand! Auch heute noch ist diese Haarnadelmasturbation ungemein häufig. Raffinirt sind künstliche Nachahmungen des männlichen Gliedes, sogenannte Godemichés (Gaude mihi, Dildoes, Consolateurs, bijoux indiscrets usw.), die schon auf altbabylonischen Skulpturen, in Ägypten und in Griechenland, nach den Mimiamben des Herondas (3. Jh. v. Chr.) vorkommen und seit uralter Zeit in Ostasien gebraucht werden, wo schon die Spanier sie auf den Philippinen antrafen. Besonders bekannt geworden sind die künstlichen Wachsphalli der balinesischen Frauen. In Europa wettert schon im 12. Jahrh. der Bischof Burchard von Worms gegen die künstlichen Mannesglieder; besonders in der italienischen Renaissance wurde ihr Gebrauch allgemeiner, die Technik der Herstellung immer raffinirter. Darin erreichte das Frankreich des XVIII. Jahrhunderts den Gipfel. Kein geringerer als Mirabeau, der berühmte französische Politiker, hat in seinem erotischen Roman „Le rideau levé ou l'éducation de Laure" einen solchen künstlichen Phallus geschildert" [1]).

---

[1]) Dr. Iwan Bloch: a. a. O. S. 455 nach Ellis. — Auf S. 456 gibt Bloch in voller Verdeutschung die berüchtigte Stelle. Die Übung ist auch heutigentags die gleiche, nur sind die Werkzeuge aus Kautschuk verfertigt und minder gefährlich für

Über die Tribadie bei den Naturvölkern stellte Karsch eine große Anzahl von Nachweisen zusammen [1]). Er führte unter anderen auch eine Stelle aus Baumanns Bericht über konträre Sexual-Erscheinungen bei der Negerbevölkerung Zanzibars an, die freilich zwischen den Urninden und den heterosexuellen Weibern, die in Ermanglung von Männern Selbstbefriedigung treiben, nicht genau unterscheidet. „Geschlechtliche Befriedigung suchen sie bei anderen Weibern, teils konträr angelegten, teils normalen Weibern, die sich aus Zwang oder Gewinnsucht dazu hergeben. Die ausgeführten Akte sind: einander lecken (kulambana), die Geschlechtteile aneinander reiben (kusagana) und sich den Ebenholz-Penis beibringen (kujitia mbo ya mpingo); die letztgenannte Art des Genusses ist insofern bemerkenswert, als dazu ein besonderes Gerät erfordert wird; es ist dies ein Stab aus Ebenholz in der Form eines männlichen Gliedes von ansehnlicher Größe. Er wird von schwarzen und indischen Handwerkern zu dem bezeichneten Zwecke hergestellt und insgeheim verkauft; er soll bisweilen aus Elfenbein gefertigt werden. Es kommen zwei Formen des Stabes vor: die eine, einfache Form hat am stumpfen Ende eine ringförmige Kerbe, um die eine Schnur geschlungen wird, die das eine der Weiber sich um den Leib bindet, um an dem anderen den männlichen Akt

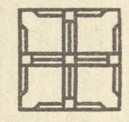
---

das Weib als die aus hartem Stoff hergestellten. — Eine Firma in Köln a. Rh. versandte im Juni 1907 ihren Katalog A „Erotische Bücher". Unter No. 708 (S. 3) steht zu lesen: „Erlebnisse eines Wollustspenders" (Godmichés). Drei reiche Amerikanerinnen unterhalten sich über die Freuden der Liebe und nachdem sie die erste Frucht und das Hindernis der Jungfernschaft mit Hilfe eines Godmichés beseitigt haben, überlassen sie sich den tollsten Orgien und genießen in vollen Zügen auf die verschiedensten Arten die Freuden der Liebe. Die Furcht und die Neugierde, die geilen, wollüstigen Szenen, die sich hier abspielen, sind in meisterhafter Weise wiedergegeben. Mk. 6. — No. 783 (S. 14): Godmichés aus sehr elastischem Gummi (Nachbildungen der männlichen und weiblichen Geschlechtteile), vorzügliche Pariser Fabrikate, mit Gummigürteln versehen für Damen Mk. 50. — Für Herren, sehr kompliziert gearbeitet, zum Aufblasen, eng und weit zu stellen Mk. 80. — Bei Bestellung genügt Angabe der No. mit Beifügung des Preises". — In Wien bekommt man bei einigen Bandagenhändlern aus Hunde- oder Rattenhäuten fein sorgfältig ausgearbeitete Godemichés zu 20 Kronen das Stück. Abnehmerinnen sind durchwegs Mädchen und Frauen aus den besten Gesellschaftkreisen. Der Handel mit dieser Ware ist freilich untersagt, und nur vollkommen vertrauenswürdige Leute erhalten davon nähere Kenntnis. — Wir bringen im Anhange zwei Tafeln mit Abbildungen japanischer Godmichés. Auf der einen mit Reizküglein sind zwei Zümptlein kreuzweis übereinander gelegt, auf der anderen ist ein einfacher zur Selbstbefriedigung und ein Doppelzumpt mit Schnüren für zwei einander befriedigende Urninden zu sehen. Die Bilder der beiden Tafeln sind in der Vorlage auf einem einzigen Blatte vereinigt, das in der einen Variante der Schiffbruchserie, von der unsere Vorlage bloß zehn Blätter zählt, als dreizehntes Blatt figuriert. Nach der Angabe des Besitzers soll diese Serie auf den Maler Kondo Shukegoro Kiyoharu (oder Koriushu?) zurückgehen, der die Bilder um das Jahr 1720 gemalt hat. Wenn ich den Witz des Künstlers richtig verstehe, so wollte er mit dem Schlußbilde nur andeuten, daß sich die Bewohnerinnen der Fraueninsel nach der Flucht der Schiffbrüchigen zu trösten wissen. Sollte aber diese Serie als Brautgeschenk Verwendung finden, so mußte naturgemäß das letzte Bild wegfallen. — Ueber gegenständliche Mittel zur Befriedigung des Geschlechttriebes vergl. Krauss: Anthropophyteia. III. S. 425—427, wo nach Dulaure auch Stellen aus den Canones poenitentiales des VIII. XII. Jahrh. zitiert und zum Schluß auf Tafel XI ein Rohr abgebildet ist, mit dem sich in einem oberösterreichischen Frauenkloster die Nonnen befriedigten.

[1]) Dr. F. Karsch: Uranismus oder Paederastie und Tribadie bei den Naturvölkern. Jahrb. f. sex. Zwischenstufen. Leipzig 1901. III. S. 86.

nachzuahmen; dieser Stab ist meist durchbohrt, und es wird dann zur Nachahmung der Ejakulation warmes Wasser eingefüllt, bei der anderen Form, einem Doppelpenis, ist der Stab an beiden Enden eichelförmig zugeschnitzt, so daß er von den beiden beteiligten Weibern zugleich in die Scheide eingeführt werden kann, zu welchem Behufe sie eine sitzende Stellung einnehmen. Auch dieser Stab ist durchbohrt. Vor dem Gebrauche werden die Ebenholzstäbe eingeölt. Die beschriebenen Geräte werden außer von konträrsexuellen auch von normalen Weibern in den Harems der Araber angewendet, in denen die Frauen bei strenger Abschließung genügende geschlechtliche Befriedigung nicht finden und gelten als eine arabische Erfindung".

Ein Wiener Sammler erotischer Bücher und Gegenstände zeigte mir das Bild einer Japanin, die mit verzücktem Angesicht und nach oben verdrehten Augen, die Hände krampfhaft über die Brust geschlagen nackt dasitzt, während ein Knabe auf dem Boden ihr zwischen den Beinen kauert und ihr die Scham beleckt. Ohne dem Eigentümer dieser Merkwürdigkeit die Freude an seinem Besitz trüben zu wollen, mußte ich ihm doch sagen, daß die Zeichnung höchstwahrscheinlich von der Hand eines europäischen Malers herrühre, der sich in Nachahmung japanischer Kunst versucht hat. Ob ihm ein japanisches Original vorgelegen, vermag ich nicht zu entscheiden. Das Papier mit Wasserdruck ist wohl auch europäisches Fabrikat.





XV.

Erotische Träume und deren Deutung in Japan.

Es ist das große Verdienst Prof. Siegmund Freuds die vielverachtete und mißachtete Traumdeutung auf wissenschaftliche Grundlage gestellt zu haben. Freud führt den Nachweis, daß dieTräume im letzten Grunde immer in der Erotik des Träumers wurzeln. Es ist hier nicht die Stelle, um darauf näher einzugehen, weil es genügt, eine Reihe als erotisch sicher anzunehmender Traumdeutungen und Träume der Japaner vorzumerken. An und für sich träumt der Japaner nicht anders als wir, doch scheint in Japan ein dem unseren „Träume sind Schäume" gleiches Sprichwort noch nicht erstanden zu sein. Man glaubt nämlich noch fest, wie bei uns in den breiten bäuerlichen Bevölkerungschichten, an Träume als Offenbarungen aus der Geisterwelt, zumal als Kundgebungen von Ahnen- oder Baumseelen. So dürftig die Angaben auch sind, die ich auffinden konnte, so lassen sie doch ein System erkennen, das nicht weit von dem des Daldiers Artemidoros entfernt ist.

Fliegen von Sternen — untreue Liebe
Meerwogen — Zwietracht in der Ehe
Birnenessen — Ehescheidung
Trüben des Brunnenwassers — Krankheit der Unterleib- oder Urogenitalorgane
Tändeln mit Dirnen — Kopfschmerz, Ohren- oder Zahnkrankheit
Heiraten — Tod eines Bekannten[1]).

Man vergleiche damit die psychoanalytisch bedeutsamen sehr nahe entsprechenden Traumdeutungen von Artemidoros aus Daldis[2]).

Spielt ein Kind mit Feuer, so wird es bettnässen[3]).

---

[1]) Dr. K. Miura, Über japanische Traumdeuterei. Mitt. d. D. Gesellsch. f. Natur- u. Völkerkunde Ostasiens. Tokyo 1906, S. 291—305.

[2]) Symbolik der Träume. Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Friedrich S. Krauss. Wien 1881. S. 301, 132, 83, 141, 245 und 182. — Zur Sache vergl. Siegm. Freud, Die Traumdeutung, Wien 1909. II. Aufl. und Dr. Wilhelm Stekel, Die Sprache des Traumes, Wiesbaden 1911.

[3]) Vergl. dazu die psychoanalytische Erklärung dieses internationalen Glaubens bei Prof. Dr. Siegmund Freud, Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre, Leipzig-Wien 1909. S. 80f.

Bepisst du einen Regenwurm, so wird dein Zumpt anschwellen, doch wenn du gleich darauf einen Regenwurm mit Wasser abwäschst, so schwillt der Zumpt ab und die Entzündung verschwindet. Im Traum hat man einen Regenwurm beleidigt und im wachen Zustande überträgt man das für die Beleidigung des Geistes erlangte Übel auf einen wirklichen Regenwurm. Im erotischen Sprachschatz sehr vieler Völker heißt man, wie im Deutschen auch, den Zumpt einen Wurm.

Einer älteren, kinderlosen Frau träumte, so erzählt das japanische Däumlingmärchen [1]), sie sehe vier Tempel, vor einem aber stände eine Föhre, auf der ein weißer Kranich saß, der sie rief. Daraufhin erwacht, wallfahrtete sie zu den vier Meergöttern von Suminoye. Durch ein niedriges, rotes Holzportal des Tempels erblickte sie auf dem Gebetplatz eine goldne Schirmwand, auf dem Schirm aber war ein weißer Kranich, der auf einer Föhre saß, kunstvoll gemalt. Da erkannte sie nun, daß dies der Schrein sei, wohin sie der Vogel des Traumbilds gerufen und voll Zuversicht richtete sie an den Kami dieses Heiligtums ihr inbrünstig Gebet. Darnach fütterte sie die Goldkarpfen und heiligen Schildkröten, die da zehntausendjähriges Leben bedeuten und kehrte hoffnungvollen Herzens nach Haus zurück, baldiger Mutterfreuden gewärtigend. Als im folgenden Lenze die Nachbarn in die Wälder zogen, um sich der Kirschblüte und des zarten Rots junger Ahornblätter zu erfreuen, da blieb sie daheim und genas eines Kindes.

Ums Jahr 1170 hatte Yori Tomo der Genji-Häuptling zwei Töchter von zwei Frauen. Um die jüngere bewarb sich ein kühner Degen gerade als sie, ohne von dessen Absichten etwas zu ahnen, einmal im Traum eine weiße Taube gesehen, die ihr eine goldene Kapsel in den Schoß gelegt. Am folgenden Tage erzählte sie ihr Traumbild der Stiefschwester Masago, die darin eine günstige Vorbedeutung anerkannte und sie bat, ihr den Traum zu verkaufen [2]).

Zur Zeit des 86. Mikados i. J. 1221 träumte einer Frau, von der Sonne empfangen zu haben. Sie genas eines Knäbleins, das sie Sonnenblume (Nichiren) zubenannte. Nichiren gründete eine bedeutende Sekte und stieg in den buddhistischen Heiligenstand auf [3]).

In den „Fünf Geschichten“ des Königreichs Wu steht von einem Manne zu lesen, dem als Knaben träumte, es wüchse ihm eine Tanne aus dem Magen heraus. Man legte diesen Traum nach dem chinesischen Schriftzeichen für Tanne: Matsu, das in die drei Schriftzeichen für zehn: ju, acht: hachi und Herr: ko zerlegt werden kann so aus: „daß er in seinem achtzehnten Lebensjahre zu einer hohen Rangerhebung gelangen werde“. Das habe sich in der Folge bewahrheitet [4]), Die immergrünen Nadeln der Tanne versinnlichen die Beständigkeit der Liebe und des ehelichen Glückes, der Baum selber aber die Männlichkeit. Das war demnach auch zugleich ein erotischer Traum.

---

[1]) F. A. Junker von Langegg, Japan. Teegeschichten. Wien 1884. S. 27—30.

[2]) Das weitere muß man bei F. A. Junker von Langegg, Midzuho-gusa, Leipzig 1880. I. S. 180 nachlesen.

[3]) F. A. Junker von Langegg, Midzuho-gusa, Leipzig 1880. III. S 93—97.

[4]) F. A. Junker von Langegg, Midzuho-gusa Lpzg. 1880. III. S. 314f. und bei Artemidoros in meiner Verdeutschung S. 314, Nr. LXXIV den Traum von der Verwandlung in eine Fichte.

Die japanischen Traumdeuter kennen verschiedene Auswege, um schlechte Träume wieder gut oder sie ganz wirkunglos zu machen. Bekannt ist das Bild eines fabelhaften Tieres Baku mit elephantenartiger Nase, wolf- oder nach Anderen nashornähnlichen Augen, mit dem Schwanz eines Rindes, mit den Füßen eines Tigers und von gelblich- und grünlichweißer Farbe, das man gern auf lackirten Holzkissen oder auf die Schiebetür des Schlafzimmers malen ließ, damit es schlechte Träume auffresse. Statt des Bildes von Baku kann auch das Ideogramm dafür auf dem Kissen stehen. Gebräuchlich ist es auch, sich bei Hochzeiten zwei solcher Kissen anzuschaffen.

In Tempeldekorationen findet man zuweilen das fratzenhaft stilisirte Bild des Dämons Baku, eines „Tapirs“, der die bösen Träume der Menschen frißt[1]).

Die nanten (Nandina domestica), eine bekannte, sehr dekorative Zierpflanze, gilt als Mittel, um schlechte Träume zu beschwören. Man spricht dabei eine Zauberformel aus, während man die Erde bei den Wurzeln der nanten umwühlt[2]).

Eine andere Methode, einen schlechten Traum wieder gut zu machen, ist die dreimalige Wiederholung nachfolgenden Vierzeilers unter Gebet an die Hausgötter:

Mishi yume wo	Gesehene (geträumte) Träume
Baku no yejiki to nasu kara wa	Der Freßlust Bakus übergeben,
Kokoromo hareshi	Ist das Herz wieder so rein
Akebono no soro	Wie der Himmel bei Dämmerlicht[3]).

Ähnlich schafft sich der Papua einen ruhigen Schlaf. Um sich die Besuche des Alps fernzuhalten, stellt er vor der Behausung ein geschnitztes Ungeheuer auf, damit der Alp im Glauben, der Platz wäre schon besetzt, seines Weges ziehen und den Mann in Frieden lassen möge[4]). Bei uns reicht nach dem Volkglauben ein Drudenfuß an der Türe, bei den Südslaven auch noch dazu ein Knoblauchhäuptchen und ein verkehrt aufgestellter Besen an der Türinnenseite aus.

Großes Gewicht pflegt man auf den Traum in der Nacht des 2. Januars zu legen, und noch jetzt hört man auf den Straßen takarabune (mit Schätzen beladenes Schiff) oder otakara (Schätze) rufen. Ersteht man das Angebotene, so bekommt man gegen ein oder zwei Sen ein Papierstückchen, auf dem ein Segelschiff voller Schätze, voll Reis oder ein solches mit den sieben Glückgöttern abgebildet und folgendes Lied zu lesen ist:

na ga ki yo no to o no ne fu ri no mi na me
sa me na mi no ri fu ne no o to no yo ki ka na

das heißt: Im Traume der langen Nacht — Durch das weite Weltall gewandert, — Aus dem Schlafe erwacht, — Hört man wieder das Musiziren — Des von Wellen gewiegten Schiffes.

Dieses Liedchen schreibt man Shōtoku Taishi (572—621) zu. Das ist ein Palindrom (versus cancrius), ein Vers, den man ebensogut von rückwärts

---

[1]) Abbildung bei C. Netto u. G. Wagener, Japanischer Humor, Leipzig 1901. S. 63. Nr. 56.

[2]) Dr. H. ten Kate, Globus 1906, S. 113.

[3]) Miura a. a. O. S. 299f.

[4]) Vrgl. Krauss, Ein erotischer Alptraum als Holzschnitzwerk aus Neu-Irland. Anthropophyteia III. S. 408—410, mit dem Längsbilde auf Tafel II im Anhang.

als von vorwärts lesen kann. Eine lateinische Teufelbannung aus dem Mittelalter weist die gleiche Eigentümlichkeit auf:

Signa te, signa, temere me tangis et angis!

Als Traumgottheiten sieht man entweder Yume nushi no kami (shintoistisch) oder Yume no myōdō Bosatsu (buddhistisch) an, und wer von seiner Liebsten träumen will, der betet zu diesen Gottheiten, legt die Rechenmaschine (Soroban) unter das Kissen, kehrt die Bettdecke um und schläft, indem er das Lied von ono no Komachi dreimal hersagt:

Uchi wabi te	Bei brennender Sehnsucht nach seiner Liebsten
Koishiki tokiwa	Kehr man die nächtliche
Ubatama no	Kleidung um
Yoru no Koromo wo	Und schlafe in der Dunkelheit
Kaishite zo kiru	der Nacht.

Das Kleiderwenden als Mittel zur Abwehr böser Geister oder zu deren Irreführung ist international.

Wünscht man von einer geliebten Person zu träumen, so knüpfe man einen Papierstreifen, worauf einige dieser Person gewidmete Zeilen geschrieben sind, fest an einen Nantenzweig (Nandina domestica), der gegen Osten gerichtet ist[1]).

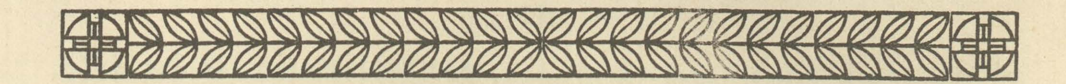
Will man von einem abwesenden Freunde oder Geliebten träumen, so lege man das Gesichtende der Bettdecke zum Fußende[2]).

---

[1]) Dr. ten Kate, Globus 1906, S. 114.

[2]) Dr. Emil Jung, Japanischer Aberglaube. Zeitschrift f. Ethnologie, Berlin 1877. IX. S. 332.





XVI.

Die durch Sitte und Brauch bedingten erotischen Bilderwerke der Japaner. — Lehrbücher der Liebebetätigung. — Kissen- und Frühlingbilder. — Schnitzwerke. — Ursprünge und Anfänge der japanischen Kunst. — Erotische Monatnamen. — Das Nackte in der Kunst. — Das Groteske in der Anschauung. — Meister der Erotik. — Kunstbetrachtung und Naturauffassung der Japaner. — Die Erotik beim Hochzeitmahle. — Ethnologische Parallelen. — Die Erotik in der Kunst.

Die verschiedenen Berichte von Reisenden über die außerordentliche geschlechtliche Ausschweifung bei diesem oder jenem Volke der Oekumene und die daran gewöhnlich angeschlossenen moralischen oder pathetischen Betrachtungen, die darin gipfeln, daß wir im allgemeinen und der Reisende im besonderen denn doch zu den besseren oder besten Menschen zählen, sind wertlos, weil unwissenschaftlich. Keinem Volke gebührt vor dem anderen in geschlechtlichen Dingen ein wesentlicher Vorzug, er kommt nur einzelnen Personen zu, die sich vor Ausschreitungen hüten, weil sie deren nachteiligen Folgen an sich zu erleben besorgen oder weil sie ihrer Anlage nach geschlechtlich wenig reizbar sind oder weil ihnen die Machtmittel fehlen, um sich geschlechtlich schrankenlos auszutoben. Da und dort spielen sich die Vorgänge mehr in der Öffentlichkeit ab, anderswo im Geheimen, doch sie spielen sich immer ab. Im Jahre 1906 stand zu Innsbruck eine Frau wegen Ermordung ihres Ehegatten, eines höheren pensionirten Justizbeamten, vor Gericht. Der Leumund des Toten war ausnehmend günstig. Auf den Vorhalt des Gerichtpräsidenten hin erwiederte die Frau: „Sie hätten ihn aber nachts mit mir in der Schlafstube sehen sollen. Da war er ganz anders!“ Da nahm er Übungen vor, die der Frau einen tötlichen Haß gegen ihn einflößten, so daß sie in ihrer Verzweiflung beschloß, sich seiner zu entledigen. Die Richter haben diesen Zustand der gepeinigten Frau nicht berücksichtigt und sie verurteilt, weil sie sich noch anderen Männern geschlechtlich hinzugeben pflegte. In unserem Kulturkreis gehen gar viele Männer nur darum Monopolehen ein, weil sie ihnen die einzige Möglichkeit darbieten, gefahr- und straflos alle Vergnügungen sexueller Gymnastik mit Muße durchzukosten, mag das Weib dabei auch hinwerden. Hat der Mann Stellung und Vermögen, so erkauft oder erheiratet er sich ohne weiteres ein neues Opfer für seine Gelüste. Das Leben so mancher ehrsamen Ehefrau ist darum unfreier und jammervoller als das einer von der Preisgebung ihres Leibes an viele Männer zehrenden Buhldirne. Die kann doch auf der Stelle ihrem Geschmacke widerwärtige und ihre Gesundheit gefährdende Zumutungen zurückweisen. Als eine Frucht der

Erkenntnis, daß es einem Monopolweibe zu wissen geziemt, was sie in der Ehe füglich zu leisten und was zu unterlassen habe, entstanden die bildlichen und schriftlichen Anweisungen oder Lehrbücher der Liebe bei Indern, Persern, Chinesen und Japanern. Im Sinne der Urheber sind bei jenen Völkern derartige Bücher Lehrbücher, wie bei uns die Handbücher für den guten Ton, die sich wieder bei uns der größten Verbreitung erfreuen.

Während unsere Anstandbücher von einschläfernder Langweiligkeit sind und von einer anmaßenden Lehrhaftigkeit überquellen, sind die chinesischen und japanischen Lehrbücher für den Geschlechtverkehr voll geistreichen Witzes und Humors, die Bilder dazu aber in der Regel vorzüglich ausgeführte Karikaturen. Die hervorragendsten Künstler verschmähten es nicht, ihre Begabung in den Dienst der sinnlichen Liebe zu stellen, die nach ihrer Auffassung das Menschendasein beschönt und bekrönt.

„Unter den arischen Völkern haben sich vor allem die Inder einen begründeten Ruf als raffinierte Praktiker einer in ein System gebrachten Psychopathia sexualis erworben. Außer 48 Figurae Veneris (Stellungen beim Beischlaf) üben sie alle möglichen perversen sexuellen Praktiken und haben in verschiedenen Lehrbüchern eine planmäßige Anleitung zu geschlechtlicher Unzucht. Hier fehlt offensichtlich jede Spur von krankhaften Zuständen, von Entartung und Psychopathie. Es handelt sich um Volksitten und Gebräuche“ [1]).

„Das ganze ist ein Mysterium, ein Mysterium aus alter Zeit, heilig durch das Alter und gehüllt in alles, was rein und heilig ist. Und sie verlangen nicht, den Schleier zu heben und in die Geheimnisse einzudringen oder deren Gründe zu erforschen, welche ihre Vorfahren jahrhundertelang unberührt gelassen haben.

Rájendralále Mitra ist gewiß der zutreffenden Meinung, daß es auch den ersten Bildnern dieser für unsere verfeinerten Begriffe obszönen Skulpturen vollkommen fern gelegen habe, etwas Unanständiges darstellen zu wollen. Es war nur ihre Absicht, einen religiösen Gedanken in entsprechend realer Weise zur Verkörperung zu bringen. Und der Gedanke hängt ohne allen Zweifel mit der Verehrung der Gottheiten der Zeugung, mit dem Phallusdienste zusammen, der in früheren Jahrhunderten wohl fast über das gesamte Asien die allgemeinste Verbreitung hatte“ [2]).

„Ebensowenig können uns die mannigfachen Darstellungen auf diesem Gebiet als Beweise für die Gebräuchlichkeit der einen oder der anderen Stellung dienen, wie sie die japanische und chinesische Kunst uns darbietet. Bei den japanischen Darstellungen, welche teils in Bilderbogen, teils in Büchern sich finden, kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß sie überhaupt nur aus erotischen Rücksichten zum Zwecke des Sinnenkitzels gefertigt worden sind. Etwas anders verhält es sich vielleicht mit den chinesischen Figuren. Hier kommt namentlich die bereits weiter oben erwähnte Gruppe von Kunstwerken in Betracht, welche unter dem Namen tsch'un un-tsche „Frühlingtäfelchen“ oder pi-hi „geheime Spiele“ bekannt sind. Sie gleichen in der Form ungefähr unsern Tuschkästen und haben auf dem Schiebedeckel

---

[1]) Dr. Iwan Bloch a. a. O. S. 515. — Eine Bibliographie der Lehrbücher über Liebe: Bloch: Beiträge zur Aetiologie der Psychopathia sexualis. I. S. 29—30 (nach Pisanus Fraxi). — Das trefflichste Handbuch über die indische Liebekunst ist das Kamasutram, das Richard Schmidt verdeutschte. III. Aufl. Berlin 1907.

[2]) Ploss-Bartels a. a. O. Leipzig 1905 [8]. I. S. 560. Vrgl. dazu Dulaure, Die Zeugung usw.

in farbigem Elfenbein eine Gruppe von zwei oder mehreren menschlichen Figuren verschiedenen Geschlechts, welche meist in harmloser Unterhaltung oder auf der Promenade sich befinden. Zieht man den Deckel auf, so findet man im Inneren des Kästchens ebenfalls eine farbige Reliefdarstellung in Elfenbein, welche ein gänzlich oder nahezu vollständig entkleidetes Paar in verschiedenen Stellungen der Begattung zeigt. Das Vorherrschen einer bestimmten Stellung läßt sich dabei nicht erkennen, nur ist es auffallend, wie häufig die Frau die Beine ad maximum in den Knieen und in der Hüfte gebeugt hält.

Eugen Pander teilte mit mit, daß diese Frühlingtäfelchen noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts als Geschenk für Bräute benutzt worden wären. Prof. Dr. Grube gab mir darüber folgendes an: „Nach mündlicher, in China ziemlich allgemein verbreiteter Überlieferung dienten sie während der Ming-Dynastie (1368—1644) als Wahrzeichen gegen Feuergefahr. Panders Mitteilung, daß dergleichen Bilder früher Bräuten vor der Hochzeit geschenkt wurden, beruht, wie mir mein chinesischer Freund, Herr Knei-lin, mitteilt, entschieden auf einem Irrtum. Hingegen soll es vorkommen, daß sie jungen Männern geschenkt werden, die in den Ehestand treten wollen und nicht wissen, „wie man es macht"[1]).

Von japanischen Frühlingbildern handelt Berthold Laufer in einem zwar kurzen, doch sehr gediegenen Aufsatze[2]), worin er seine auf ethnologischen Forschungreisen angestellten Beobachtungen mitteilt. „Diese Bilder heißen euphemistisch „Frühlingbilder" (ch' un hua chinesisch, in japanischer Aussprache shungwa); die Bezeichnung „Frühling" wird vielfach ganz passend für die Regungen des Geschlechttriebes gebraucht. „Frühlingmedikamente" sind Aphrodisiaca. In Japan ist ferner der Ausdruck warai-ye d. i. Bilder vom Lachen, gebräuchlich, sodann makura-ye, d. i. Kissenbilder; Bücher mit solchen Abbildungen heißen makura-zoshi. Aus China sind mir auch gefaltete Album mit Malereien bekannt, die ganze Zyklen von Koitusszenen darstellen oder die Geschichte eines Liebepaares in der wechselnden Entwicklung der Ereignisse; manche darunter sind von technischer Vollendung der Ausführung und bei der bekannten Begabung der Ostasiaten für die Auffassung und Darstellung der körperlichen Bewegung meisterlich naturwahr . . . In Japan haben die Frühlingbilder eine noch tiefere Bedeutung als in China gehabt; denn sie sind jetzt von der nach europäisch-amerikanischem Muster prüden Regierung strengstens verboten und unterdrückt worden, wie auch der Phalluskultus. Besonders die Illustration von Romanen mit geschlechtlichen Szenen war in Japan bis zur Zeit der Restauration in vollem Schwung, jedenfalls wird sie auch jetzt noch im verborgenen betrieben. Solche Bücher sollen als eine Art von Instruktionheften zur Ausstattung in die Ehe tretender Mädchen gehört haben. Sicher dienten sie Alt und Jung zur Unterhaltung und Belustigung. Charakteristisch für die japanischen Frühlingbilder ist die phantasiereiche Mannigfaltigkeit der Positionen, und zwei auf den entsprechenden chinesischen Bildern nie vorkommenden Züge, die Anwesenheit von Zuschauern im Hintergrund, die durch Lucken und Schiebetürspalten neugierig hereingucken und sehr häufig neben dem menschlichen Begattungakt eine

---

[1]) Ploss-Bartels: Ebenda. I. S. 552.

[2]) Anthropophyteia. IV. Leipzig 1907. Dazu im Anhang das Bild, von dem Dr. Laufer abhandelt.

Parallele aus dem Tierleben, besonders rammelnde Katzen. Auch die Darstellung von Klassenpaarungen in einem Raume ist nichts ungewöhnliches".

„Ein Beispiel der letzteren Gattung ist auf unserer Tafel nach einem japanischen Originalholzschnitt reproduziert. Die Situation läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig und spricht für sich selbst. Aber dies, und darin liegt der besondere Wert dieses Buntdrucks, ist das einzige Frühlingbild, das ich gefunden, dem anscheinend eine mythologische Bedeutung zu Grunde liegt. Diese geht aus dem großen Ungetüm mit dem Fischkopf hervor, das die lustige Gesellschaft plötzlich überrascht und in wirrer Hast auseinandersprengt. Das Bild hat leider keinerlei Beischriften, die das Sujet erklären würden, und ich muß von vornherein bemerken, daß mir der eigentliche Sinn der Darstellung unklar ist. Ich habe sie bisher verschiedenen gebildeten Japanern vorgelegt, die gleichfalls nicht imstande waren, eine befriedigende Erklärung davon zu geben. Die drei das Monster begleitenden Männer sind Handwerker, der eine, der drohend seine Säge zum Angriff auf die Festteilnehmer schwingt, ist ein Zimmermann; sein Nachbar scheint einen Bohrer oder anderes Instrument zu halten. Man könnte so vermuten, daß die Idee, die der Darstellung zu Grunde liegt, ein Kampf der ehrbaren Zünftigkeit gegen die Ausschweifung sei; ich kann mich aber in dieser Deutung auch irren. Vielleicht handelt es sich um die Illustration einer uns unbekannten Lokalsage, deren es in Japan so viele gibt. Unzweifelhaft ist jedenfalls, daß das Bild eine tiefere, mit dem Wesen der Phallusverehrung in Verbindung zu bringende Symbolik besitzt. Darauf deuten zunächst die drei großen weißen Kalebassen, die auf dem violetten Rock des Ungetüms angebracht sind. Die Kalebasse ist in Ostasien ein Symbol des Phallus. Ferner schwingt das Frauenzimmer unten rechts einen großen Penis in der Rechten, den sie anscheinend dem mit dem Kopf nach vorn auf dem Boden liegenden, um seinen Verlust klagenden Manne ausgerissen hat. Hier handelt es sich vermutlich um die magische Verwendung des Phallus, über die jüngst W. G. Aston in seinem trefflichen Buche „Shinto" (London, 1905), p. 196, gehandelt hat".

Das gemeine Volk kann sich derartige, jedenfalls nicht allzubilligen Bilder nicht anschaffen, doch man weiß sich zu helfen. Anläßlich der vielen Blumenfeste halten Volkkünstler Chrysanthemumblätter mit Guachemalerei feil, die für jedermann leicht zu erwerben sind. Zwei Blätter aus einer Sammlung von zwanzig zeigen unsere Tafeln. Die Blätter sind mit einer perlmutterartigen Glasur überzogen und vollständig durchsichtig.

Die japanische Kunst hat sicher ihren Ursprung in Persien und Indien und kam nach Japan über China und Korea. So manche ältesten Bilder stehen so sehr unter chinesischem Einfluß, daß man sie leicht für chinesische Arbeit hinnehmen möchte. Das zeigt uns vornehmlich eben die am Alten mit asiatischer Hartnäckigkeit festhaltende volktümliche Bilderkunst, wie sie uns z. B. in den Frühlingbildchen auf Blättern entgegentritt, auf denen die Haltung und Stellung der Figürchen mit gleichartigen auf alten chinesischen Frauentoilettespiegelchen vorkommenden übereinstimmt. Die bemalten Blätter waren einmal eine neue Mode in Japan. Ich sah in einem unserer ersten Museen einen zwölfteiligen, jahrhundertealten chinesischen Damentoilettespiegel, von dem jeder Teil eine Beischlafszene in Glasmalerei darstellt. Diese Bilder sind den japanischen Chrysanthemblättern aufs Haar ähnlich in jeder Beziehung. Auffällig ist, daß fast alle Roll- oder Kissenbücher zwölf, beziehentlich dreizehn Bilder zeigen. Warum? Die Lösung des Rätsels gibt uns der

Wandschirm mit den erotischen Monatnamen. Die Kissenbücher erscheinen nur als eine Variirung der Begattungformvorschriften für die einzelnen Monate im Jahre.

Der Einfall, die Monate nach Beischlafstellungen zu bezeichnen ist zwar auch der deutschen gereimten zweizeiligen Bauernregel eigen (das serbische Bauernvolk in Slavonien bezeichnet vier Monate nach dem Koitus), in Japan jedoch erscheint er ungezwungener, weil die Monatnamen ihrer dichterischen Bedeutung nach dem Volke verständlich geblieben sind, während unsere Namen, die den Verkehr beherrschen, für das Volk keinen Sinn mehr aufweisen; die echt deutschen versteht es zwar auch nicht und darum kommen einem unsere deutschen erotischen Monatnamen anders vor als die japanischen, die wir in Bilddarstellungeu sehen. Frau von Kudriaffskys allgemeine Angaben verdienen hier eine Wiederholung:

Die Bezeichnung der Monate geschieht teils nach Zahlen von eins bis zwölf, teils in einer naheliegenden, uns wohlbekannten Art, die sich aus den abwechselnden Naturerscheinungen des Jahrkreises entwickelt, und wenn wir noch immer in unseren Kalendern vom Ernte-, Wein- und Jagdmonat sprechen, der nordamerikanische Indianer einen Erdbeermonat, Schneeschuhmonat usw. nennt, werden wir nicht sehr erstaunt sein, in Japan neben der Bezeichnung der Naturerscheinung auch noch Anspielungen auf Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten zu finden. [Von der Erotik spricht die Frau weder hier, noch sonstwo deutlicher, weil sie ja zu Frauen in Wien sprach]. Man bedient sich dieser Benennungen indeß nur vorzugweise in Gedichten und am Hofe des Mikado. Der erste Monat, ausgezeichnet durch Neujahr- und Freundschaftbesuche, heißt auch der liebreiche. Der Name des zweiten bedeutet: Anzug doppeln, weil noch die Nachtfröste zu fürchten sind. Im dritten heißt es: zunehmende Lebensregung der Natur, und im vierten blühen die Hasenblumen, darum heißt er auch Hasenmonat [richtiger, wegen der Paarungzeit], und der fünfte: Monat der Frühpflanzen. Der sechste ist der wasserleere Monat; und nachdem sich diese alle auf Naturerscheinungen bezogen, kommt wieder die Bezeichnung eines besonderen Gebrauches für den siebenten. Man beschenkt sich mit beschriebenen Zetteln und davon heißt er der Briefmonat. Nun geht es aber mit den Naturerscheinungen in rückläufiger Bewegung, es kommt der Monat des Blätterfallens, der lang scheinende Mond, der Monat ohne Kami oder Götter, nämlich ohne Donner, mit dem kurzen Erscheinen der Sonne, und endlich der elfte: der Reifmonat. Der zwölfte aber führt den seltsamsten Namen und heißt: das Gelaufe der Meister, die in den letzten Tagen des Jahres wenig zu Hause bleiben, in der Tat aber ist es die schalkhafte Verdrehung eines Wortes, das auch Jahrende bedeutet[1]) Man hat auch nach Jahrzeiten geordnete Blumengedichte, Briefsammlungen, Wandschirme und Abbildungen, wie die auf unseren Tafeln wiederholten, genealogische Staatskalender usw. und wohl auch unseren erotischen Monat- und Witterungregeln entsprechende Reimereien. Die Planeten, die in den Bauernregeln vorwiegen, bringen den Sterblichen viele Hemmnisse und Unheil. Die Uranschauung der Völker, daß von den Sternen und vom Himmel den Menschen — auch in Liebe — selten oder nie etwas gutes zukommt, ist ebenso den Japanern geläufig[2]).

---

[1]) Japan. Vier Vorträge. Wien 1874. S. 28f.

[2]) Man vrgl. dazu Philipp Noack, Lehrbuch d. japan. Sprache, Leipzig 1886,

Es ist ein seltsamer Zufall, daß sich in der reichen mir zugänglichen Literatur keinerlei Bemerkung über japanische Schnitzarbeiten dieser Art gefunden, obwohl man sie in Japan sehr häufig sehen muß, denn sie dienen als Hochzeitgeschenke der Gäste an die glückliche Braut. Ein Wiener Sammler besitzt allein sechzig solcher Schnitzwerke, die man durchweg als künstlerische Leistungen ansprechen muß. Manche von ihnen dürften Jahrhunderte alt sein. Es sind durchwegs kleine, elfenbeinerne Büchslein und Schächtelchen. Den Deckel bilden Blumen, doch meist Gestalten, manche recht groteske darunter, doch hebt man den Deckel ab, so sieht man in der Schachtel ein sich begattendes Paar, oder blos einen Zumpt oder eine Voze oder Zumpt und Voze in einander. Das sind durchwegs obszöne, weil naturgetreue Darstellungen, sogenannte Vielliebchen. Sie dienen meistens als Liebe- und Eheamulete, die Verliebte, Verlobte und Vermählte von Freunden zum Geschenk bekommen, um deren Vermehrungsinn anzufeuern und aufrecht zu erhalten. Es sollen vorwiegend Entwürfe des japanischen Bildhauers Utamaro sein. Wir geben sechs solcher Vielliebchen im Bilde wieder. Die Preise derartiger Kunstwerke schwanken je nach der Ausführung zwischen 5 – 200 Kronen.

* * *

Unsere Anschauungen über Bilder dieser Art weichen von jenen der Asiaten ab. Es ist notwendig, darüber die wesentlich mit einander übereinstimmenden und einander ergänzenden Ansichten berufenster Erforscher der Erotik zu vernehmen.

Wir verstehen unter obszönen Bildern diejenigen, die nur in der Absicht, sexuell erregend zu wirken, verfertigt sind, nicht aber diejenigen, die tiefen Sinn verraten, obwohl laszive Geister aus diesen Darstellungen sinnliche Erregung schöpfen können [1].

Ein unzüchtiges Produkt liegt nur vor, wenn die Erregung der Sinnlichkeit, der Geilheit bezweckt wird und diese Absicht sich in entsprechenden Darstellungen dokumentirt. Die Art und Weise, wie ein geschlechtliches Problem behandelt wird, nicht die Wahl des Problems als Darstellungstoffes an und für sich, entscheidet, ob eine unzüchtige Schrift vorhanden ist oder nicht [2].

Es ist durchaus verfehlt zu glauben, daß allgemein der nackte Körper oder ein entblößter Körperteil erotisch erregender, im Sinne gewisser Sittlichkeitverfechter gesprochen „unsittlicher" wirkt, als ein bekleideter. Auf sehr viele Männer und Frauen übt es im Gegenteil einen abkühlenden Einfluß aus, wenn sich ihr Partner entkleidet. Ein Arzt sagte mir einmal: „Eine Frau, die sich die Strümpfe auszieht, hat für mich jeden Reiz verloren". Sehr viele Menschen erregt sexuell am stärksten der verhüllte, teils unverhüllte Körper; der Anblick der Geschlechtorgane stößt viele direkt ab.

„Von den Eiferern gegen das Nackte in der Kunst werden diese wich-

---

S. 91 und Ernst W. Clement, A „Blind Calendar" or Calendar in Rebus, im Anhang zu Frederick Starrs Japanese Riddles, Transactions of the Asiatic Society of Japan, 1910, p. 50—55 mit einer sehr instruktiven Tafel.

[1]) Vergl. Dr. L. S. A. M. v. Römer. Über die androgyn. Idee des Lebens, Jahrb. f. sex. Zwischenstufen. 1903. V. III. S. 819.

[2]) Numa Praetorius: Jahrb. f. sex. Zwischenstufen. Leipzig 1903. V. III. S. 980.

tigen biologischen Tatsachen meist gänzlich übersehen. Da die verhältnismäßig stärkste sexuelle Anziehung immer noch ein schönes Gesicht ausübt, so müßten die Sittlichkeitfanatiker, — wären sie naturwissenschaftlich geschult und konsequent — mit demselben Recht, wie sie gegen die Nachbildung des nackten Körpers eifern, für die Verhüllung des Gesichts, der Augen, der Haare, der Hände eintreten"[1]).

Bei den Moslimen und bei vielen nichtsemitischen Völkern müssen Frauen tatsächlich ihren Kopf verhüllen, und auch bei uns bedecken schamhafte Frauen bei gegebenen Gelegenheiten mit beiden Händen ihr Gesicht, nicht etwa andere Körperteile.

Es wird dem Japaner niemals einfallen, ein Weib, gleichviel ob es entkleidet ist oder nicht, durch zudringliche Blicke zu belästigen; bei seinen erotischen Darstellungen, die nebenbei den Zweck haben, die Neuvermählten in die Geheimnisse des ehelichen Lebens einzuweihen, sucht er nicht nach dem gemeinen, grobsinnlichen, sondern mit Vorliebe nach dem komischen Elemente.

„Ein Japaner sagte mir (zu Stratz) eines Tages strahlend: ‚Ich habe heute dreitausend erotischer Bilder gesehen'. Nicht das Erotische, sondern die Masse, dreitausend an einem Vormittag, erregte seine — und meine Heiterkeit"[2]).

Bei alledem hat man sich noch zu erinnern, daß der erwachsene Japaner selbst unbekleidet sehr selten ganz nackt dasteht, er ist nämlich tätowirt und, wie bekannt, ersetzt die Tätowirung sehr wirksam den Mangel einer Bekleidung. „Es sind oft wahre Kunstwerke, die der Künstler in die Haut einsticht, und wirklich ausgezeichneter ‚Kunsttätowirer' gibt es genug, die sich dazu hergeben, den Pinsel mit der Nadel zu vertauschen, und unter diesen nimmt Yoshisuki Horitoyo, ein Schüler Toyos, des großen Meisters japanischer Kunst, wohl den ersten Rang ein"[3]).

Es ist eine auf falschen Voraussetzungen beruhende Annahme, daß gereiftes künstlerisches Können mit der Erotik und ihrer Darstellung unvereinbar sei. Ein Blick in Eduard Fuchs' Werk über das erotische Element in der Karikatur belehrt jeden eines anderen, was auch Bloch betont[4]). Dem Künstler ist jeder Stoff recht, der ihn zum Schaffen anregt, gleichwie der Forscher die Grenzen nicht anerkennt, die eine konventionelle Moral um die Erscheinungen zeitweilig zieht. Als Folklorist muß ich erwähnen, daß ich die allerschlüpfrigsten Volküberlieferungen von Männern und Frauen vernommen, deren Lebenswandel und sittliche Anschauung im wohltuendsten Gegensatz zum ekligen Inhalt der Erzählungen steht. Als eine Merkwürdigkeit erschien es mir, daß mir ein höchst sittsames, wohlerzogenes, ungemein fleißiges 24jähriges Fräulein aus gutem Bürgerhause volle neunzig erotischer und skatologischer Gschichten und mehr als hundert Volklieder dieser Art mit-

---

[1]) Dr. M. Hirschfeld. Vom Wesen der Liebe. Jahrb. f. sex. Zwischenstufen. Leipzig 1906. VIII. S. 144.

[2]) Stratz, Dr. C. H.: Die Körperformen in Kunst und Leben der Japaner Stuttgart 1902. S. 71.

[3]) Hugo Ernst Luedecke. Erotische Tätowirungen, Anthropophyteia. IV. S. 77.

[4]) „Das Geschlechtliche fordert geradezu den Witz heraus. Das hat auch Schopenhauer ausgesprochen und aus dem ihnen zu Grunde liegenden tiefen Ernst erklärt (Welt als Wille und Vorstellnng. I. 330). Daher sind, worauf Eduard Fuchs (Das erotische Element in der Karikatur, Berlin 1904, S. 10) mit Recht hinweist, die Mehrzahl aller erotischen Schöpfungen karikaturistisch. Der glänzendste

teilen konnte. Alle diese Überlieferungen erfuhr sie von Frauen aus bester Gesellschaft, die sowohl im privaten Leben als in der Öffentlichkeit sittlich unanfechtbar sind. Auch die anständigsten Frauen lieben den Humor, der aus der unerschöpflichen Quelle der Lachlust, aus der Erotik fließt. Dasselbe, was für slavische, deutsche und romanische Frauen, gilt auch für japanische, nur mit dem Unterschiede, daß die Ostasiatinnen in erotischen Dingen eine noch größere Freiheit genießen und sich geringeren äußerlichen Zwang aufzulegen brauchen.

Auf den unsere Ausführungen begleitenden Bildern erscheinen die Männer mit riesigen Zumpten, die in keinem natürlichen Verhältnis zur Körpergröße sind. Ein japanischer Mediziner, der vor einigen Jahren in Wien studirte, verfaßte eine deutsche Abhandlung über die großen Zumpte seiner Landsleute. Mir ist sie leider nicht zugänglich worden. Wenn es richtig ist, was mir einer, der sie gelesen hat, mitteilte, daß sich der Arzt bemüht habe nachzuweisen, Großzümptigkeit wäre eine Rasseneigentümlichkeit seines Volkes, so muß man ihm darin widersprechen. Eine solche Eigentümlichkeit wäre auch anderen aufgefallen. Die großen Zumpte auf den Bildern beweisen nichts zu Gunsten des Arztes, denn durchgehends sind bei allen Völkern in malerischen und bildhauerischen erotischen Darstellungen die Männer mit gewaltigen Ruten versehen. Dieser grotesk-komische Zug ist international. Andererseits muß man sich aber noch erinnern, daß es bei sehr vielen Völkern Brauch ist, durch künstliche Mittel den Zumpt zu vergrößern, um den Liebgenuß zu erhöhen. Man vergesse nicht, daß die japanischen Maler ursprünglich nach chinesischen und indischen Vorbildern gearbeitet und diese im wesentlichen treu übernommen haben, bei den Indern aber z. B. die Zumptvergrößerung zu den gewöhnlichen Künsten gehört, wie man dies deutlich aus dem Kamasutram ersieht[1]. Man darf ruhig annehmen, daß mit den erotischen Vorlagebildern auch die volktümlichen Übungen der Inder zugleich nach Japan eingeführt worden, falls sie nicht schon von jeher dort zu finden waren.

Gegen die Übertreibungen mit großen Zumpten auf den Bildern und gegen die Abhandlung des japanischen Medizinstudierenden von der japanischen Großzümptigkeit zeugen deutlich die in vielen europäischen Sammlungen vorhandenen Zumptaufsätze, von denen wir mehrere im Bilde bringen. Wären die Zumpte nicht zu klein geraten, um bei den Weibern den höchsten Wollusttaumel auszulösen, so brauchte es keiner derartigen Futerale und Reizringe. Aber selbst die sind von bescheidener Größe. Der Karikaturist hat das Recht, das klägliche Zümptlein zu einem erschreckenden Riesenwerkzeug von Armdicke auszumalen.

Zu diesen Ausführungen schrieb mir Prof. L. Hüter aus Gießen: „Ihre Auffassung bekräftigt auch Dr. Otto Mohaike (Sanitätoffizier in der Niederl. Ost-Indischen Armee a. D.). Die Japaner. Eine ethnograph. Monographie. Münster 1872. S. 31. „Ich habe nie Gelegenheit gehabt, das skelettirte

---

Vertreter dieser humoristischen Auffassung des Sexuellen ist der geniale englische Künstler Thomas Rowlandson, der heute sowohl in England als auch in Deutschland längst hinter Schloß und Riegel wäre". Das Sexualleben. S. 790. — Mit größtem Nutzen wird man über dieses Thema Prof. Siegmund Freuds Werk: „Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten" (1905) und dazu seinen Brief, Anthropophyteia VII, S. 172 ff. nachlesen.

[1]) Das Kamasutram. Die indische Liebekunst. Von Dr. Richard Schmidt III. Aufl. Berlin 1907. S. 476 f.

Becken einer Japanin zu untersuchen, glaube aber doch, nach meinen Wahrnehmungen bei lebenden Frauen versichern zu können, daß bei ihnen ein völlig normalgeformtes, in allen Durchmessern sowohl relativ wie absolut enger ist als das normale Becken einer Europäerin. Diese größere Enge des Beckens der Japaninnen, vornehmlich in seiner unteren Apertur ist wahrscheinlich die Ursache davon, daß sie in einem auffallend hohen Grade die Eigenschaft besitzen, welche Blumenbach (de generis humani varietate nation. ed. III. Gotting. 1795 p. 241) den Frauen einiger mongolischen und amerikanischen Volkstämme zuschreibt, nämlich: quod arcta servent muliebria, etiamsi nuptae fuerint imo pepererint"[1]).

Was „die Großz. in den darstellenden Künsten" selbst anlangt, so weisen Sie gewiß mit Recht auf die Internationalität dieses groteskisch-komischen Zuges hin.

Sollte nicht „naive Prahlsucht" auch ein Motiv sein? Darsteller sind ja faßt ausschließlich Männer, und wie diese so leicht mit ihrer geschlechtlichen Leistungfähigkeit prahlen (z. B. wieviel mal in einer Nacht?), so mögen sie sich und ihr Geschlecht überhaupt (oder auch anderen Männern gegenüber) auch in der bildlichen Darstellung durch Übertreibung empfehlen wollen, wobei die ungemein leichte Möglichkeit der Vergrößerung mitspielen mag, ich meine sozusagen die Selbstverständlichkeit, mit der sich die eigentliche Tendenz des Gliedes, zu schwellen und sich zu vergrößern, zur Übertreibung hin entwickelt.

* * *

Aston, ein Gelehrter, der vierzig Jahre lang ausschließlich das Japanertum durchforschte, urteilt, daß die japanische Kunst wenig monumentale Skulpturen und Malereien von Bedeutung hervorgebracht. Bei den Japanern wäre alles möglichst unpersönlich und alles verschwommen. Man muß sagen, daß bei den Japanern eine vollendete Technik des Handwerkers die Kunstentwicklung gehemmt hat. Das perspektivische Schauen ist bei den japanischen Künstlern eine ziemlich junge Errungenschaft, offenkundig unter Einfluß abendländischer Vorbilder. Der japanische Künstler schaut anders als der europäische; denn er hockt am Boden und betrachtet die Dinge von unten nach oben. Daher kommt wohl auf ihren Bildern das Mißverhältnis in der Ausführung der unteren Teile im Vergleich zu den oberen. Unbewußt schafft er Zerrbilder für denjenigen, der da gewohnt ist, aufrecht stehend oder umhergehend die Gegenstände von allen Seiten ins Auge zu fassen. Er unterscheidet auch viel zu wenig zwischen wichtigen, hauptsächlichen Merkmalen und den nebensächlichen, denn er hat auch für das geringste die gleiche Sorgfalt, wie für das bedeutsamste, so daß häufig das Beiwerk das Kunstwerk erdrückt.

---

[1]) „Diese Eigentümlichkeit besteht bei vielen J., selbst öffentlichen Mädchen nicht selten in einem so hohen Grade, daß ihnen der geschlechtliche Umgang mit kräftig gebauten Nord-Europäern durchaus unmöglich gemacht wird. Hiervon sind mir als Arzt Beispiele bekannt geworden. Es geschah teilweise auch mit Hinblick auf dieses physische Mißverhältnis, daß von der Ortbehörde zu Nagasakki den Matrosen und Unteroffizieren der niederländischen Schiffe der Verkehr mit jenen Frauen untersagt wurde.

Auch bei den Japanern sind, in Übereinstimmung mit diesen arctis muliebribus, die entsprechenden Teile kleiner und schwächer entwickelt wie bei den Europäern".

Er trägt die Farben derart auf, daß für die Illusion des Beschauers nicht viel zu tun übrig bleibt. Er übersättigt auf den ersten Blick und weil er zu viel gibt, gibt er zu wenig. Alles ist bei ihm darauf gerichtet, seine Armut an Einbildungkraft zu verdecken und immer bewegt er sich im engen Kreise unwandelbarer Vorstellungen. So zeigt sich der japanische Künstler groß in Kunstgriffen, nicht in der Kunst. In den einen, nicht in der anderen übertrifft er seine chinesischen und indischen Vorbilder. Die Kunst, die er nachahmt, stand bereits auf der Höhe, als er sich ihrer mit geschäftlicher Routine bemächtigte. Die zwei oder drei Künstler, die trotz alledem über die Schablone hinauswuchsen, sind Ausnahmen, die den Gesamteindruck nicht abschwächen.

Münsterberg erklärt fein die der japanischen Kunst eigentümliche Auffassung der Perspektive nicht wesentlich anders als ich: „Der Japaner sitzt auf der Erde und hat sein Blatt nicht vor sich, sondern unter sich. Er sieht, wie der Vogel aus hoher Luft die Welt betrachtet, senkrecht auf seine Arbeit hinab und dadurch erscheint das Bild anders auf seiner Netzhaut aus als auf der unserigen, wenn wir am Tische oder an der Staffelei sitzen. Auch bedingt die hockende Stellung stets den gleichen unveränderten Standpunkt während der Herstellung des Kunstwerkes. Vielleicht dürfte auch die durchsichtige klare Luft nicht ohne Einfluß sein. Vor allem aber fehlen jene großen Gebäude und Flächen, an denen die Linearperspektive zunächst in die Augen fällt. Die Ausschmückung der Häuser und Tempel zeigt eine solche Fülle von kleinen Formen, die über und neben einander den Raum beleben, daß die Konstruktion der großen Formen nur wenig klar zum Bewußtsein kommt[1]).

Eine Schwärmerin für japanische Malkunst war Frau von Kudriaffsky die jedoch, wie aus ihrer Schrift hervorgeht, bloß von den wenigen Künstlern ersten Ranges spricht und sich um die Kunst fürs Volk nicht bekümmert.

„Die Japanen entwickeln im Gegensatz zu chinesischen Künstlern meist eine sehr schätzenswerte Perspektive und, was noch mehr, sie verstehen mit wenigen Strichen und oft nur zwei Nuancen einen Gegenstand plastisch, naturgetreu, anschaulich, mit nichtzuverkennender Genialität hinzuwerfen“.

Trefflich gibt M. von Kaisenberg den Eindruck japanischer Malerei auf das Kunstempfinden eines gebildeten Europäers wieder. Im großen Arakusatempel befinden sich Bilder faßt von den ersten Anfängen der Malerei bis auf die jüngste Zeit. „Den wunderbarsten Eindruck machten mir die Farbenholzschnitte aus der ältesten Zeit, sie erinnerten mich beinahe an die Zeichnungen des kleinen Moritz in den Fiegenden Blättern. Bis zu dem achtzehnten Jahrhundert ist von Perspektive, plastischer oder räumlicher Illusion, Rundung, genug von alledem, was wir von einem Bilde verlangen, gar keine Rede. Zuerst verstand ich den Sinn dieser bizarren Zeichnungen gar nicht, bis mir ein alter Cerberus eine Art von Erklärung darüber gab. Man findet in diesen Zeichnungen, wie gesagt, nichts von Illusion, kein juste milieu, keinen Hintergrund, keine subtile Ausführung der Wolken und alles dessen, was wir an unseren alten Meistern zu sehen gewohnt sind. Sie haben alle etwas Primitives, Kindliches an sich. Auch von Form oder

---

[1]) Oskar Münsterberg, Die japanische Kunst und das japanische Land. Ein Beitrag zur Kunstwissenschaft. Leipzig 1896. S. 32.

Schlagschatten, davon müssen diese alten Zeichner überhaupt gar keine Auffassung gehabt haben. Die Art der Japaner, die Natur flächenhaft darzustellen, gehört mit zn den uralten Elementen des indischen Buddhismus, die nicht ohne Einfluß auf ihre Entwicklung blieben. Ihre Holzschnitte zeigen oft in mehreren, was den Inhalt anbetrifft, zusammenhängenden Bildern mit abgekürzten, gewissermaßen schematischen Verhältnissen die Ausführung eines Gedankens. Meist sind das Szenen aus dem täglichen Leben, besonders dem Frauenleben . . . das alles aber eigentlich nur skizzirt, in bisweilen gut gezeichneten, oft aber auch bizarren Umrissen entworfen. Es sind gewissermaßen malerische Schriftzeichen, eine Kalligraphie der Malkunst, beinahe so, wie sie uns damals die extravagantesten unserer modernen Freilichtmaler zeigten“ [1]).

Von der Kunst im alten Ägypten sagt ähnlich Wiedemann, einer der vorzüglichsten Ägyptologen unserer Zeit: „Auf der einen Seite eine bewunderungwürdige Beherrschung des Materials bis zu den schwerst zu bearbeitenden Steinen, wie Granit und Diorit. Hieraus gefertigt zahlreiche vortreffliche, besonders in älterer Zeit auf guter Naturbeobachtung beruhende Werke, in denen freilich allmählich die steife zeremonielle Haltung die Herrschaft zu gewinnen weiß, die dem Orientalen als der Ausdruck höchster Würde gilt. Auf der anderen Seite ein häufig fast karikaturenhaftes Ungeschick in der Darstellung, vor allem in den Fällen, in denen man den Versuch gemacht hat, Handlungen und lebhafte Bewegungen vorzuführen. . . . Der Agypter wollte vor allem klar sein und durch das Bild die Schrift ergänzen und ersetzen. Seine Reliefs dürfen nicht als zusammenhängende Kunstwerke beurteilt werden, sondern als möglichst genaue Schilderungen von Einzelheiten oder als die Vorführung bestimmter Ereignisse. Bei diesem Bestreben hat der Agypter erfreuliche und lehrreiche Ergebnisse zu erzielen vermocht. Sein Können versagt erst, wenn er, wie in den Schlachtenbildern, sich über die Einzelepisode zum Gesamtbilde erheben will. Aber das ist bis in späte Jahrhunderte hinein vielen Völkern und Künstlern nicht anders ergangen. In ihrem Ganzen bringt eine Betrachtung der ägyptischen Kunstvorgänge wertvolles Material für die Beurteilung der Entwicklung der Zeichenkunst überhaupt bei. Sie zeigt, wie ein Volk von hoher Kulter die ursprünglichsten Versuche zeichnerischer Nachbildung der Natur in ein folgerichtiges System zu bringen wußte und die ausübenden Künstler zwang, während Jahrtausenden innerhalb dieses festen Rahmens zu verbleiben. Sie konten die Technik ihrer Arbeitart vervollkommnen, über die primitiv kindliche Darstellungweise ihrer längst dahingegangenen Vorfahren durften sie nur ganz ausnahmweise hinauszugelangen suchen. In der Kunst wie in der Religion hat Ägypten klar erkennbare Überreste menschlicher Denktätigkeit erhalten, die weit über den Beginn seiner geschichtlichen Überlieferung, über das Ende des vierten Jahrtausends v. Chr. hinaus verweisen [2]).

Die Kunstentwicklung der Plastik, des Zeichnens und der Malerei in Japan bietet dazu die vollkommen verwandte ethnologische Parallele dar. Es verlohnt sich darum W. v. Seidlitz's ausgezeichnet gediegene Geschichte des

---

[1]) Kaisenberg, Moritz v. (Moritz von Berg): Vom Gesandtschaftattaché. Briefe über Japan und seine erste Gesellschaft. Hannover 1899. S. 105f.

[2]) Wiedemann, Prof. Dr. A.: Die Zeichenkunst im alten Ägypten. Die Umschau. Frankfurt a. M. 1906. S. 785 und 809.

japanischen Farbenholzschnittes (Dresden 1897) daraufhin durchzustudieren Abendländische Zeichen- und Malkunst im Bund mit der Photographie rauben der altjapanischen Kunsttechnik die Existenzmöglichkeit. Sie ist gewesen und fristet nur noch für die Volkmenge als billige Marktware ein Zwitterdasein.

Neben der Landschaft, Tier- und Pflanzenwelt schöpfte der japanische Maler und Zeichner als Künstler seine Hauptanregung aus dem Volkleben. Darum ersetzen uns die endlos vielen und in ihrer Art höchst anschaulichen Bilder reichlich die uns vielfach noch fehlenden folkloristischen Darstellungen und wo solche vorhanden sind, ergänzen sie sie für uns aufs willkommenste. Das gemeine Volk tritt uns in seinem schlichten Alltagdasein entgegen, dann aber auch der Schauspielerstand und die Frauen aus dem Yoshiwara. Das letztere ist leicht verständlich, bemerkt richtig James Russel Harris[1]), weil die Künstler von der modernen Richtung der einen oder der anderen dieser Kategorien angehörten, so z. B. Utomaro, der in der Umgebung des Yoshiwara aufgewachsen und unzweifelhaft seit seiner frühesten Jugend mit dessen Insassinnen in naher Verbindung gestanden war, oder Hokusai, der Sohn eines Spiegelerzeugers, der als Schüler auch selber noch Spiegelhändler gewesen.

Der Beruf der Schauspieler und der Yoshiwarafrauen, die da wieder als Halbweltlerinnen ihre Rolle wirksam spielen müssen, um zu gefallen, führte von selber wegen der erforderlichen Ankündigungen zum malenden Künstler hin. Sie mußten sich des Studiums der Anziehung- und Anlockungmittel befleißen und sich unermüdlich um die Wirkung farbenglühender Stoffe, feinster Moden, affektirter Stellungen usw. bemühen, so daß zwischen Künstler und Dargestellten ein fortwährendes Geben und Nehmen stattfand.

Nirgend kann man glühendere Farbenzusammenstellungen, befriedigenderes Formen- und Linienspiel als auf den Bildern dieser Frauen beobachten. Mehr vielleicht als irgend ein anderer japanischer Künstler erfaßt Utomaro die schmachtende Haltung, die künstlich gezogenen Augenbrauen, das zugespitzte Mündchen, das anmutige Händchen und die überaus sinnlich drapirte Gestalt dieser bezaubernd idealisirten Persönchen.

Die japanische Kunst lieferte im Großen und Ganzen dem Durchschnitt nach im Vergleich zur mitteleuropäischen Halbfabrikate. Sie erzeugte handgewerbmäßig billigere Marktware, von vereinzelten bedeutenden Künstlern abgesehen, die wie bemerkt, getrost neben unseren ersten Meistern glänzen können. Die ältere japanische Kunstproduktion läßt sich mit dem Wiener Feuilleton vergleichen, das da sechs bis neun Spalten lang schillert und Funken sprüht, prächtig zuweilen Stimmungen auslöst, anregt und immer unterhält: Sowie aber ein Feuilletonist seine siebenundsiebenzig Sachen gesammelt herausgibt, erweist sich das Buch totsicher als Ladenhüter. Zum andauernden Blättern in einer größeren Sammlung japanischer Bildwerke muß man bereits einen geschulten Blick und eine Vorliebe für die japanische Technik, ja sogar für einzelne Künstler gewonnen haben, sonst ermüdet man zu bald. Eigentlich erwächst unser Wohlgefallen daran erst, nachdem wir uns näher mit japanischer Folklore vertraut gemacht, mit anderen Worten, wir müssen mit japanischem Gefühl und Verständnis die Bilder anzuschauen erlernen, um zu einem vollen Genuß zu gelangen. Ohne heimliche Liebe und

---

[1]) Japanese prints. Proceedings of The Numismatic and Antiquarian Society of Philadelphia. 1910, p. 137.

Neigung für die Anmut schlitzäugiger Huldinnen läßt uns all ihre Malerei gleichgiltig.

* * *

Eine sehr günstige Meinung von der Bilderkunst der Japaner äußert Karsch: „Der künstlerische Genius des japanischen Volkes vermochte sich im Kunstgewerbe und in der schönen Literatur auch im Rahmen der Päderastie in hervorragender Weise zu betätigen. Das Ästhetische steht diesem Volke höher als das Ethische — das Ethische im Sinne des historischen Christentums — und seine Kunst beginnt bereits mit dem Handwerk. Die Kunst, statt wie im Abendlande ein privilegirtes Bildungmittel der Wohlhabenden zu sein, ist in Japan Gemeingut. Die Japaner sind ein Volk von Künstlern. Mit dem 17. Jahrhundert oder mit der Tokugawa-Periode begann die Blütezeit der japanischen Holzschneidekunst, die sich nach zwei selbständigen Richtungen hin, in der Kunst des Umrißmalens und im Farbenholzschnitt, zu gleicher Höhe entwickelte. Besonders der Farbenholzschnitt, Urushiye, eigentlich Lackmalerei, wurde in so hohem Grade zur herrschenden Kunstübung, daß er ein volles Jahrhundert hindurch und zwar die letzte Hälfte des 18. und die erste des 19. Jahrhunderts, das Gemälde Kakemono, völlig verdrängte. . . . Kitagawa Utamaro schuf unter anderem ein erotisches Bilderbuch „von blendendem Witz und grandiosem Können", das Uta Makura, eigentlich „vielberühmte Orte". „In den wenigen sehr kunstvollen schwarzen Umrißskizzen (die Karsch gesehen) herrscht durchwegs, auch bei weitgehendster Ausgelassenheit der dargestellten Situationen, ein würdiger Ernst und eine vollendete künstlerische Naivetät, die jede Absicht der Sinnlichkeiterregung ausschließt. In ihnen steckt nichts von Pose, gleichviel ob nur eine Person dargestellt wird, ob mehrere Personen die erotischen Handlungen vollziehen oder andeuten. Die auffällige Ruhe der Gesichtzüge wirkt mit Rücksicht auf die Situation besonders komisch. In den gleichgeschlechtliche Akte darstellenden Bildern zeigt sich der passive männliche Partner durchwegs stark feminin, mädchenhaft zart und weich von Körperbau, dabei weibähnlich frisirt und gekleidet, mit in der Regel wenig entwickelten Geschlechtteilen, während die des aktiven Partners meist karikaturenhaft vergrößert sind. Bisweilen erscheint auch der sonst männlich dargestellte aktive Partner etwas feminin. Die nackten Leiber der schwarzen Bilder sind schwungvoll, mit wenigen Linien oder Strichen in vollendetster Plastik hingezaubert. Auf den immer vollkommen harmonisch ausgeglichenen Farbendruckbildern pflegt außer auf den Hintergrund besonders auf die Gewandung der Akteure größte Sorgfalt verwendet zu sein, so daß durch die Gewänder der doch deutlich genug dargestellte Vorgang verschleiert oder gänzlich verhüllt wird. Auch fehlt nicht die Andeutung einer Art von Kleiderfetischismus" [1]).

Bredt bewies schlagend, daß unsere „normale" Kunstbetrachtung im Vergleich zu früher keine „normale" mehr ist, sondern eine sehr inferiore, soweit es sich um die Beurteilung des Nackten in der Kunst handelt, „und daß es nur ein Vergehen an der Nation wäre, wenn wir noch immer weiter den unhaltbar niederen Standpunkt der Menge verteidigten, wenn wir immer

---

[1]) F. Karsch-Haack a. a. O. S. 103 ff.

noch weiter inferiore Vertreter unseres Volkes zu Anklägern hoher Kunst vor Gericht bestellen würden" [1]).

Ein Korrespondent aus Tokio tadelt die auf japanischen erotischen Bildwerken aufgebauten Werturteile europäischer Kunstschriftsteller: „Es steht fest, daß seit etwa 1600 eine Zeit des Verfalles, eine dekadente Rokokozeit geherrscht hat. Kann man die Moral der Europäer nach Hogarthschen Bildern oder französischen Kupferstichen der Vorrevolutionzeit beurteilen, die die japanischen Bilder an Laszivität vielleicht übertreffen? Und soll wirklich Marquis de Sade und Casanova als Moralmaßstab des christlichen Europas in den Zeiten Voltaires und Goethes gelten? So ungefähr aber wird Japan beurteilt, indem einzelne Erscheinungformen der Dekadenz herausgegriffen und verallgemeinert werden" [2]).

Voreilige Verallgemeinerungen sind unbedingt unzulässig, doch hat man zu bedenken, daß die japanische Kunstdekadenz seit 1600 keineswegs die dargestellten Sujets betraf und daß die europäische Moral, die erst vor 40 Jahren in Japan einzudringen anfing, die ältere japanische Kunst moralisirend nie beeinflußte. Die Darstellung des Nackten empfand offenbar kein japanischer Künstler und auch sonst wohl niemand als eine Laszivität. Dann aber muß man auch betonen, daß Hogarth und seinesgleichen Künstler sehr wertvolle Zeugnisse nicht minder wie in ihrer Art de Sade und Casanova für den Kulturforscher schufen ohne Rücksicht auf einen Moralmaßstab für das christliche Europa, der gar nicht zu finden ist. Richtig scheint es mir, daß weder Hogarth, noch Voltaire, noch Goethe eine Prüfung auf christlichen Glauben bestünden.

Erotische Bilder zeichnete und malte in Japan jeder Maler, selbst Toba Sojo, d. h. der Erzbischof Soja ums J. 1100, der von kaiserlichem Geblüte war. „In manchem seiner Bilder geht er bekanntlich über Rabelais hinaus. Es ist nicht möglich sie wiederzugeben", sagen Netto und Wagener [3]). Da er zu den beliebtesten und angesehensten Künstlern bis auf den heutigen Tag zählt, fanden seine Art und Stoffe viele Nachahmung und wir gehen kaum fehl, wenn wir in unserer Vogelreihe mit den erotischen Szenen der Menschen, seine satirisch-witzige Laune in letzter Reihe wiedererkennen. In Japan geht nichts verloren. Ein künslerischer Einfall wird aufgegriffen, und Jahrhunderte hindurch aufgefrischt und variirt, weil dort bei dem harmlos fröhlichen Volke ein Spaß ewig jung bleibt und nicht veralten kann. In Kunstsachen behauptet der Japane auch als Greis einen kindlich heiteren Zug ohne Übersättigung und Überdruß, die bei uns sichere Kennzeichen müder Greisenhaftigkeit sind. Ihren Entwürfen nach, soweit sie die Erotik behandeln, bleiben die Künstler für unseren Blick stets fremdartige Erscheinungen, sie sind, um alltäglich auszudrücken, unmodern.

Ganz modern muten uns dagegen die erotischen Darstellungen der zwei sogenannten klassischen Völker des Altertums an.

Die zügellose und unnatürliche Lüsternheit der entarteten Römer fand,

---

[1]) Dr. E. W. Bredt, Sittliche oder unsittliche Kunst? Eine historische Revision. Mit 50 Bildern. München 1909. S. 2 ff. bis 113.

[2]) Internat. Wochenschrift f. Wissenschaft, Kunst u. Technik hrg. v. Prof. Dr. P. Hinneberg, Berlin 1908. II. Sp. 735.

[3]) Japanischer Humor, Leipzig 1901. S. 162.

wie Fiedler in einer Aufwallung von Entrüstung bemerkt[1]) an erotischen Reliefs besonderes Wohlgefallen und die Lampenbildner verfehlen nicht, zu frivolen Bildwerken die kleine runde Fläche oben auf der Lampe, wo das Loch zum Eingießen des Öls ist, auf geschickte Weise zu benutzen. Über diese aphrodisischen Stellungen und Weisen, welche der Grieche Schemata, der Römer Figurae modi Veneris nannte, schrieben zwei griechische Frauen, Philaenis von Samos und Elephantis, besondere Anweisungen. Der Elephantis unzüchtiges Büchlein hatte der Kaiser Tiberius in seinen mit erotischen Gemälden und Bilderwerken geschmückten Schlafzimmern aufgestellt Ein gewisser Paxamos schrieb ein Dodekatechnon oder über zwölf obszöne Schemata, die eine griechische Hetäre Kyrene darstellte und daher die Dodekamechanos, die Zwölfkundige hieß. Außer anderen Schriftstellern dieser Gattung die man Kinaedologen nannte, war vorzüglich Sotades aus Maronea in Kreta berühmt, nach dem man dergleichen Dichtungen sotadische benannte.

Die erotischen Bilderrollen, so man da in Japan den Brautleuten als Hochzeitgeschenk weiht, sind gut deutsch gesagt, auch gemalte Strohkranzreden; mit anderen Worten, diese Art von erotischen Überraschungen ist auch dem deutschen Volke dem Kern der Sache nach wohl bekannt. Im Großen und Ganzen scheinen Strohkranzreden in Deutschland außer Brauch gekommen zu sein, in Österreich dagegen sind sie selbst in guten bürgerlichen Kreisen noch üblich, nur daß statt der älteren ungebundenen Reden, die dem Sprecher einen Raum für eigene witzige Einfälle und persönlich zugespitzte Bemerkungen frei ließen, der minderwertige Vers mit elender Reimerei Oberhand gewann. „Paßts, Leutl, auf, hiazt kummts G'dicht!“ ruft man in vorgerückter Nachtstunde beim Hochzeitschmaus, wann es an der Zeit ist, daß das glückliche Brautpaar „endlich allein!“ sagen soll. Da erhebt sich einer von den angeschwipsten älteren Herren mit dem Glas in der Hand und „deklablamiert 's G'dicht“. Hier eines als Beispiel:

Ermahnung an die Brautleut!

Sobald euch beiden die Wangen glühn,
Müßt ihr in ein dunkles Zimmer fliehn.
Die Ritze vor dem Akt zu beschauen ist nichts,
Im Akte selbst bedürft ihr nicht des Lichts.

Du mußt aufs Bett dich hin am Rücken strecken,
Den Kopf etwas gesenkt und tiefer halten,
Die Beine weit auseinander spalten
Und untern Hintern dir ein Polster stecken;

Damit die Gegend um die Scham recht hoch
Heraussteckt und frei daliegt das Loch;
Dann steigt der Mann auch nackt dazwischen,
Damit die Glieder sich da vermischen.

---

[1]) Dr. Franz Fiedler. Antike erotische Bildwerke. Xanten 1839. S. 20. Wiedergedruckt in Dulaure, Die Zeugung usw. von Krauss, Reiskel u. Ihm. Leipzig 1909, S. 300, dazu die Abbildungen im Anhang Nr. 43—55.

Ergreif nun schnell den Schwanz mit deiner Hand,
Gib ihn in deiner Voze Mundesrand:
Dann bohrt der Mann sich mit Gewalt hinein,
Dabei wirst du, fürcht' ich, ein bischen schrei'n.

Allein, man glaubt, man höre alle Engel singen,
Wenn so die Schwänze tief am Herzen dringen;
Drum stoße ihm entgegen mit der Voz
Und lieg nicht da als wie ein toter Klotz!

Einer meiner Bekannten in Wien besitzt mehrere derartiger Brautermahnungen, bei denen die Strophen unter entsprechenden Bildchen stehen. Da hätten wir das gleichwertige malerische Gegenstück zu den ostasiatischen Bilderreihen, nur kann ich nicht sagen, daß man auch bei uns den lieblichen Bräuten mit solchen Erzeugnissen deutschen Fleißes Hochzeitgeschenke macht. Bei der kolossalen Verbreitung derartiger Bildwerke ist es nicht verwunderlich, wenn eine holde jungfräuliche Maid verschämt an einen erfahrenen Mann die Bitte richtet, er möchte ihr doch welche Bilder „eh schon wissen" vorzeigen und sie zu ihm bei Vorweisung einer Serie schnippisch sagt: „Dös kennen mer scho!" Man darf vermuten, daß auch so mancher japanischen Jungfer Braut die Geschenke selten noch nie geschaute Situationen lehren. Nicht urnisch veranlagte Evatöchter verstehen es überall in der Welt, sich frühzeitig und rechtzeitig für die Liebspiele der Ehe gehörig vorzubereiten.

Das derberotiche Hochzeitlied ist in urwüchsiger Gestalt auch dem russischen Bauernvolke geläufig. In Tulsk singt man beim Herausführen der Braut aus dem Hofe:

Am Tor ein Füllen spielt und stinkt,
Es brunzt und farzt, dreht mit dem Schwanz und winkt[1]).

Einunddreißig slovakischer erotischer hochzeitlicher Tischlieder stehen im VI. B. der Anthropophyteia S. 364--369. Bezeichnend für die Arglosigkeit, mit der man solche Beweise kräftigster Geschlechtbegierde hinnimmt, ist wohl der Umstand, daß die Texte ein ehrbares Bauernmädchen im Verein mit ihren Freundinnen auf meinen Wunsch niederschrieb. Die serbischen und chrowotischen Hochzeitlieder übertreffen an Derbheit die japanischen Bilderrollen, sind aber dazu mitunter sogar von nicht geringer poetischer Schönheit und mit lieblichsten Melodien verbunden. Das beste dabei ist, daß Knaben und halbreife Mädchen in den Hochzeitreigen mittanzen und alle die Säuereien mitsingen dürfen. Niemand stößt sich daran, nur die heimatländischen Folkloresammler, die derlei mit Stillschweigen übergehen.

Ein Literaturkundiger und ein Maler vereinigten sich zur Fertigstellung der Reisebilderserie, die wir bringen. In der Einleitung verspricht der Dichter vierundfünfzig Beischlafstellungen zu liefern, es sind ihrer jedoch nur vierzehn. Statt nun die Stellungen der Hochzeitreisenden und die Landschaften mit eigenen Worten zu besingen, reißt er einzelne Teile aus den bekanntesten Werken heimischer Dichter heraus und reiht sie so aneinander, daß sie zu erotischen Schilderungen werden. So hat auch der Rhetor D. Magnus Ausonius angeregt vom Kaiser Valentinian I. aus lauter vergilischen Versen und Versteilen seinen unter allen der klassischen Philologie beflissenen Jüng-

[1]) Das Geschlechtleben des ukrainischen Bauernvolkes. Von P. Tarasevskyj, Volodymyr Hnatjuk u. F. S. Krauss, I. (Leipzig 1909). S. 134, Nr. 177.

lingen ungemein beliebten Cento nuptialis verfaßt, dessen consummatio matrimonii an sinnlicher Derbheit dem japanischen Flickwerke nicht nachsteht.

Ausonius war gewiß nicht der erste Literaturfrevler, der sich so schändlich an einem großen Dichter verging und er blieb aber auch nicht der letzte. Ich besitze ein handschriftliches dramatisches Werkchen, das aus lauter bekannten Stellen unserer Klassiker zu einem obszönen Stückwerk zusammengeflickt worden. Zu erotischen Gedichten dieser Art mußte vornehmlich Schiller herhalten, dessen hochtönender Redeschwall zu derartigen Herabwürdigungen die kleinen Geister mit dem großen Gedächtnis leicht verführte.

Eine Verdeutschung des japanischen Flickgedichtes verfehlte hier seinen Zweck, weil unsere Leser mit den geplünderten japanischen Dichtern nicht vertraut sind und ihnen daher der Humor der falsch gesetzten Zitate entgehen müßte. Zum Ersatz, um die Manier des Expilators darzutun, soll hier eines von den vielen Stück- und Flickgedichten aus Schillerschen Versen dastehen. Es ist eine der japanischen gleichwertige literarisch-ethnographische Parallele:

Sie war nicht in dem Tal geboren —
Ihm gab der Lieder süßen Mund Apoll —
Errötend folgt er ihren Spuren —
Und in Poseidons Fichtenhain
Trat er mit frommem Schauder ein. —
Da tönte es von seinen Lippen:
Ist nur der Sarazen es wert? —
Wollust war auch dem Wurm gegeben —
Hier vollend ich's, die Gelegenheit ist günstig! —

Und an die Rippen geht des Mannes Herz —
Er tritt heran mit ungewissen Schritten —
„Will die freche Hand das Heiligtum berühren?“ —
Da ergreifts ihm die Seele mit Himmelgewalt —
Da zuckt es heiß und schwül durch seine Glieder —
„Ich will sie schauen, — schauen!“ —

Er rufts und hat den Schleier aufgedeckt —
Bis die Liebliche sich zeigte, —
Die den Menschen zu Menschen gesellt. —
Und den Gürtel wirft er und den Mantel weg —
Und schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif. —

Fest schaut er mit entzückten Sinnen —
Dann bückts sich hinunter mit liebendem Blick. —
Hell wiehert der Hippogryph und bäumt sich in prächtiger Parade —
Das Stäbchen taucht er ein —
Mit dem rötlich strahlenden Gipfel —
Sie senkt ihn in die zarte Ritze —
Sieh! da finden sie sich! —

Es führt sie Amor zusammen —
In das bescheidene Gefäß
Schließt sie Göttliches ein. —

Und die Räume wachsen
Und es dehnt sich das Haus —
Und sie rauschen herauf und sie rauschen nieder —
Und er rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß —
Nachbohrend bis ans Heft den Stahl. —

Jetzt im freudigen Bewegen
Werden alle Kräfte kund —
Sie bewegt sich, schwebt —
Ein wollüstig Ungeheuer! —
Es wächst des Mannes wilde Kraft. —

Wohl, nun kann der Guß beginnen —
Wachsend ohne Widerstand —
Springt unermüdlich ein lebendiger Quell —
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren —
„Das war Tells Geschoß!" —
Und der wilde Strom
Er wird zum Meere —
Des freut sich das entmenschte Paar! —
Doch endlich da legt sich die wilde Gewalt. —

Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe —
Leergebrannt ist die Stätte! —

Und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht:
Den Dank, Dame, begehr' ich nicht! —

Erst reinigt er das Heiligtum —
Und verläßt sie zur selbigen Stunde!

Das ist eines von den erträglichsten Flickgedichten, doch gibt es ihrer, die an Gemeinheit unfaßbares darstellen.

Die Vogelbilderreihe beruht auf japanischen Wortspielen. Jeder von den verschiedenen Vögeln wird in eine Beziehung zu der dargestellten Begattungstellung gesetzt. Derselbe ursprüngliche Gedanke, daß es die Menschen wie die Vögel machen, schuf frühzeitig in unserer Sprache das Zeitwort vögeln. Walther von der Vogelweide gebraucht es noch als feine, dichterische Umschreibung für die Beischlafausübung. Worte wie Menschen verfolgt das Verhängnis der Zeit und zerrt sie zuweilen in die Gosse hinab. Das ist auch das Schicksal der guten alten deutschen Worte vögeln, Zumpt und Voze, die nun in der schöngeistigen Literatur und in salonfähiger Gesellschaft den fremden Eindringlingen coire (koitiren!), penis und vulva weichen mußten. In den Anthropophyteia und hier auch bringe ich unser verfehmtes Sprachgut wieder zur Geltung und namhafte Gelehrte befolgen das Beispiel.

Unsere neuzeitliche mitteleuropäische erotische geschriebene und gezeichnete oder gemalte Literatur dürfte wohl die der Asiaten, sowohl an Umfang als an wissenschaftlicher Gründlichkeit weitaus überragen. Man vergleiche

dazu die Fundstellennachweise Karl Reiskels im II. B. der Anthropophyteia. Wenn die Japaner ihre nationale Kunst aufgaben, um sich an der europäischen zu ergötzen, so zeigen sie sich auch in der Erotik als lerneifrige Schüler europäischer Lehrmeister.

* * *

Die Sammlung von Abbildungen im Anhang dient nicht allein zur Bekräftigung meiner ethnologischen und folkloristischen Ausführungen und Stoffermittlungen, sondern gewährt manchen Studirenden einen erwünschten Nebengewinn als eine in solcher Vollständigkeit sonst nirgends vereinigte Reihe von Darstellungen zur Entwicklunggeschichte der japanischen Kunst von den primitivsten Anfängen an bis zu den höchsten malerischen Leistungen der Holzschneider. Daß es sich hier nur um Erotik handelt, ist blos für uns bemerkenswert, den japanischen Künstlern war jedoch eine solche Gebietabgrenzung abartig. Der eine Stoff galt ihnen gleichviel wie der andere. Paul Schroeder in Berlin war so liebenswürdig, zur Erhöhung des Wertes meines Buches aus seinen reichen Sammlungen 34 nur ästhetisch ganz einwandfreie künstlerische Blätter auszuwählen, die aber auch ethnologisch sehr anziehend zu nennen sind. Näher darauf einzugehen ist hier von Überfluß, zumal für die Kenner unserer Anthropophyteia-Jahrbücher, in denen alles steht, was noch zur Erklärung beizubringen wäre.

Zu den nur in der ersten Auflage erschienenen Bildern erhielt ich von Kunstkennern Zuschriften, aus denen ich mit Genehmigung der Verfasser jene Stellen aushebe, die auch für die Leser des neuen Buches von Wert sein können.

Schroeder: „. . . das Buch „Die Hochzeitreise“ dürfte von Kunisada oder aus seinem Kreise stammen. Es gehört zu den zeichnerisch schwächeren Arbeiteren dieses Verfallkünstlers, der von 1787—1865 wirkte. Von seiner Hand (oder aus seinem Kreise) stammt eine Unzahl von erotischen Holzschnitten, die in der Qualität sehr verschieden sind. Ich habe noch vor Kurzem ganz geschmackvolle Drucke gesehen, dann aber auch wieder ganz rohe, in unangenehmen scharfen Farben. Diese grobe Zeichen- und Kolorirweise tritt namentlich nach dem Jahre 1844, von wo an er sich übrigens Tojókuni II (nach seinem Lehrer Tojokuni) nennt, zu Tage.

Die Blätter, die ich Ihnen sandte, rangiren noch nahe an seine gute Zeit. Die „Hochzeitreise“ steht um eine Qualität tiefer, ist jedoch ethnologisch sicher sehr interessant. Die Serien, die dann in kleinem Formate folgen, sind alle ganz rohe Druckfolgen des XIX. Jahrh., die im Typus ganz allgemein an Kunisadas Arbeiten anklingen. Sie lassen sich keinem bestimmten Holzschneider oder Atelier (Schülerkreise!) zuweisen.

Die beste Serie ist die fälschlich Kitágawa Utámaro (1754—1806) zugeschriebene. Solcher farbiger Rollbilder existirt eine große Anzahl in Privatbesitz. Ich selbst habe schon mehr als ein Dutzend in verschiedener Qualität gesehen. Das vorliegende Exemplar ist dem Anschein nach recht gut erhalten (die Farben kann man ja nach der Autotypie nur schwer beurteilen, doch scheint es sauber kolorirt zu sein), recht gut gezeichnet und geschmackvoll dekorirt. Es ist unzweifelhaft auf einen primitiven Meister der Richtung Morónobus oder gar auf ihn selbst in der Grundidee zurückzuführen. Ob es aber wirklich im XVII. Jahrhundert von einem Primitiven gemalt wurde,

läßt sich ohne genaue Besichtigung schwer feststellen. Jedenfalls geht es, wenn auch später — im XVIII. Jahrh. — oder in unserer Zeit kopirt oder frei verfertigt, auf den frischen Stil und die Farbe des XVII. Jahrh. zurück.

Von Morónobu (1645—1715) selbst besitzen wir nur kräftige Schwarzdrucke mit sehr sparsamer Handkolorirung. — Die beste Unterschrift wäre also: „Rollbild, in Wasserfarben bemalt, aus dem XVII. Jahrhundert, im Stile des Morónobu".

Paul Walter in Rixdorf: „Die Bilder ohne Worte sind zweifellos ein Werk von Hishikawa Moronobu 1625—1695. Dies geht schon aus Tracht und Haarfrisur hervor. Morónobus Bilder sind immer Schwarz-Weiß-Drucke, doch oft koloriert, meist in sehr zarten Tönen. Der japanische Zeichner malt erotische Bilder nur in der Tracht seines Zeitalters. Tracht etc. ist diejenige von 1680. Utamaros Frauen sind schlank, das Gesicht unverhältnismäßig lang; es sind ohne Ausnahme Kurtisanen, also Yoshiwara-Frauen, während Moronobu Familienszenen zeichnete. Moronobus Frauengestalten sind feist, üppig und untersetzt, eben die japanische Rasse des XVII. Jahrhunderts.

Die Tafeln „Traueninseln" sind gewiß von einem Schüler Hokusais gemalt worden. Es ist ganz seine Schule, aber nicht der geniale Pinsel des Meisters. Das Original diese Rolle habe ich selber gesehen.

Die „Gespenstergeschichte" ist das Werk eines Stümpers. Genial sind die Zeichnungen der „Vögel".

Die „Hochzeitreise" ist höchst wahrscheinlich ein Werk Haronobus oder eines seiner Schüler".

Karl Amrain in S.: „Viele Bilder lösen einen Reiz auf das Zwerchfell aus, so daß man hell auflachen muß, z. B. Froschkönig, Gespenstergeschichte. Einzelne Bilder möchte ich mir fast selber wünschen wegen der schönen Sujets, z. B. Abschied von der Ehegattin, insbesondere aber Flucht der Männer von der Fraueninsel, die in Farben wundervoll wirken dürfte. Flucht der Männer und Trauer der Frauen könnte fast Klinger radirt haben.

Bei all dem erotischen Geist des Bildermaterial fiel mir auf 1) die Enthüllung der Brüste geschieht viel seltener als vielmehr die Verhüllung. 2) Küsse [Zungenküsse] zeigen nur vier Tafeln. 3) Auflösung des Kopfhaares nur auf zwei Bildern, sonst durchwegs Betonung der Haartracht".

Zur „Orgie" in der Rolle von der Fraueninsel schreibt Dr. Oskar Münsterberg: „Ich möchte Ihnen doch raten, der Kritik die Berechtigung zu entziehen, indem Sie bei der Auswahl nur solche Bilder bringen, die künstlerisch wertvoll sind und der Folklore entsprechen. Die Orgie ist eine wüste Exportarbeit für Europa und darf in einem wissenschaftlichen Werke nicht ernsthaft behandelt werden, da es wahrscheinlich gar nicht japanischer Sitte entspringt, sondern ebenso wie der bekannte Tanz mit Auskleidung nur für den Europäer und seine geile Phantasie geschaffen ist. Wie der Chinese niemals den nackten Fuß, sondern stets den Stiefel liebt, so liebt der Japaner stets die bekleidete Frau".

Ästhetik, Kunst und Kritik hoch in Ehren, es fragt sich aber, ob und welches Recht mir, dem Ethnologen zusteht, ein Bild aus einer nachweislich echten und alten japanischen Rolle zu unterdrücken? Prof. Karl von den Steinen erzählte mir, die Sage von der Fraueninsel sei unter den Südseevölkern stark verbreitet und er verfolge ihren Ausbreitungkreis. Es ist daran zu erinnern, daß auch die hellenische Dichtung von der Frauensinsel vielfach berichtet, allwo die ausschweifendste Sinnlichkeit Orgien feierte. Die Frauen-

insel ist ihrem Wesen nach identisch mit dem südslavischen Vilenreich auf dem Festlande im dicken Walde. Die Orgie im besonderen deckt sich mit den Spintria eines Tiberius [1]), wozu man das Bild in meiner Dulaure-Ausgabe vergleichen mag; sie kehrt bei den Indern und Chinesen wieder und wird auch wahrhaft künstlerisch von Italienern des Cinquecento variirt. Sie begegnet uns in sehr vielen Fassungen bei Malern bis auf unsere Tage, und nur die japanischen Zeichner sollten vor einer solchen Darstellung zurückgeschaudert sein? Wenn sie nicht von selbst auf den exzentrischen Einfall gerieten, was doch wahrscheinlich ist, so hatten sie, was noch wahrscheinlicher ist, chinesische und indische Vorbilder in Menge gesehen. Übrigens weist unsere Sammlung außer dieser Gruppe noch mehrere ganz unbekleidete Frauengestalten auf. Die Nacktheit an sich erschien ja, wie ich dies in der Einleitung darzulegen versuche, dem Japaner niemals anstößig, weil sie ihn gar nicht aufregte. Darum wiederhole ich das Bild auch in der Neuauflage als ein folkloristisch nicht überflüssiges Beweisstück, mag es künstlerisch immerhin den geringsten Wert beanspruchen können.

Zur Erläuterung des altjapanischen Ärzteschwertes wiederhole ich die Worte J. Schedels [2]):

Vor der Staatumwälzung in Japan im vorigen Jahrhundert, die so vielen alten Sitten und Gebräuchen im Reiche des Mikado ein Ende bereitete, war das Tragen von Schwertern eine allgemeine Sitte und mit Ausnahme der Mönche, Krämer und Bettler trug jeder Mann sein Schwert oder deren zwei Den japanischen Ärzten war jedoch nur ein hölzernes Schwert, „Bokuto“ genannt, erlaubt. Solche Ärzteschwerter waren sehr mannigfaltig und zuweilen etwas sonderbar in der Form. In der Mehrzahl waren sie allerdings ganz flach, hatten auch oft die Eigenschaften einer Lanzette und mancher Arzt trug einfach ein Messer in der Scheide zum Schneiden der Drogen. Eine der sonderbaren Schwertformen gibt unsere Abbildung. Das Schwert (27 cm lang, 4 cm breit) stellt ein plattgedrücktes männliches Glied dar. Es ist mit feinem rotbraunem Lack überzogen. Das obere Ende die pubes imitirend, feingestrichelt schwarz. Die vena pudenda springt an einer Stelle frei aus dem Schaft heraus zum Durchziehen der Schwertschnur. Derartige Schwerter sind sehr selten und nur in wenigen Museen vorhanden. 1905 gelangte das anthropogische Institut in London in den Besitz zwei solcher Bokuto. Das abgebildete Original ist in meinem Besitz.

* * *

Die Ästhetik muß ich als Folklorist bei allen meinen Ausführungen ausschalten, und doch nötigt mich der Widerspruch, in dem sich die Kunstkenner in ihrer Bewertung der Bilder befinden, zum Schluß dieses Abschnittes zu einer Darlegung ästhetischer Art. Ich erhebe keine Anwartschaft auf den Namen eines Bildersachverständigen, indeß habe ich in meinem Leben unendlich viele Menschen und Bilder geschaut, erhöhte Schönheitfreude daraus für mich gewonnen und über manches auch oft nachgedacht. Meiner Auffassung nach liegt die Sache für uns europäische Kulturmenschen so:

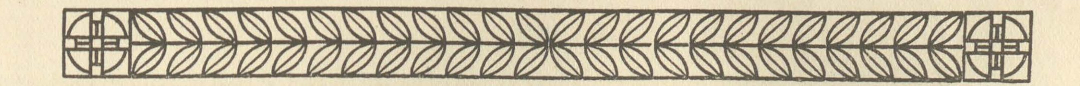
---

[1]) Vrgl. Antonii Panormitae Hermaphroditus. Apophoreta von C. Fr. Forberg, hsg. v. Fr. Wolff-Untereichen, Leipzig 1908, S. 328—332 und dazu die Bilder XVII—XX im Eikosimechanon (der Beilage).

[2]) Anthropophyteia VI. S. 92.

Während sich bei uns der sinnliche Vermittler des Ausdrucks vorzugweise in den Gesichtzügen darstellt, ist er bei Japanen und den Alten, d. h. bei den Ägyptern, Assyrern, Chinesen, Indern, Römern, Hellenen und dann bei allen primitiven Völkern über die ganze Gestalt verteilt. Was bei ihnen davon im Gesichte erscheint, steht gewöhnlich in gleicher Reihe mit den übrigen leiblichen Merkmalen, und darum lassen uns ihre Bilder unseren Kunstwerken gegenüber gehalten gleichgiltig, wie die Puppenbilder unserer Damenmodeblätter. Unsere künstlerischen Darstellungen bringen uns in nächste Fühlung mit dem inneren Empfinden der abgebildeten Person, sie eröffnen uns einen Einblick in ihr eigenstes Fühlen und Denken und sie wirken deshalb unmittelbar auf uns ein; die Alten, die Japaner und die primitiven Völker schildern uns dagegen förmlich Sammelbegriffe von Gruppen, deren Vertreter das Bild sein soll. In der feinen Betonung des Gesichtes als des Spiegels der Persönlichkeit oder Seele beruht unser künstlerische Fortschritt, so daß uns gewohnheitmäßig die Ablenkung auf andere enthüllte Körperteile stört. Man bezeichnet diese dunkle Empfindung recht unpassend als eine Verletzung unseres Schamgefühls, während sich eigentlich doch nur unsere für durchgeistigte Schönheit ausgebildeten, verfeinerten Sinne daran stoßen mögen.





XVII.

Schlusswort.

Vorn vor der Karlkirche in Wien ragen rechter Hand, linker Hand zwei riesige Hohlsäulen himmelan. Vom Sockel bis zur Spitze winden sich schneckenartig um jede Säule Reliefs mit Darstellungen aus dem Leben des Heiligen und das Ende krönt eine gewaltige Laterne. Große Baukunstkenner erklärten in ihren Kunstgeschichten diese und sonst vor Kirchen angebrachte gleichartige Säulen als einen höchst überflüssigen und geschmacklosen Schmuck.

So oft ich die Säulen und die Kirche erblicke, überkommt mich ein Gefühl scheuer Ehrfurcht; denn der Anblick ruft mir in Erinnerung, daß, wie Lukianos in seiner Schrift von der syrischen Göttin dies bezeugt, noch vor zwei Jahrtausenden vor syrischen Tempeln riesige Zumpte aufgestellt gewesen[1]), daß dieser Kult verständnisvolles Begreifen und kunstsinnige Nachahmung im alten Rom gefunden und daß unsere modernen Architekten und frommen Kirchenfürsten den altheidnischen Baustil ins christlich erhabene zu übersetzen wußten. Wie vor japanischen Stifthütten, so halten auch vor der christlichen Karlkirche in Wien Zumpte heilige Wacht, doch, in Japan kennt man ihre Bedeutung, bei uns ergründet sie erst der Ethnolog.

Japan ist das Land urgeschichtlicher Überlebsel der Völkergedanken, Bei uns ist der Baumkult und Zumptkult nahezu bis zur Unkentlichkeit verblaßt, die Japaner haben beide Kulte zu Stützen ihrer Religion entwickelt. Bei uns ist, wie Albert Hermann Post sagt, alles verfallen, was vom Volkgeiste klar und fest organisirt war. Statt dessen sehen wir in ein gärendes Chaos kämpfender sozialer Strömungen, die oft nur sehr nebelhaft den Weg erkennen lassen, den die Völkergeister einschlagen werden. Der sorg- und harmlose Lebensgenuss weicht in Japan jählings und unvermittelt der nervenzerrüttenden kapitalistischen Wirtschaft, die das alte Volktum entwurzelt, weil der Bauer der Scholle entfremdet und als Lohnarbeiter in die Industrie getrieben wird. Eine dreitausendjährige, in sich harmonisch entwickelte einheimische Kultur bricht zusammen. Japan ist ein kriegerischer und ein Großhandelstaat geworden, der bald mehr an Exportwaaren produziren wird, als sich davon mit Nutzen absetzen läßt. Darauf folgt ein wirtschaftlicher Krach, wie man einen solchen im fernen Asien vielleicht noch nie erlebt hat.

---

[1]) Vrgl. Dulaure, Die Zeugung usw. von Krauss, Reiskel u. Ihm. S. 38 ff.

Graf Inouye, der vor 42 Jahren am meisten an der Europäisirung Japans mitwirkte, merkte im Greisenalter, daß er damit ein Verhängnis über sein Vaterland heraufbeschworen und wie tiefe Reue darüber klingt es aus seinen Worten heraus: „Es ergab sich nun die eigentümliche Situation, daß die höheren Volkklassen viel schneller die Bahn des Fortschrittes durchmaßen als die unteren, und daß sich das Skelett eines modernen, zivilisirten und komplizirten Staatsystems aufgebaut hatte, ehe die Muskeln und Sehnen Zeit hatten, sich in Übereinstimmung mit ihm zu entwickeln“[1]. Ersetzt man das Wort „Fortschritt“ mit „Zersetzung“ und das Wort „Skelett“ mit „Holzbau auf Sandboden“, so wird das Bild viel anschaulicher und den wirklichen Verhältnissen der Gegenwart Japans entsprechender. Vorläufig leidet Japan an der Verstädterung mit allen damit verbundenen Übelständen. Die Japaner sind keine Umstürzler und Zerstörer, wie dies die Ausgestaltung der Yoshiwaraeinrichtungen beweist, doch alle die Yoshiwaras zehren vom Elend des Weibes. Verstünden es die führenden Geister in Japan, aus der heimischen Folklore die Eigenschaft ihres Volkes zu erfassen, so sorgten sie mit allergrößtem Eifer für die Erhaltung und Stärkung jener Kräfte, die schon Jahrhunderte lang vor der Restauration die Bewohner der vielen Eilande zu einem in sich mächtigen Volke vereinten. Das muß und wird geschehen und dann wird auch das Weib als Mutter wieder wie einst zu Ehren und Ansehen gelangen. Die Frau ist es, die ein unüberwindliches Volktum schafft. Im Gedeihen und Glück seiner Frauen beruht die wahre Kultur und die Zukunft des japanischen Volkes.

---

[1]) Unser Vaterland Japan, Leipzig 1904, S. 292.



Rezensionen über die I. Auflage.

Österreichische Ärzte-Zeitung. Wien 5. Okt. 1908. Nr. 19. S. 362f.:

Dr. Friedrich S. Krauss, „Das Geschlechtleben in Glauben, Sitte und Brauch der Japaner". II. Band der Beiwerke zum Studium der Anthropophyteia. Leipzig, 1907.

Mit diesem Werke wird uns ein umfassendes Bild des Geschlechtlebens des aufstrebenden japanischen Volkes geboten. Dem Autor muß es als ein ganz besonderes Verdienst angerechnet werden, daß nicht etwa die flüchtigen Schilderungen eines wissenschaftlich erscheinen wollenden Reisenden vorgeführt werden, sondern daß er eigenes gründliches Studium durch emsige Zusammenstellung der reichen Literatur über diesen Gegenstand entschieden noch vertieft hat. Und das mußte sein, da naturgemäß die Anschauung der einzelnen Forscher eine subjektive, oft viel zu einseitige war. Erst die vorurteillose Zusammenstellung läßt es zu, ein objektives Bild zu fassen. Dieses Thema ist gerade für den Arzt ein sehr wichtiges. — Das Geschlechtleben beeinflußt die Gesundheit und das Wohl der Menschheit in entscheidender Weise. Daß ein solcher Trieb zur Ausschreitung führen muß, ist erklärlich. Krauss zeigt uns aber, wie angebliche Orgien tief im althergebrachten Glauben und in Umgangsitten der Völker eingewurzelt sind. Es ist überhaupt nicht leicht, eine obere Grenze für die Betätigung des Geschlechttriebes festzustellen, individuell treten große Schwankungen auf, ebenso machen sich temporäre Einflüsse geltend. Daneben aber sind es ererbte Fähigkeiten von Rassen, die bestimmend wirken. Ist nun der Japaner etwas exzessiv geschlechtlich veranlagt? Gewiß nicht, soweit wir den vorzüglichen Ausführungen des Autors folgen. Nun hat sich das japanische Volk eine gesunde Anschauung der Dinge bewahrt, die den meisten abendländischen „Kulturvölkern" verloren gegangen ist. Der Japaner macht eben aus dem Beischlafe kein solches Wesen wie wir und das freie Leben, die Unbewußtheit der Nacktheit erheben ihn entschieden über uns, die wir hinter der Bekleidung stets nach den Körperformen wittern. Auch das homosexuelle System, das in Japan kastenweise zur hohen Blüte gelangt ist, bespricht Autor eingehends. Man kann darüber denken wie man wiil, Schaden hat es sicherlich nicht gebracht. Eine Inhaltangabe ist wohl überflüssig bei einem Buche, das jedem Forscher nach dem Urquell unseres Lebens dringendst empfohlen werden kann. Unsere Dunkelmänner werden wohl das Werk verdammen, über die ausgezeichneten drastischen Abbildungen das Anathema verhängen, eine bessere Empfehlung kann der Autor auch durch die lobendste Kritik in den Augen der Menschen mit gesunden Sinnen sich nicht verdienen. Je minutiöser die einzelnen Phasen des Geschlechtverkehres bei den verschiedenen Rassen beobachtet werden, desto eher wird es gelingen, diesen in normale Bahnen zu bringen, der Menschheit zu bieten, was ihr frommt, die Gefährdung auf einen Mindestgrad herabzusetzen. Es wäre nur zu wünschen, daß der Verlag keine Mühe scheue, ähnliche gediegene Kenntnisse auch von anderen Völkern zu verbreiten, und die Hoffnung auszusprechen, daß der Stoff in gleich sachlicher und spannender Art verarbeitet werde, wie ihn Krauss mit Bezug auf die Japaner mit glücklicher Hand angepackt hat.

Fürth.

Revue des Études Ethnographiques et Sociologiques. T. I (1908) Fasc. 2. pp. 114—115:

Friedrich S. Krauss. Das Geschlechtleben in Glauben, Sitte und Brauch der Japaner. — 4°, 161 pages, LXXX planches, Leipzig, 1907, 30 marks.

(L'étude de la signification sociale de la sexualité a fait ces années dernières des progrès importants grâce aux efforts combinés de savants divers par leur spécialité ordinaire: Havelock Ellis avant tout psychologue et médecin, Fr. S. Krauss, bien connu comme folk-loriste et ethnographe, pour ne citer que les auteurs de travaux d'ensemble; des périodiqnes comme le Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen et l' Anthropophyteia traitent spécialement des questions sexuelles considérées du point de vue ethnographique et sociologique, mais non plus seulement théologique, éthique ou médical. Co point de vue ayant acquis enfin la suprématie, on s'étonne qu'il ait fallu attendre jusqu'au début du XXe siècle pour que cette idée très simple, et naturelle, soit venue aux savants de considérer les effets sur la vie sociale de la fonction de reproduction avec la même indépendance de jugement qu'on avait fait jusqu'ici des effets sociaux de la fonction de nutrition.

La période actuelle de l'étude sociologique de la sexualité se caractérise, on s'y attend, par la mise en ordre et l'explication plus ou moins approfondie des documents ethnographiques accumulés, plutôt au hasard, par les observateurs antérieurs. Ensuite seulement pourront venir des enquêtes systématiques dont l'objet sera d'abord de combler les lacunes d'information signalées par les travaux parus dès maintenant. En ce sens la présente monographie de Fr. S. Krauss est d'une grande utilité: on y constate que la vie sexuelle a pris au Japon une grande variété de formes, lesquelles sont ici décrites, mais dont on ignore les effets profonds sur l'organisation sociale. Ainsi le chap. III est consacré à la filiation masculine et à la famille patriarcale: mais les documents sont si rares et si peu détaillés qu'on ne peut se rendre un compte exact de l'évolution de cette institution au Japon. De même Fr. S. Krauss a réuni dans le chap. IV documents qni se rapportent à l'union temporaire où il veut voir une survivance du matriarcat, théorie que cependant il est ausi impossible de démontrer que de nier. Le Ve chap. est consacré à l uranisme, le VIe donne la description des divers procédés et instruments employés pour l'obtention du plaisir solitaire, le VIIe est une intéressante étude de l'art érotique populaire, etc. La sexualité a joué un rôle considérable dans l'art japonais et sans jamais aucune arrière-pensée " perverse „, l'acte sexuel étant pour les Japonais un acte normal, qu'on peut, qu'on doit même varier; les organes sexuels, des organes dont on doit affiner la sensibilité, tout comme en Europe on raffine l'acte de nutrition; mais le " gourmet „ sexuel chez nous est d'ordinaire méprisé et honni.

Enfin la conclusion du livre est une étude dn rôle sexuel du renard dans la littérature populaire japonaise. Comme illustrations, comme descriptions et comme explications générales, dénuées de tout préjugé éthique ou théologiquc, le livre de Fr. S. Krauss est de premier ordre. Le seul point sur lequel il fait, je crois, fausse route — en suivant d'ailleurs Buckley (de Chicago) — c'est quand il parle, chap. II, du culte soi-disant rendu par les Japonais aux organes sexuels de l'homme et de la femme. Mais les arguments qu'il donne, à propos des bornes phalliques entre autres, ne valent pas mieux que ceux qu'on apporte en faveur d'un culte du phallus dans l'antiquité classique à propos des hermès et des priapes. Bien mieux, les faits qu'il cite, et ceux fournis par M. Buckley, prouvent nettement que les rites japonais sont, comme l'avait bien vu Aston, magiques et pas autre chose: on utilise rituellement la representation des organes sexuels pour obtenir de la nature l'exécution de la fonction à laquelle ils répondent, fonction de fécondation et de reproduction des plantes, des animaux et des hommes. Il va de soi que ces ex-voto sexuels ne sont pas l'indice d'un culte phallique. L'introduction du livre est d'ordre comparatif.

Les planches, quelques-unes d'une fantaisie déconcertante montrent comment les Japonais ont réussi à rendre esthétique la représentation même des actes les plus charnels: dans l'un des " livrets de fiancée „ il y a des paysages de fond qui correspondent à l'etat d'âme, si je puis dire, des acteurs; dans un autre, l'état d'âme se marque par les diverses contorsions autour de son perchoir, d'un perroquet, et le livret s'appelle " Les oiseaux „ ; le plus intéressant, comme combinaison de réalisme dans les acteurs et d'idealisme dans les paysages, est le livret intitulé „L'île des Femmes „.

A. van Gennep.

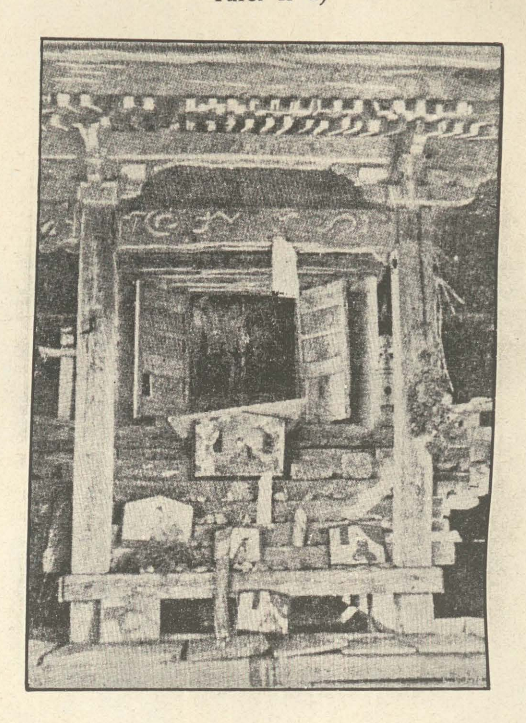
Schlagwörter.

Tafel I



Zu Seite 29. **Eine Miya.** Davor in Stein männliche und weibliche Geschlechtteile und Gestelle mit Opfergaben aus Papier, darauf Pferdebilder. — Nach einer Aufnahme von Dr. E. Buckley.

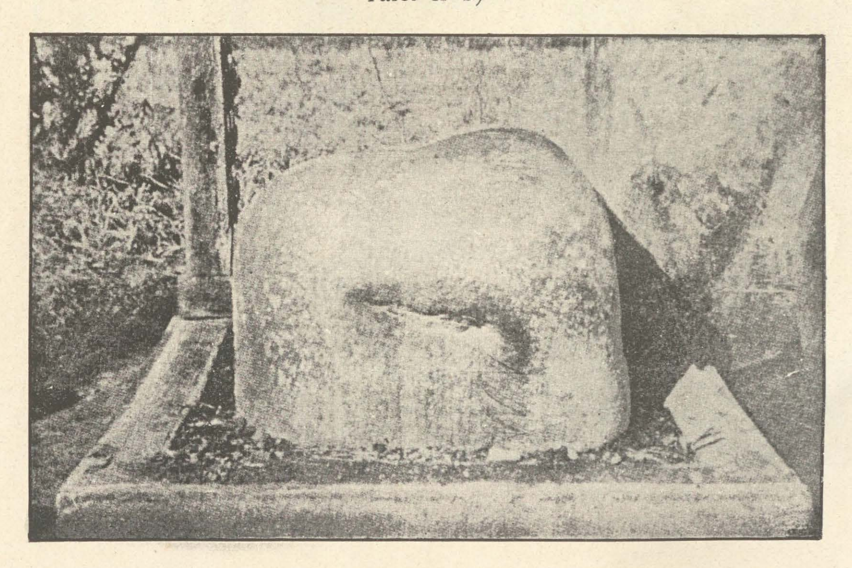
Tafel II a)



Phallusschrein in der Nähe der Regierungswerfte von Yokosuka.

Nach einer Aufnahme von Josef Schedel.

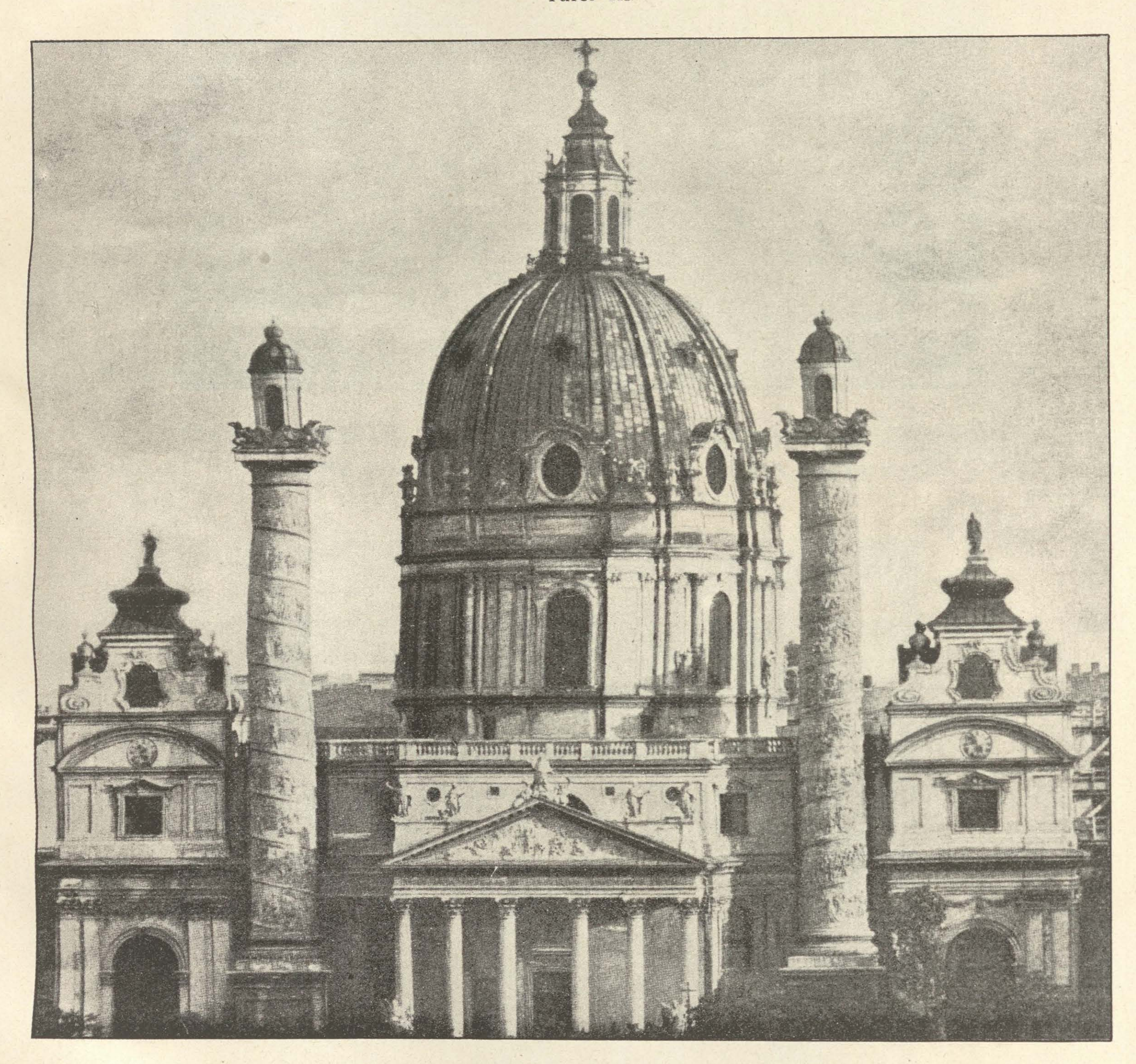
Tafel II b)



Weiblicher Geschlechtteil; Naturspiel aus Stein, vor einer Stifthütte.

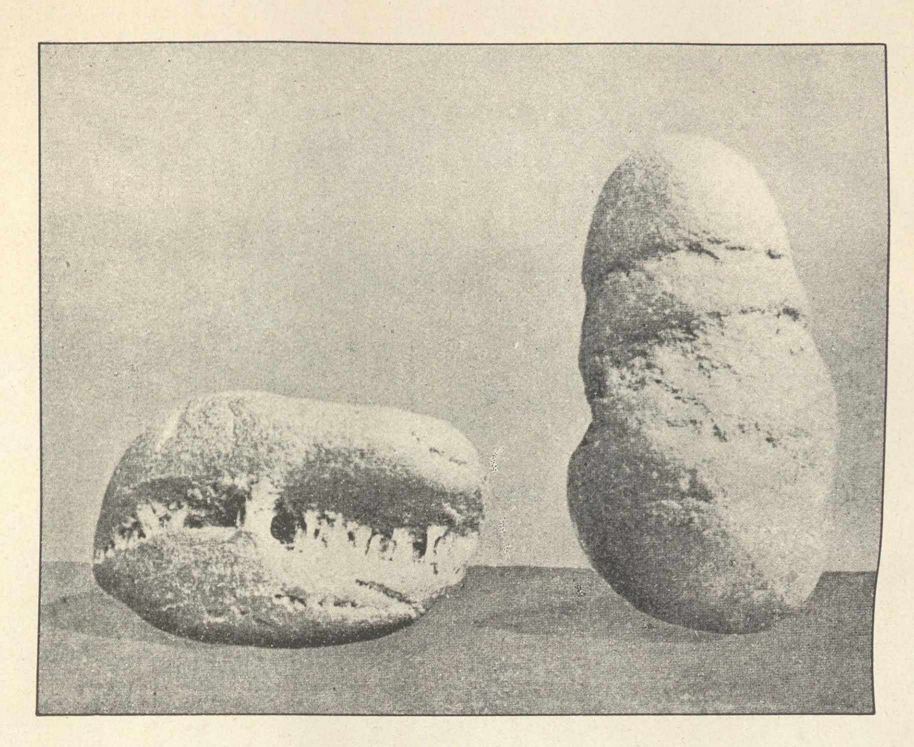
Nach einer Aufnahme von Josef Schedel.

Tafel III

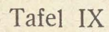


Zu Seite 141. **Ansicht der Karlkirche in Wien.** — Originalaufnahme des K. K. Hofphotographen Charles Skolik in Wien.

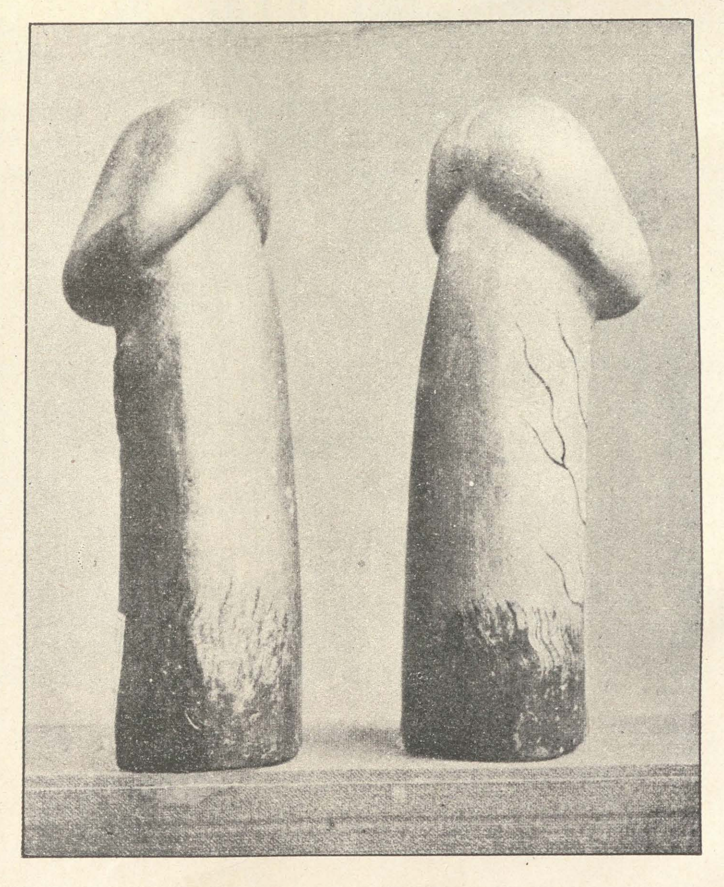
Tafel IV



Zu Seite 33 ff. **Naturgebilde, die man als weibliche und männliche Geschlechtteile ansieht und auf Altären in Stifthütten aufgestellt hatte.**

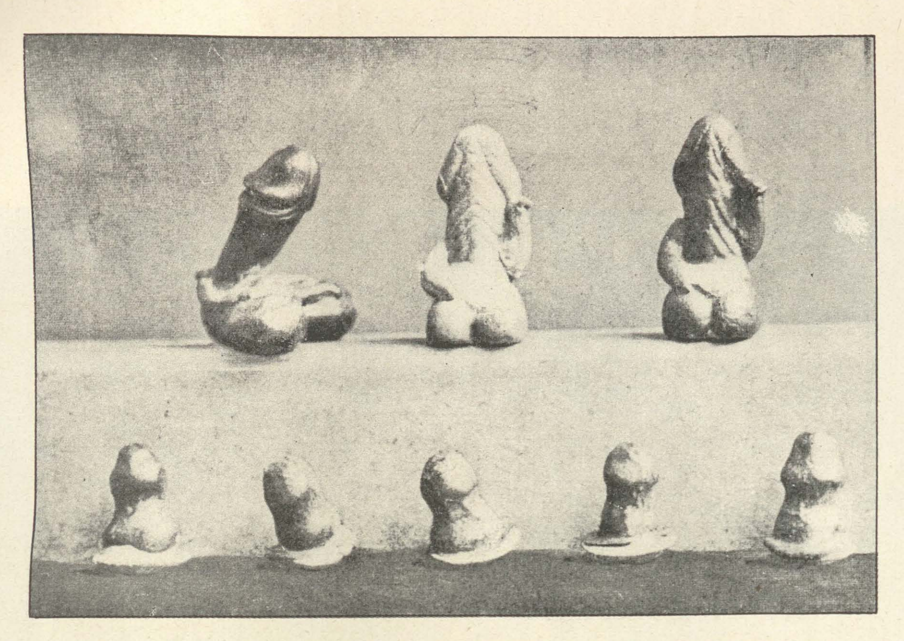


Tafel IX

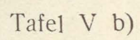


Zu Seite 114 f. **Zumpte aus einer Zelluloidartigen Masse zur Selbstbefriedigung.** Ein Drittel der natürlichen Größe.

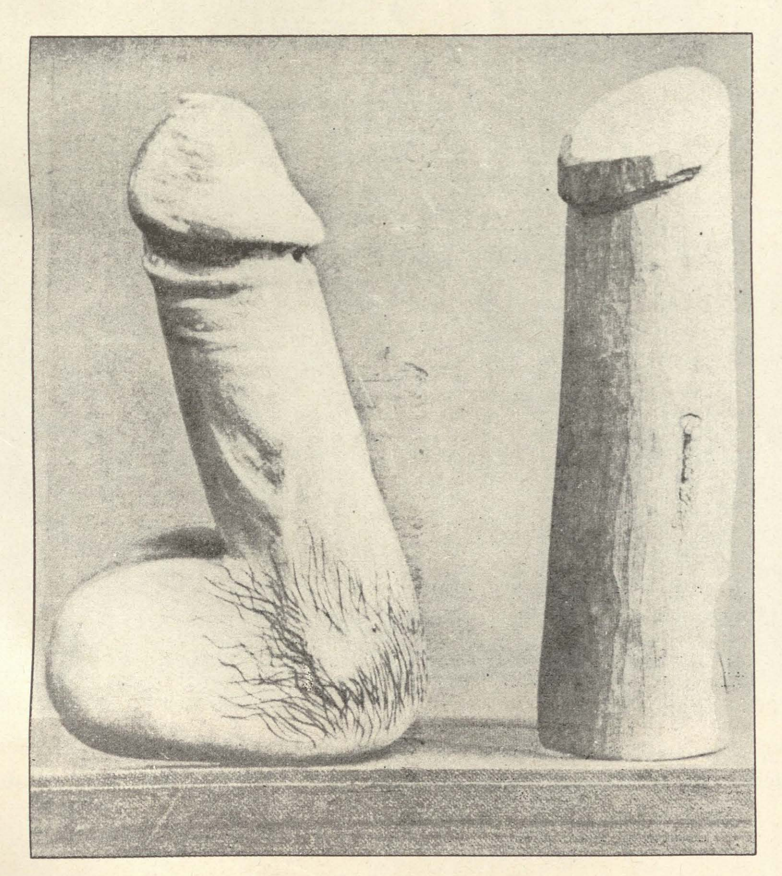
Tafel V a)



Zu Seite 49 f **Acht bronzene Zumpte aus Tokio als Votivgaben auf Altären in Stifthütten.**



Tafel V b)



Zu Seite 49. **Hölzerne Zumpte als Votivgaben auf Altären in Stifthütten.**



Zu Seite 69. **Eine Oiran, Stundenehefrau, in Tokio, in vollem Staat auf Männerfang ausgehend.** — Nach dem Bilde eines japanischen Malers aus dem Jahre 1903.

Tafel VII

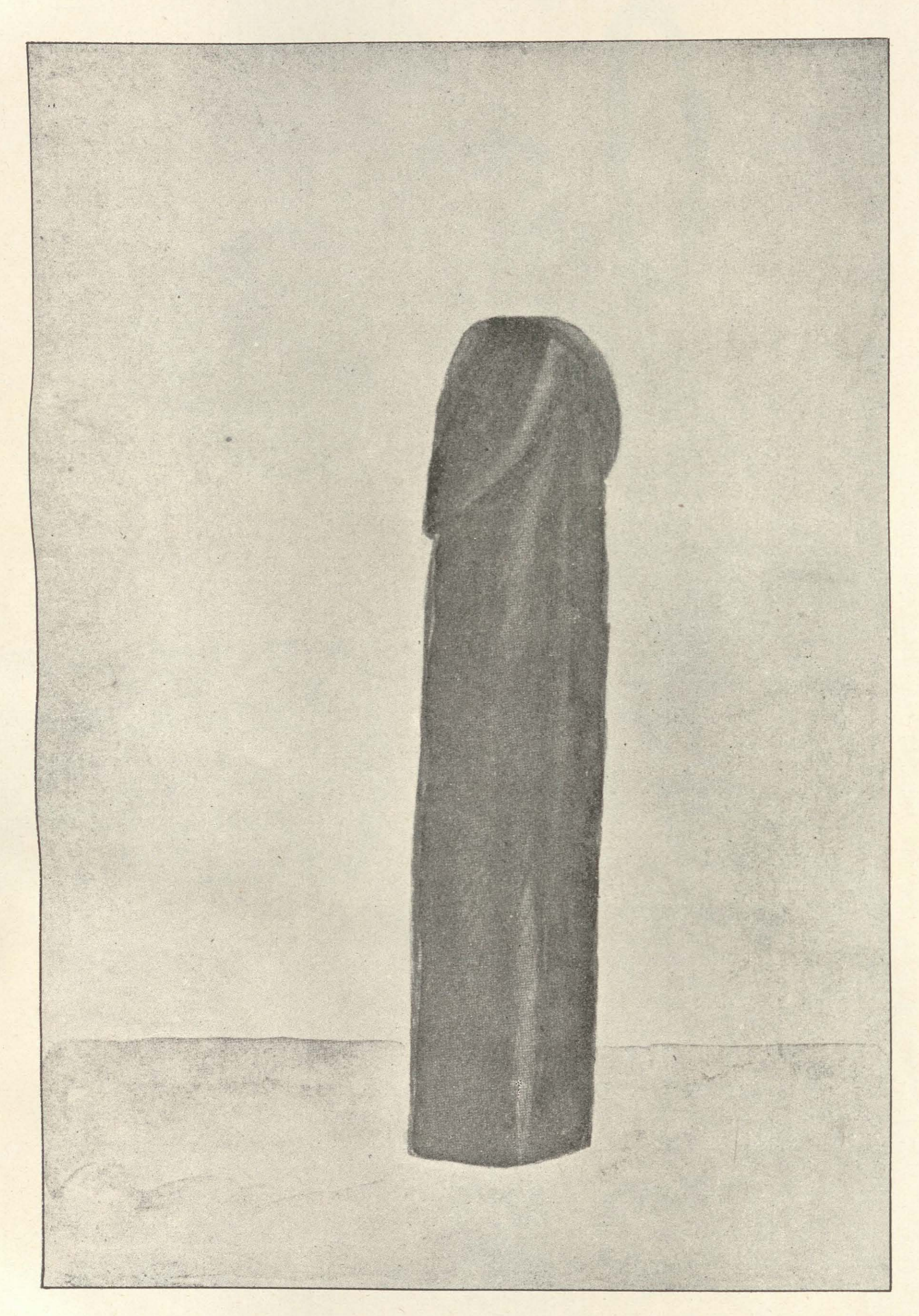


Zu Seite 113 f. **Zumpt aus Papiermaché.** Marktware. Innen hohl.
Ein Sechstel der natürlichen Größe.



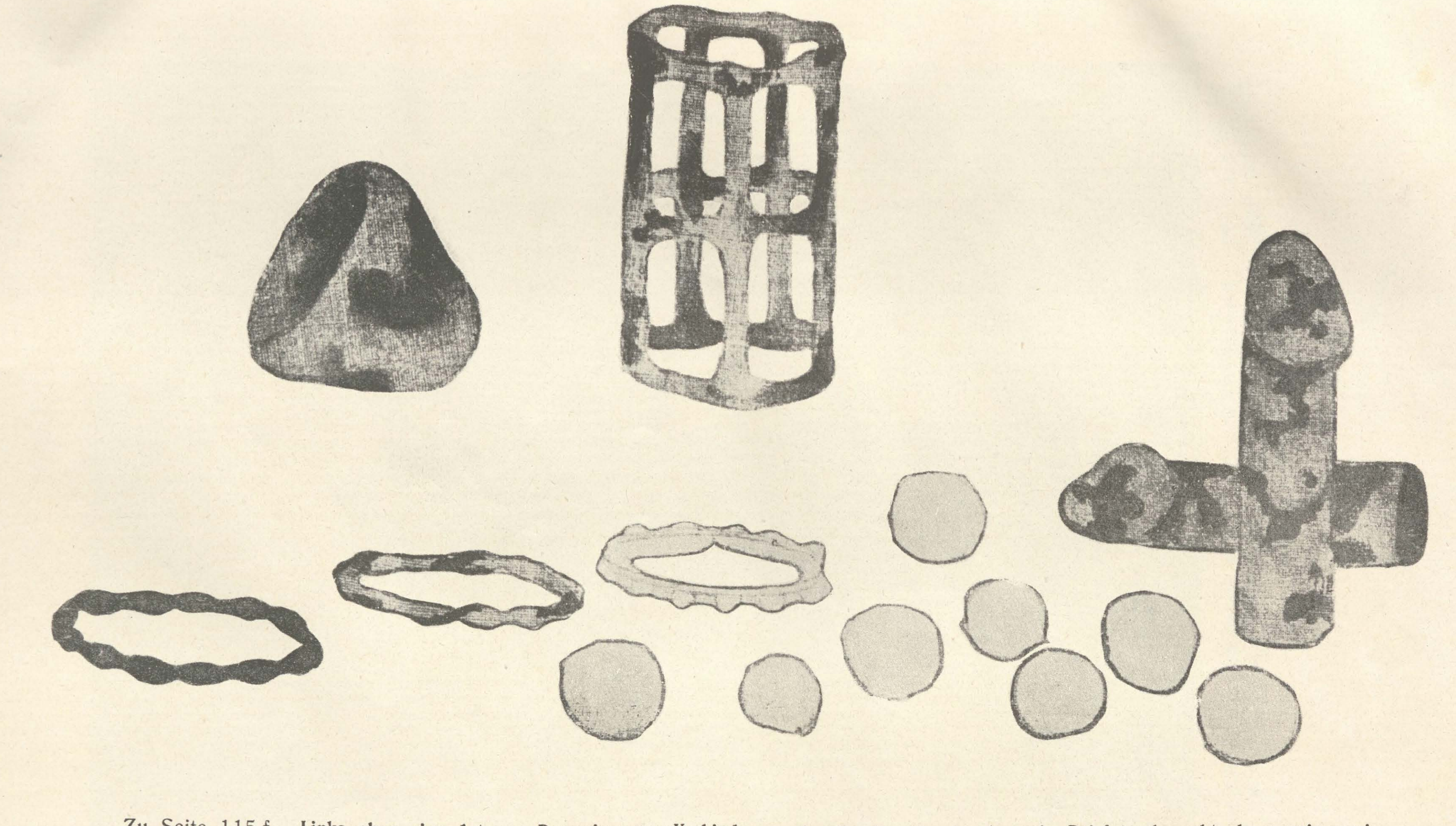
Zu Seite 113 f. **Zumpt aus Papiermaché.** Marktware. Innen hohl. Ein Viertel der natürlichen Größe.

Tafel X



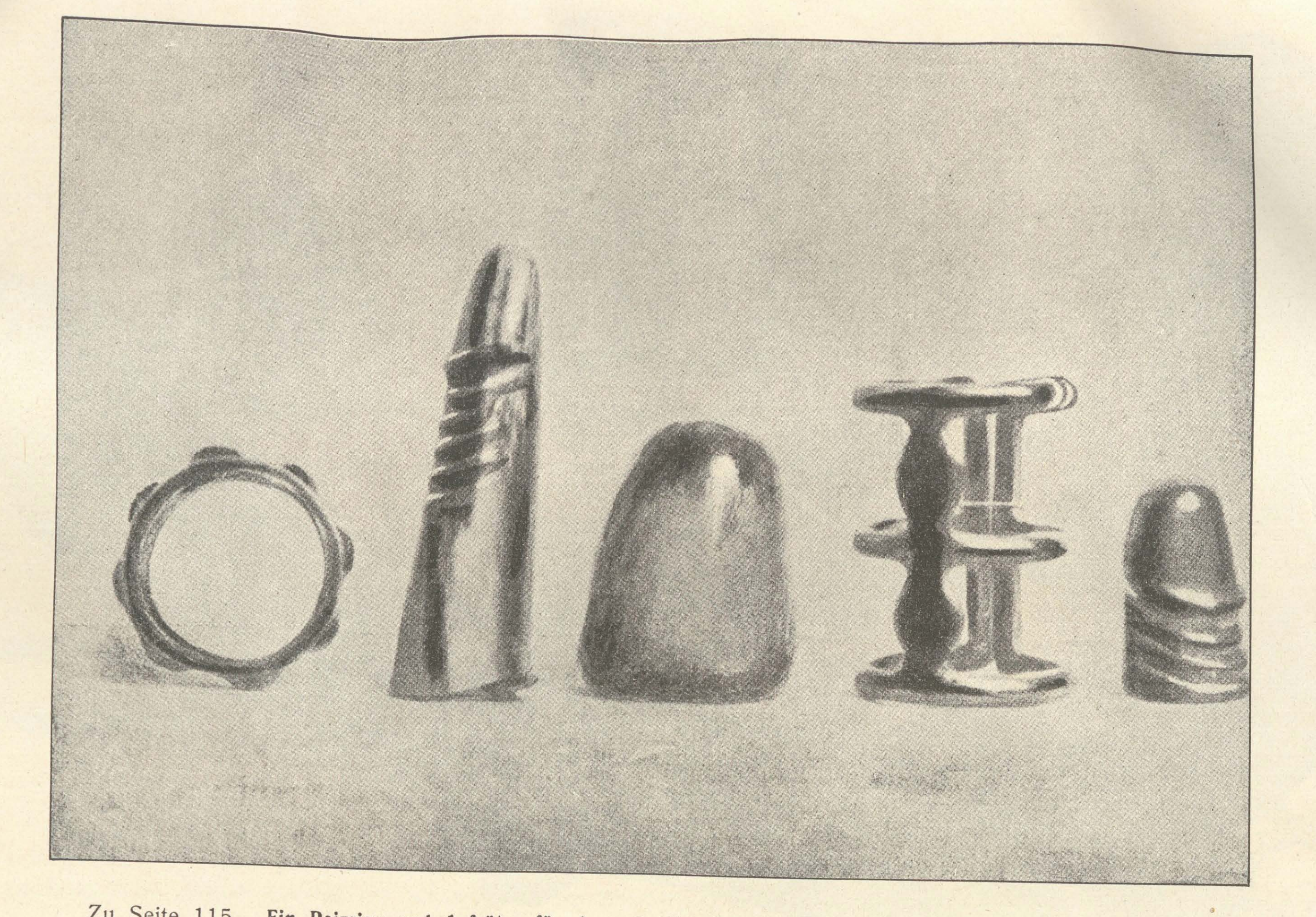
Zu Seite 114. **Ein massiver Zumpt aus rotem Siegelwachs, für Frauen zur Selbstbefriedigung.** Um ein Drittel im Bild verkleinert.

Tafel XI



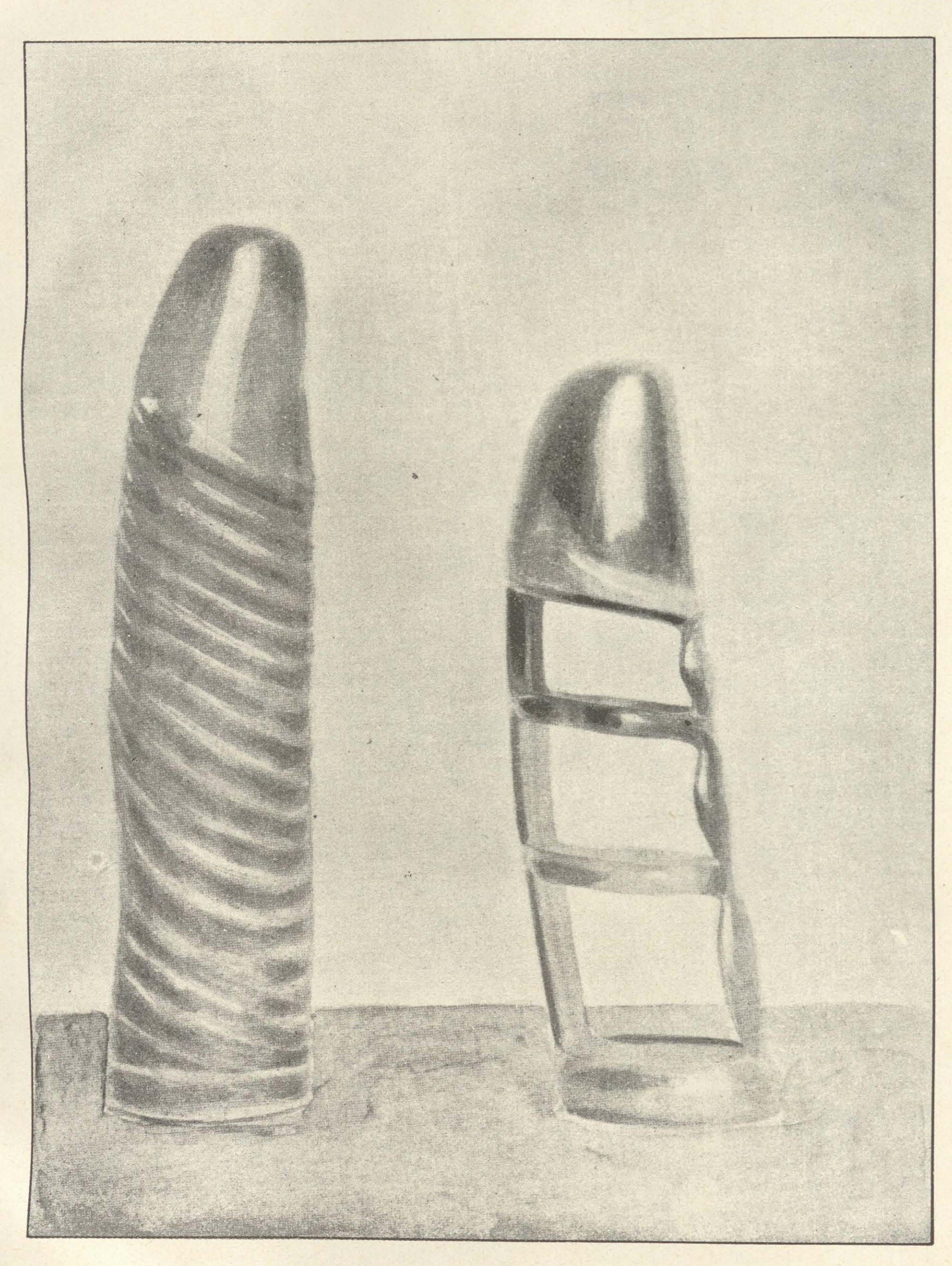
Zu Seite 115 f. **Links oben eine Art von Pessarium zur Verhinderung der Empfängnis, daneben ein Reizfuteral, rechts kreuzweis zwei Godmichés, unten drei Reizringe und acht Reizkügelchen.**

Zu Seite 115 f. **Ein Zumpt zu einsamer Selbstbefriedigung und ein Doppelzumpt für ein Urnindenpaar.**



Zu Seite 115. **Ein Reizring und Aufsätze für das männliche Glied.** Aus Horn gedrechselt. Um ein Drittel verkleinert.

Tafel XIV



Zu Seite 115 f. **Aus Horn angefertigte Zumpte zur Selbstbefriedigung der Frauen.**
In natürlicher Größe.

Tafel XV



Zu Seite 123. **Ein Fischgott verjagt eine dem Geschlechttrieb fröhnende Gesellschaft. — Ein Frühlingbild.**

Zu Seite 126. **Ein Frühlingbild für reiche Leute.** Die Vorlage auf Seide sechzehnmal größer.

Tafel XVII

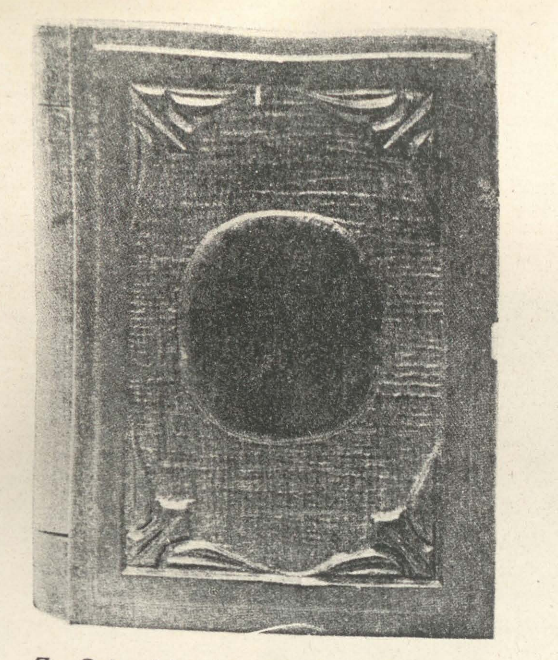


Zu Seite 126. **Ein Frühlingbild auf einem Chrysanthemumblatte; für das Volk.**

Tafel XVIII



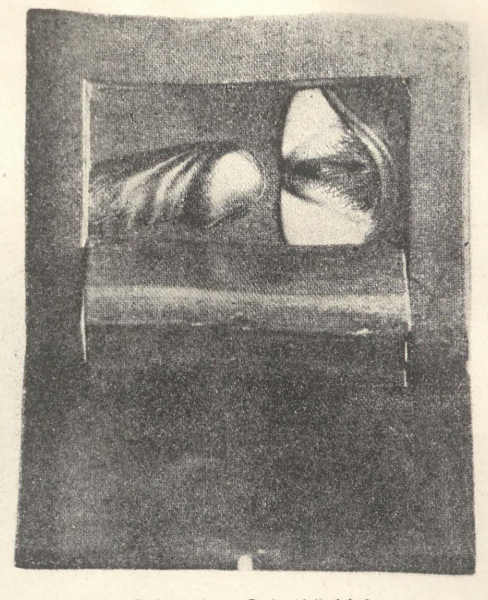
Zu Seite 126. **Ein Frühlingbild auf einem Chrysanthemumblatte; für das Volk.**



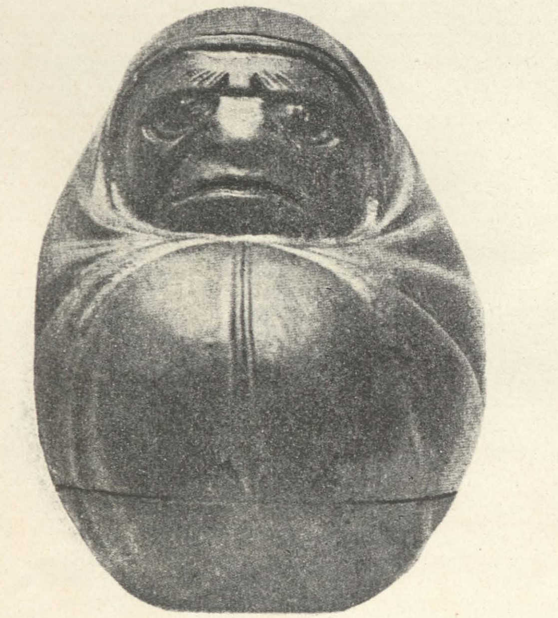
Zu Seite 126. **Vielliebchen: Ein Gebetbüchlein.** I. Geschlossen.



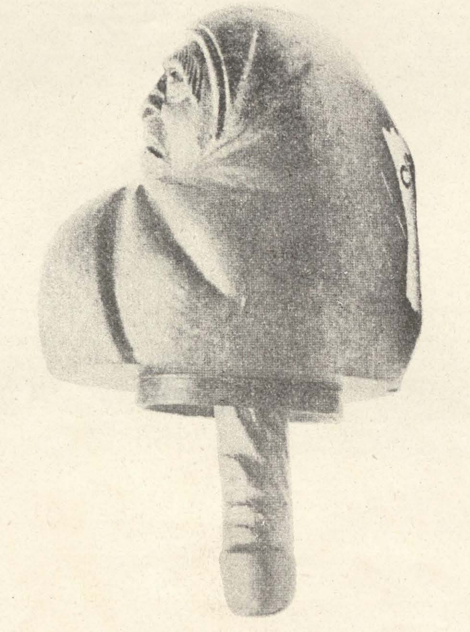
II. **Titelblatt mit dem Bilde der Braut, aus Elfenbein geschnitzt.**



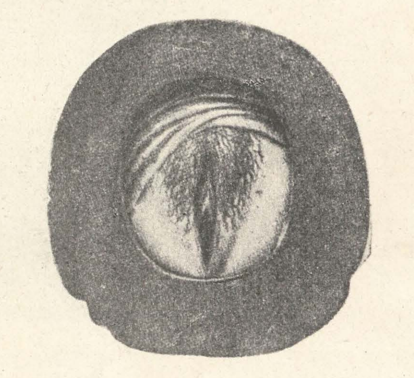
III. **Seite des Gebetbüchleins.**



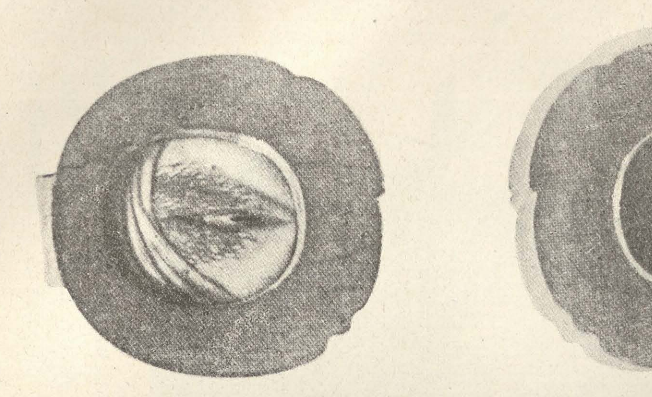
Zu Seite 126. **Vielliebchen: Die böse Sieben** Geschlossene Büchse.



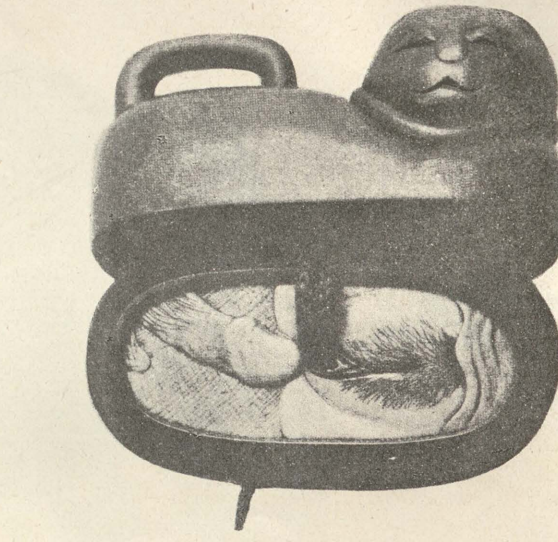
Oberteil der geöffneten Büchse.



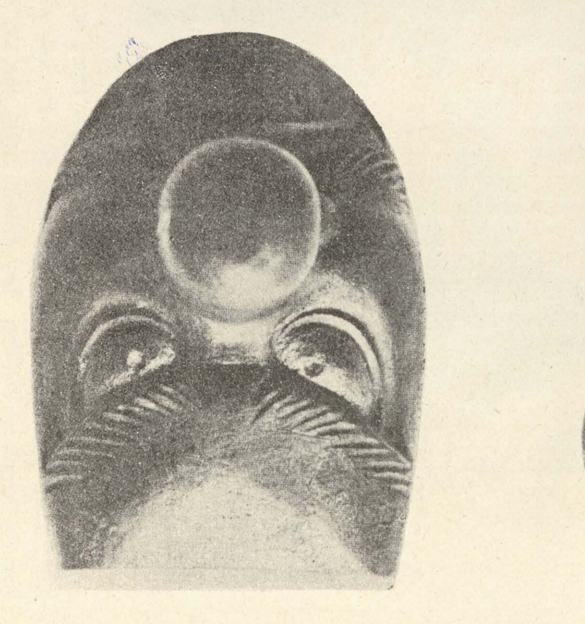
Unterteil der geöffneten Büchse.



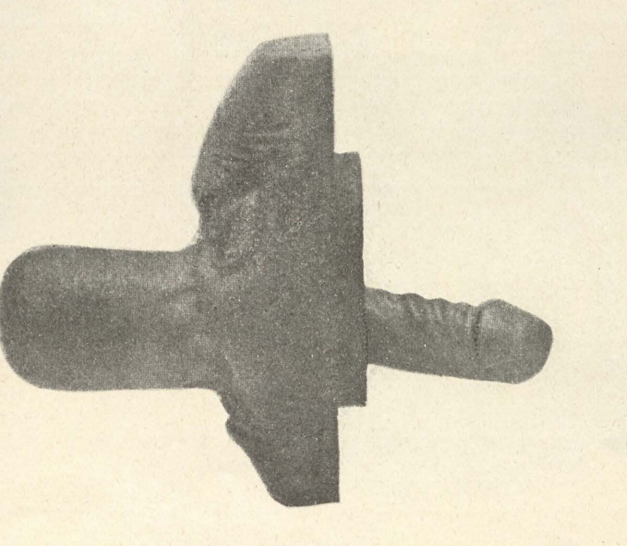
Zu Seite 126. **Vielliebchen: Eine Gewürzbüchse aus Elfenbein.**
In natürlicher Größe, auseinandergelegt.



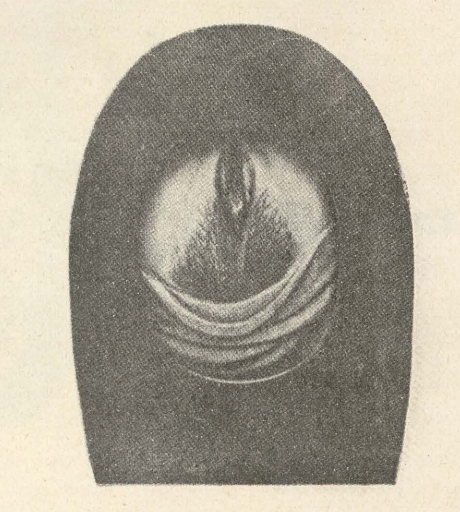
Zu Seite 126. **Vielliebchen: Ein Anghängsel für die Braut.** Halb geöffnet.



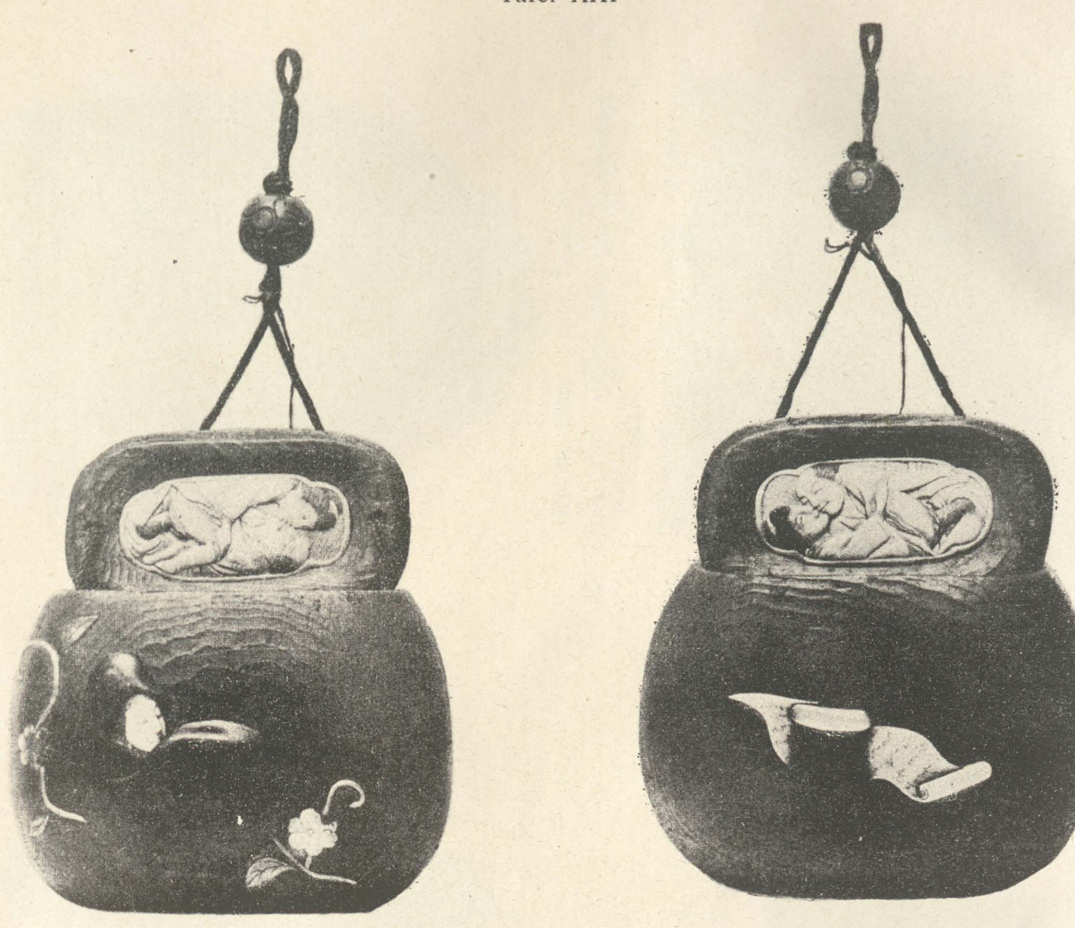
Zu Seite 126. **Vielliebchen: Büchse mit dem Angesicht eines Großnasigen.**



Seitenansicht. Oberer Teil.



Unterer Teil der Büchse.



Zu Seite 126. **Vielliebchen: Ein Holztäschchen mit inkrustierter, feinster Arbeit.** Vorder- und Hinteransicht bei aufgezogenem Deckel.



Zu Seite 126. **Vielliebchen für eine Witwe.** Die Frau hält eine Schachtel vor sich, aus der ein Zumpt hervorspringt, wenn man den Deckel wegzieht. Anspielung auf den alten Brauch, wonach Witwen das Glied ihres verewigten Gatten einbalsamiert aufbewahren.

Tafel XXII.



Die Hochzeitreise 1. Titelblatt.
Ein Buch mit 13 Bildern auf 26 Seiten.

Tafel XXIII



Die Hochzeitreise 2

Tafel XXIV



Die Hochzeitreise 3.



Die Hochzeitreise 4

Tafel XXVI



Die Hochzeitreise 5

Tafel XXVII



Die Hochzeitreise 6

Tafel XXXVIII



Die Hochzeitreise 7

Tafel XXIX



Die Hochzeitreise 8

Tafel XXX



Die Hochzeitreise 9

Tafel XXXI



Die Hochzeitreise 10

Tafel XXXII



Die Hochzeitreise 11



Die Hochzeitreise 12



Die Hochzeitreise 13.

Tafel XXXV



Eine Hochzeitreise.

Tafel XXXVI



Die Vögel 1.
Ein Buch von vierundzwanzig Blättern.

Tafel XXXVII



Die Vögel 2.

Tafel XXXVIII



Die Vögel 3

Tafel XXXIX



Die Vögel 4

Tafel XL



Die Vögel 5

Tafel XLI



Die Vögel 6

Tafel XLII



Die Vögel 7

Tafel XLIII



Die Vögel 8

Tafel XLIV



Die Vögel 9

Tafel XLV

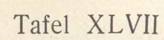


Die Vögel 10

Tafel XLVI



Die Vögel 11



Tafel XLVII



Die Vögel 12



Abschied von der Ehegattin.
Der Seesturm oder die Fraueninsel. Eine Rolle.

Tafel XLIX



Freude des Mannes, daß er von seiner Frau losgekommen.

Tafel L

Ein Sturm auf hoher See.



Die Fraueninsel.

Tafel LII



Eine Besichtigung.

Tafel LIII



Eine Prüfung.

Tafel LIV



Das Beilager.



Die Orgie.

Tafel LVI

Post coitum omne animal triste.

Tafel LVII



Flucht der Männer und Trauer der Frauen.



Bilder ohne Worte. Eine Rolle in zwölf Bildern. Ein Drittel der Vorlagengröße. Nach der Ansicht eines Kenners ein Werk von Kitágawa Utámaro (1754—1806).

Tafel LIX



Tafel LX



Tafel LXI



Tafel LXII





Tafel LXIV

Tafel LXV



Tafel LXVI

Tafel LXVII



Tafel LXVIII

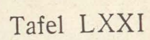
Tafel LXIX



Tafel LXX



Eine Gespenstergeschichte. In elf losen Blättern.



Tafel LXXI

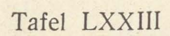


Eine Gespenstergeschichte.

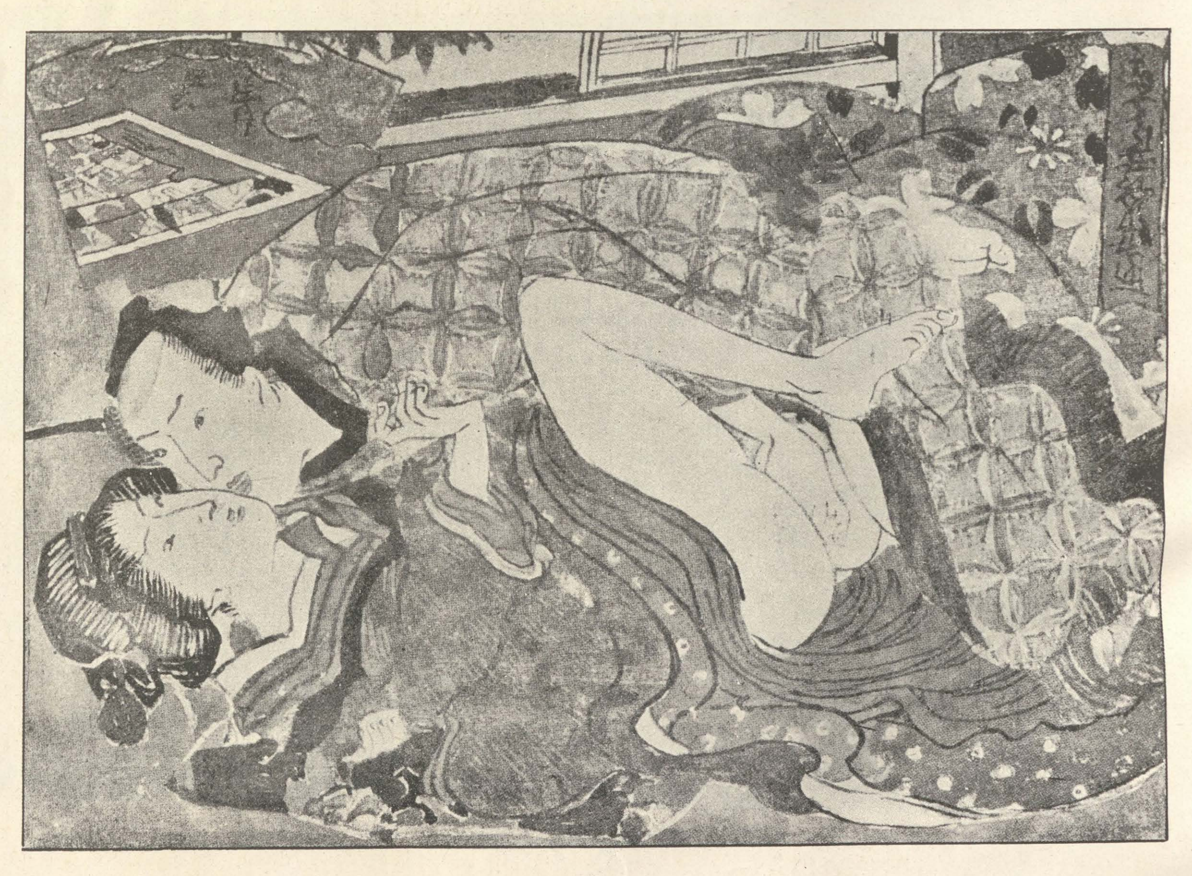
Tafel LXXII



Eine Gespenstergeschichte.



Tafel LXXIII

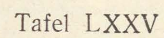


Eine Gespenstergeschichte.

Tafel LXXIV



Eine Gespenstergeschichte.


Tafel LXXV



Eine Gespenstergeschichte.

Tafel LXXVI

Eine Gespenstergeschichte.

Tafel LXXVII

Eine Gespenstergeschichte.

Tafel LXXVIII



Eine Gespenstergeschichte.

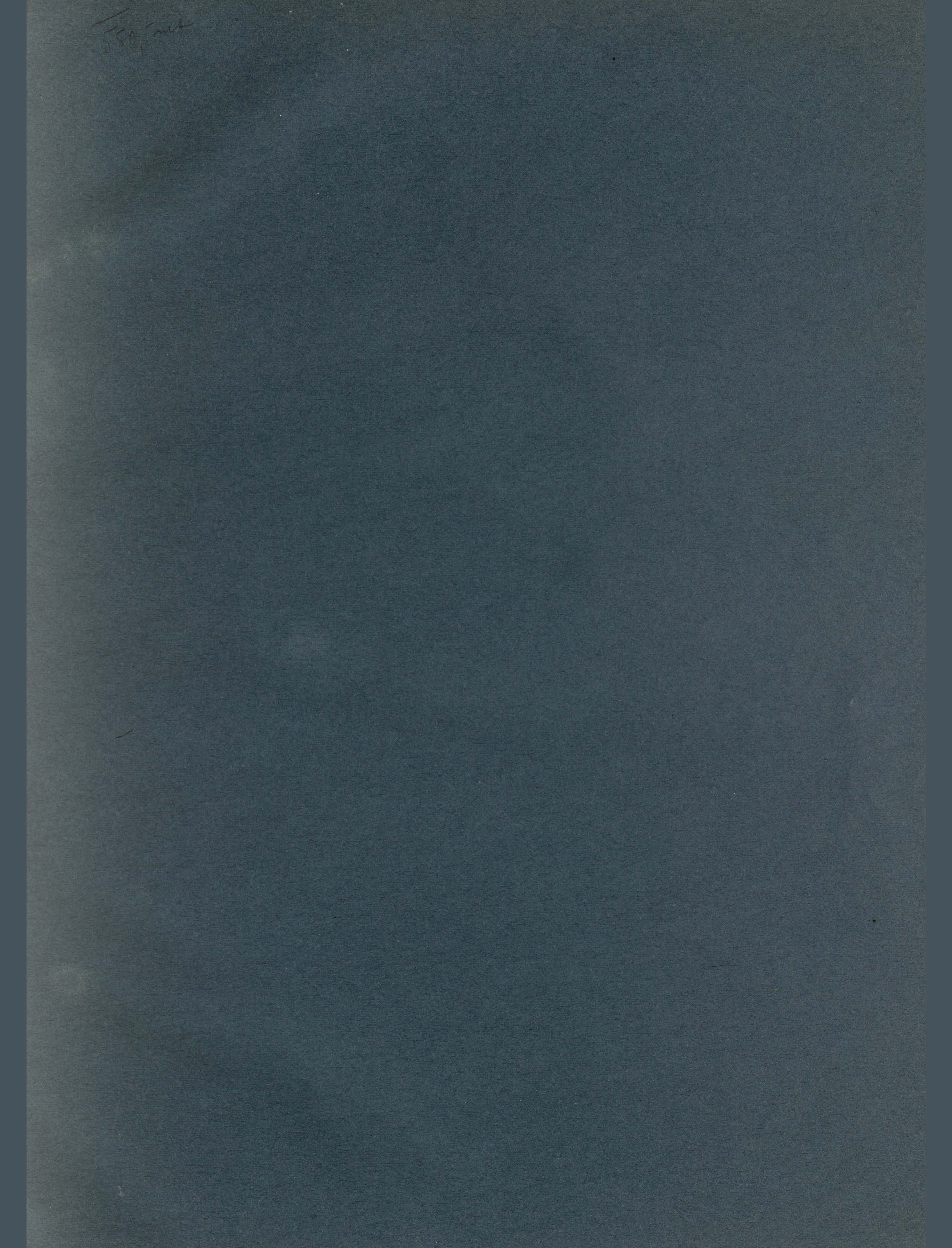
Tafel LXXIX

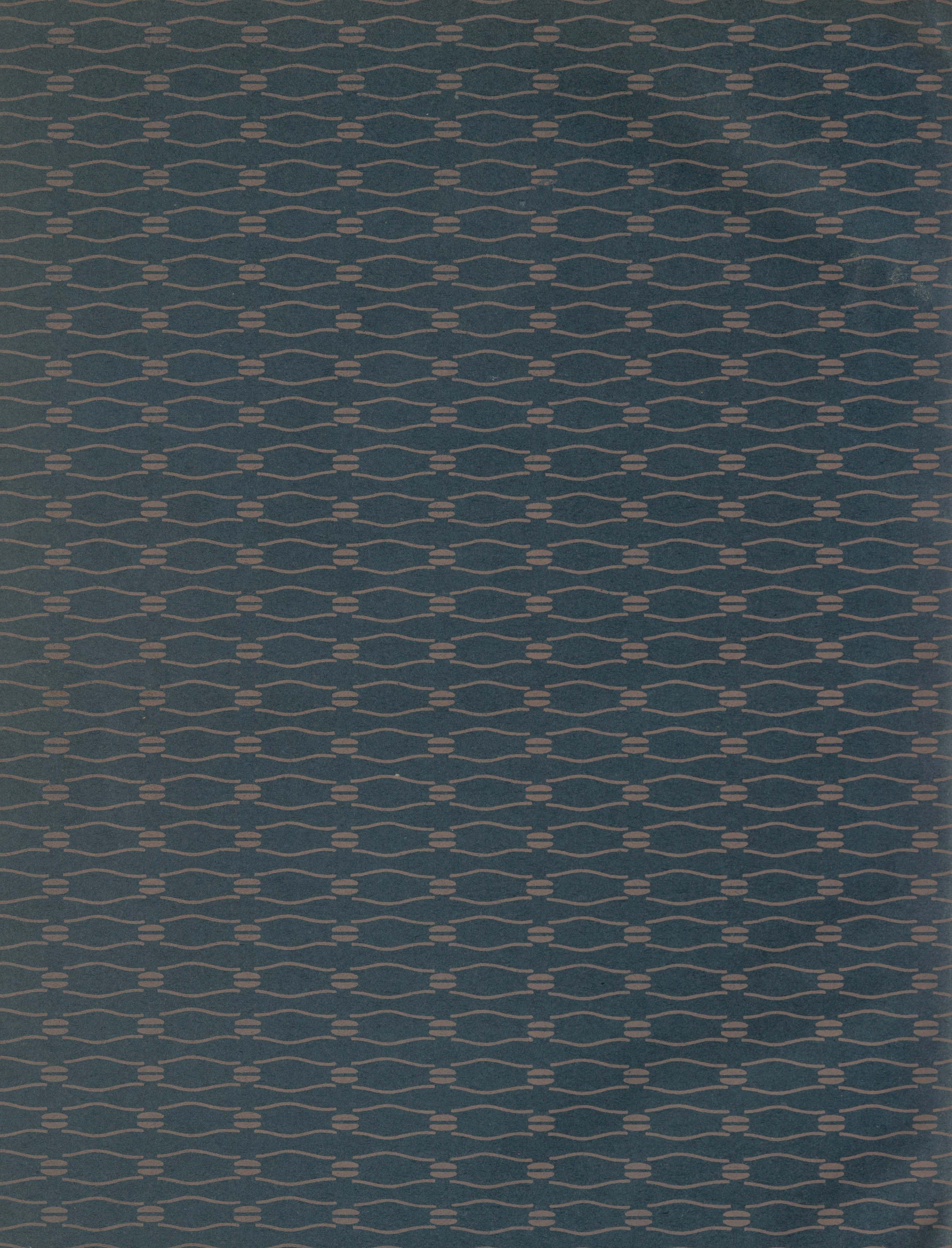
Eine Gespenstergeschichte.

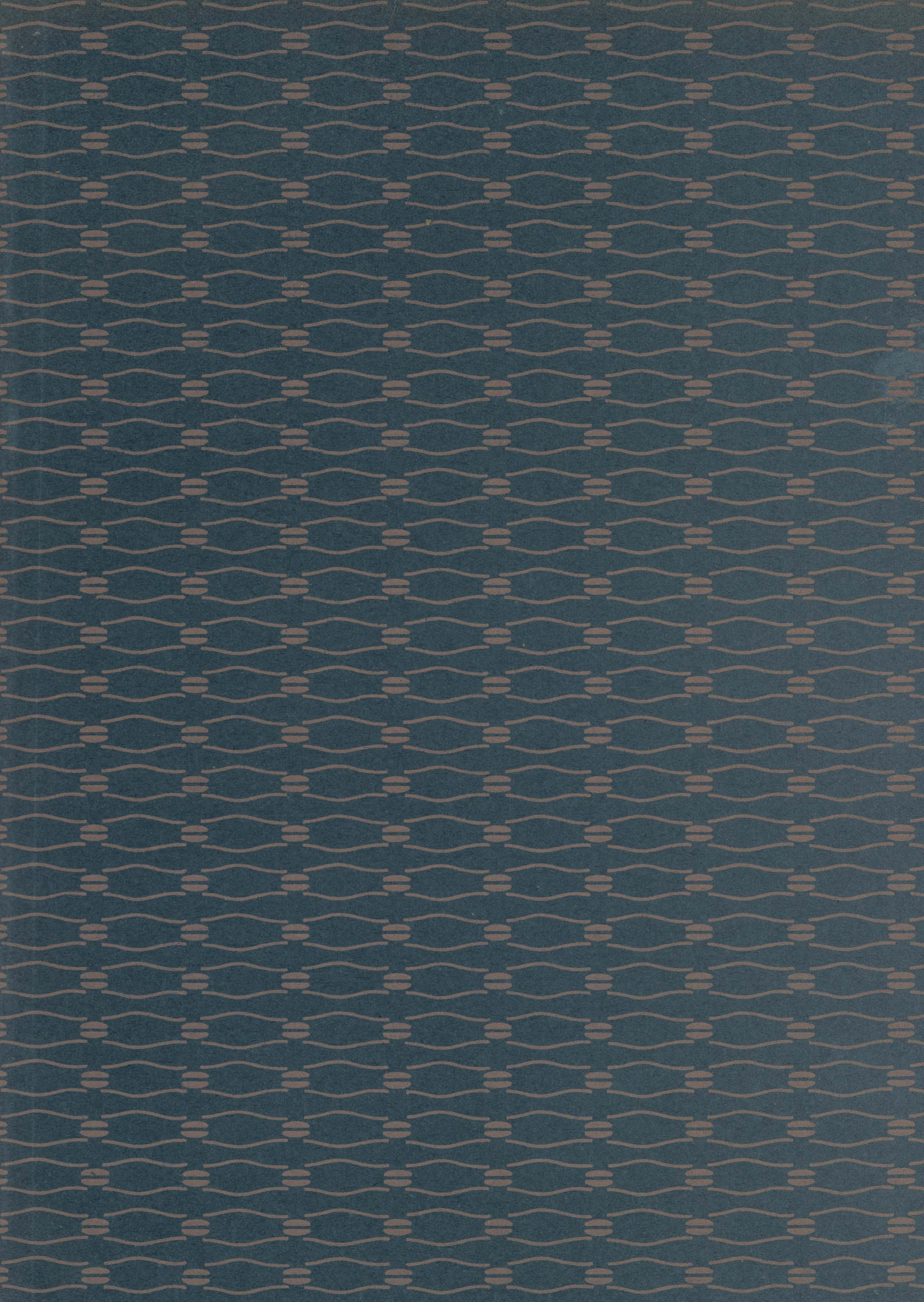
Tafel LXXX

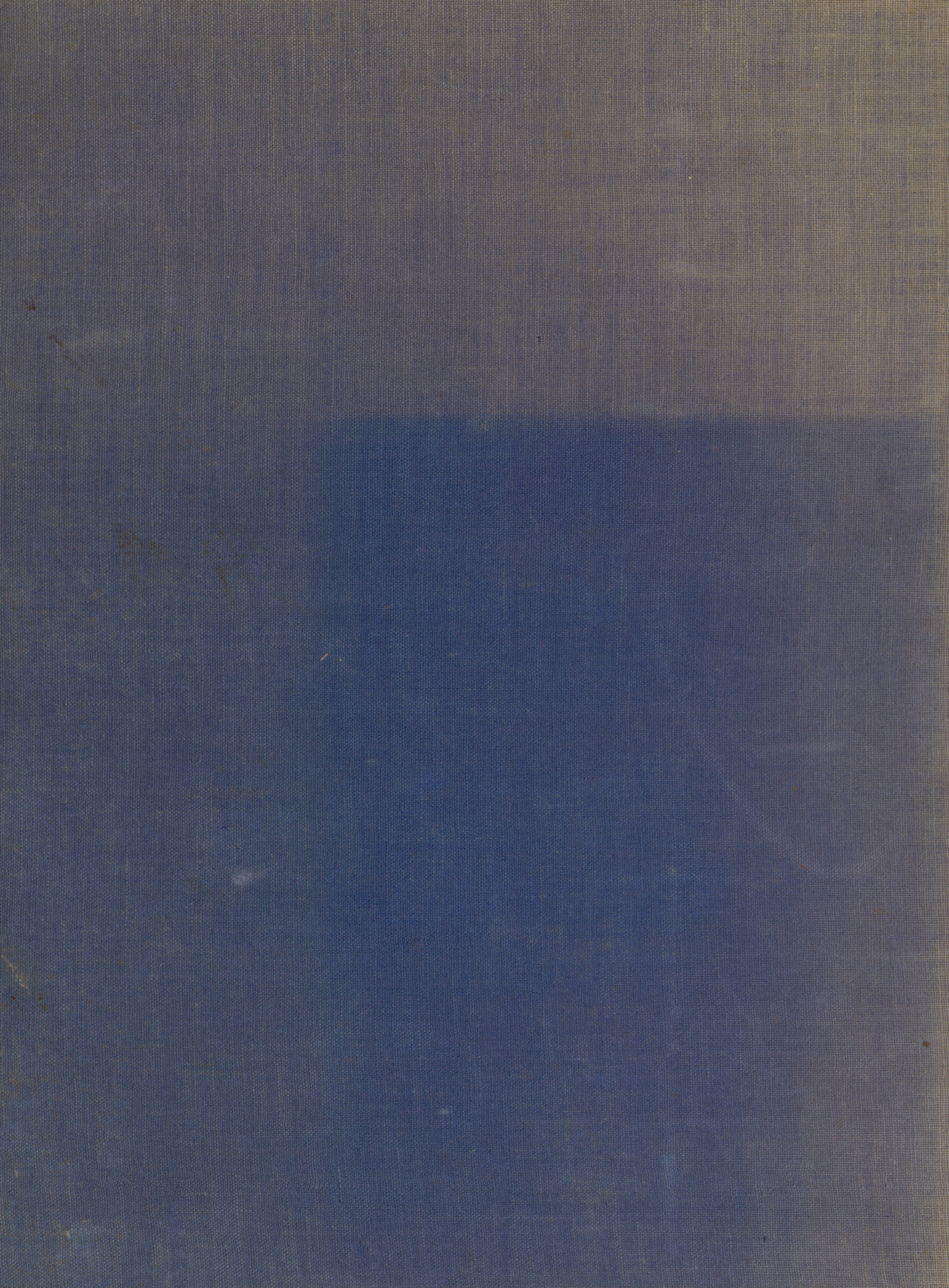


Eine Gespenstergeschichte.









KRAUSS

Das Geschlechtleben der Japaner

DAS GESCHLECHTLEBEN DER JAPANER

VON

DR. FRIEDRICH S. KRAUSS